Ruſs.

ttc

Barry

Das
Neue Rußland.

Nach

„Barrys' Russia in 1870“ und „Ivan at home.“

Berlin.
Verlag von F. Berggold
1873.

Vorwort.

Das große, die Vermittelung zwischen Europa und Asien bildende Czaarenreich, das vermöge der ungeheuren Hülfsquellen, die es besitzt, nicht allein in politischer, sondern sicher durch seinen ungemein rasch sich entwickelnden Aufschwung auch in handelspolitischer Hinsicht, in nicht allzu ferner Zeit einen sehr bedeutenden Rang unter den europäischen Staaten einnehmen wird und gewichtigen Einfluß auf dieselben einnehmen muß, gewinnt ein täglich größeres Interesse. Es ist für uns gewissermaßen ein noch unbekanntes und unerforschtes Land geblieben, denn Touristen, welche Theile desselben mehr oder weniger flüchtig durchstreiften, haben Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Gewohnheiten gegeben, welche vielfach an Uebertreibungen litten, vielfach aber auch das Ergebniß falscher Auffassungen waren, weil die Berichterstatter die Sprache des Landes nicht verstanden und weil sie nur Gelegenheit hatten, mit Angehörigen der höheren Gesellschaftsklassen, sowie mit Bewohnern der stark von nichtrussischen Elementen durchsetzten großen Städte in Berührung zu kommen. Um russische Verhältnisse, russische Zustände kennen und beurtheilen zu lernen, ist es aber mehr noch als in jedem andern Lande nothwendig, mit dem Volke gelebt, sich mit der Sprache vertraut gemacht und sich in verschiedenen Theilen des großen Reiches längere Zeit aufgehalten zu haben.

Allen diesen Anforderungen entspricht der Verfasser des vorliegenden Buches oder vielmehr der beiden Bücher, denn es sind zwei Werke, welche der Engländer in seiner Sprache über Rußland veröffentlicht hat, die wir hier zu einem verschmolzen in der deutschen Bearbeitung dem Publikum vorlegen. Barry hat als Direktor großer Hüttenwerke viele Jahre hindurch in Ruß-

land gelebt, er ist der Sprache vollkommen mächtig, er ist vermöge seiner Thätigkeit mit allen Volksschichten in die engste Verbindung getreten, hat das Reich nach den verschiedensten Richtungen durchreist, eine große Vorliebe für Rußland gewonnen und dabei doch mit dem Blick und den Erfahrungen des West-Europäers gesehen und geurtheilt. Authentischer als seine Vorgänger weiß er deshalb den russischen Volkscharakter, die Vorzüge und Fehler der Nation zu schildern. Er kennt ganz genau die Mängel und Mißbräuche, die in der Verwaltung und Gesetzgebung geherrscht, weiß die ungeheuern Fortschritte und Verbesserungen, die unter der Regierung des jetzigen Kaisers ins Werk gesetzt sind und noch erstrebt werden, ihrem ganzen Werthe nach zu würdigen und weist in besonders interessanter Weise nach, wie erst durch die Aufhebung der Leibeigenschaft Rußland sich zu dem Range unter den Staaten erhebt, der ihm hinsichtlich seiner Größe, wie seines Reichthums gebührt. Nicht minder lehrreich und vielleicht noch neuer als die Schilderungen der verschiedenen Stände, des Lebens in den Städten und auf dem Lande, der Rechtspflege, der Kirche u. s. w. sind die Mittheilungen des sehr gut unterrichteten Verfassers, des scharfblickenden praktischen Geschäftsmannes. Er bietet neue und überraschende Darstellungen und Aufschlüsse über Handel, Industrie und Eisenbahnwesen, und die Beschreibung von Sibirien läßt uns dieses Land in einem vollständig andern Lichte erscheinen, als man es hergebrachter Weise zu sehen gewohnt ist.

Je mehr aus den verschiedensten politischen und commerziellen Gesichtspunkten ein richtiges Verständniß der russischen Verhältnisse für Europa und namentlich auch für Deutschland wichtig ist, um so mehr glauben wir durch die nachstehende Bearbeitung einem Bedürfniß entsprochen zu haben und einer freundlichen Aufnahme des Werkes entgegensehen zu dürfen.

Berlin, im Juli 1873.

Der Uebersetzer.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Fünfzehntes Capitel.

Erstes Capitel.

W. Hepworth Dixon's Irrthümer in seinem Werke „das freie Rußland".

Reisen. Gespräche. Sitten. Sekten. Der Muschik. Der Städter. Der Gerichtshof. Der Priester. Freiheit. Rache. Geheime Polizei. Sibirien, Frömmigkeit.

Begreiflicher Weise trage ich kein geringes Bedenken, mich gegen einen Schriftsteller von der Erfahrung und dem Talente W. Hepworth Dixon's in Widerspruch zu setzen; allein es ist mir unmöglich, seinem Buche nicht einige Seiten zu widmen.

In welchem Theile des Reichs Dixon „das freie Rußland" studirt hat, läßt sich schwer ausfindig machen. Im Vorworte heißt es: „Die Reise, welche ich soeben vollendet, hat mich vom Eismeere bis an das Uralgebirge geführt", und auf der ersten Seite des zweiten Bandes: „Meine Fahrt vom arktischen Meere bis zu den Südabhängen der Uralkette". Diese Angaben würden vermuthen lassen, daß Dixon seinen Gegenstand auf einem Gebiete von ungeheurer Ausdehnung studirt, nicht aber, daß er das Land der „nördlichen Zone" zum Hauptschauplatze seiner Beobachtungen erkoren hat.

Warum Dixon die Repräsentanten des freien Rußlands so hoch im Norden gesucht, kann ich mir nicht wohl vorstellen. Nicht auf dem Wege von Archangel nach Sanct Petersburg vermag man die eigentlichen Nordrussen kennen zu lernen, dazu muß man im Gegentheile viel weiter gen Osten vordringen, als Dixon es gethan zu haben scheint.

Ferner steht in der Vorrede: „Zwei frühere Reisen haben mir zu einem Urtheile über die Reformen verholfen, in deren Folge die chinesische Mauer zusammengestürzt ist, die Rußland

versperrte.“ Warum dem Leser nicht sagen, wohin diese beiden Reisen gerichtet waren, und ganz besonders, welchen Zustand der Dinge Dixon zu constatiren gehabt hat?

Auch der folgende Satz stößt mir auf: „Ich habe viel zu erzählen von den Pilgern, den Mönchen, den Pfarrern, von der ländlichen Justiz und dem patriachalischen Leben auf den Dörfern, von den Bettlern, den Landstreichern, den Sectirern u. s. w. mit einem Worte, von den Elementen der menschlichen Gesellschaft, die in unsern Tagen die inneren und verborgenen Triebfedern der Politik bilden.“

Ich kann jedoch nicht zugeben, daß, trotz seiner Verheißung Dixon von diesen Dingen sonderlich viel erzählt hat; und das was er gesagt, selbst wenn man es ohne Einwand gelten läßt, kann den Leser nur zu schweren Irrthümern hinsichtlich des freien Rußlands und dessen freien Bewohnern verleiten.

Ich wage zu glauben, daß Dixon nicht Russisch versteht, und da ich nirgends vermerkt finde, daß er sich zur Uebersetzung seiner Worte eines Dolmetschers bedient habe, so kann ich mir Ausdrücke wie die folgenden, die ich da und dort in seinem Buche entdecke, nicht erklären: „Man hört in ihren Gesprächen . . .“ „Ich frug, was das Loch in dem Steine zu bedeuten habe.“ — Glaubt Dixon, daß das flüchtige Durchstreifen eines Landes genüge, um ein Buch zu schreiben, welches alle politischen, socialen und volkswirthschaftlichen Fragen berührt, sobald man nicht versteht, was man uns sagt, und nicht um Aufklärung ersuchen kann? Vielleicht sind dieser Ursache mehrere der wunderlichen Irrthümer beizumessen, denen man in seinem Werke begegnet.

Es kommt mir nicht in den Sinn, Dixon's Buch als solches zu kritisiren; ich will blos viele seiner Behauptungen berichtigen. Manche derselben mögen der Mehrzahl der Leser vielleicht gleichgültig erscheinen, allein die Unrichtigkeiten sind sehr erheblich, wenn man erwägt, daß der Verfasser uns eine genaue Vorstellung von Rußland zu geben beabsichtigt.

Ich wende mich denn sofort dem Abschnitte des Buches zu, der allein den vom Autor gewählten Titel rechtfertigt.

Das Capitel über die Emancipation der Leibeigenen ist von so handgreiflicher Ungenauigkeit, daß es bereits die Kritik des einflußreichsten Theiles der Presse herausgefordert hat. Auch mag ich hier nicht wiederholen, was allen Den-

jenigen bekannt ist, welche sich mit der Frage nur einigermaßen beschäftigt haben. Darum blos ein Wort über den Gegenstand: Welchen Glauben kann man den Angaben eines Schriftstellers schenken, der uns einreden will, die Dörfer in den Gouvernements Wensa und Kasan seien von Polen und Malarussen bewohnt?

Nach meiner Meinung ist es der Bauer, der im russischen Reiche das gründlichste Studium verdient, schon wegen seines numerischen Uebergewichts, und jeder Irrthum in dieser Beziehung von dem höchsten Belange. Nun lese ich aber im Capitel über das patriarchalische Leben auf dem Lande die nachstehenden Zeilen: „Ein Familienvater ist Herr in seinem Hause und über die Seinigen; er befindet sich da auf seinem unbeschränkten Dominium. Kein Mensch hat das Recht, sich einzumischen, auch nicht die Dorfältesten, ja nicht einmal der kaiserliche Richter; er steht über dem geschriebenen Gesetze und über dem Gewohnheitsrechte. Für Alles, was er innerhalb seiner Hütte thut und begeht, ist er blos sich selbst und Gott verantwortlich. Das neue Gesetz verbietet die körperliche Züchtigung der Frauen, man vollzieht daher dergleichen Strafen jetzt nicht mehr, mindestens nicht öffentlich; — zu Hause, innerhalb seiner vier Pfähle aber kann Daniel seine Nadia nach Herzenslust peitschen und stäupen."

Alle Schlüsse, welche man aus diesen Sätzen folgern könnte, sind jedoch falsch. Wer sollte nach Dixon's Behauptung nicht annehmen, daß der Vater, das Haupt der Familie, zu Hause sich allen Excessen hingeben darf und daß, falls das Geschehene nach außen hin verlautet, Niemand das Recht besitzt, ihn über sein Verhalten zur Rechenschaft zu ziehen? In Wahrheit aber steht dem Familienvater das Züchtigungsrecht nur in sehr engen Grenzen zu, und sobald er diese Schranken überschreitet, kann die mißhandelte Person an die Gemeinde appelliren, die sich einmischt und den Delinquenten bestraft. Ich lernte auf einem Dorfe einen Mann kennen, welcher seinen Sohn geschlagen und nachher eingesperrt hatte. Der letztere vermochte somit nicht, seine Klage persönlich anzubringen, allein er fand Mittel und Wege, sich mit einem Kameraden in Verbindung zu setzen, und dieser erschien vor der Gemeinde. Auf der Stelle ward eine Commission zur Untersuchung des Vorkommnisses ernannt.

Aus einer Zeitschrift entlehnt Dixon die folgende Notiz:

„Euphrosine M..., die Frau eines in der Provinz Cherson wohnenden Bauern, wird von ihrem Gatten der Verletzung der ehelichen Treue bezichtigt. Der Mann beruft eine Versammlung der Familienväter des Dorfes, welche, nachdem sie seinen Bericht vernommen und ohne die Vertheidigung des Weibes nur anzuhören, das letztere dazu verurtheilen: in Anwesenheit aller ihrer Bekannten und am hellen Tage splitternackt im Dorfe umhergeführt zu werden."

Natürlich muß der Leser vermuthen, daß dies Begebniß, wenn es überhaupt stattgehabt hat, erst kürzlich geschehen ist, die Autorität indeß, auf die sich Dixon stützt, ist eine Nummer der „Zeitung des Neuen Rußlands" aus dem Jahr 1864! Um im Gegentheil zu beweisen, daß die Behörden vor den von den Bauern begangenen Ausschreitungen die Augen nicht verschließen, will ich meinerseits eine Thatsache anführen.

Auf unserer Herrschaft war eine Frau von zwei Männern in barbarischer Weise gemißhandelt worden. Der Coroner des Ortes und die Gemeinde thaten ihre Schuldigkeit nicht, und die Sache kam in die Zeitungen. Schon nächsten Tages ordnete ein kaiserlicher Erlaß genaue Untersuchung des Vorfalles an, und die Schuldigen wurden den Gerichten übergeben.

Soll ferner mein Vertrauen auf das, was Dixon über die Religionssecten im Allgemeinen sagt, nicht erschüttert werden, wenn ich über einen Altgläubigen lese: „Wahrscheinlich wird er nicht mehr rauchen." Zwar habe ich keine Zeit gehabt, mich selbst mit dem Thema eingehender zu befassen, der erste beste Schulknabe jedoch hätte ihn lehren können, daß die Altgläubigen den Gebrauch des Tabaks verabscheuen. Weiß ich doch, daß einer dieser Sectirer sein Haus vom Dache bis zur Diele gewaschen und gereinigt hat, weil von einem Manne darin zwei Züge aus einer Cigarette gethan worden waren!

Und weiter heißt es: „Jeder neue Kaiser macht einen Heiligen." Dixon hätte wissen können, daß der gegenwärtige Kaiser, anstatt neue Heiligen zu schaffen, in einem Ukase die Zahl der ihrem Andenken geweihten Feiertage beträchtlich vermindert hat.

Wo aber hat Dixon die Skoptschi (ohne Widerrede eine abscheuliche Secte) beobachtet? „Weiß, schwach und mißgestaltet," sagt er, „erscheinen sie in den Kaufläden wie Gespenster." Abgesehen davon, daß sie meist ein wenig dick sind, kann ich zwischen ihnen und den anderen Männern keinen Unterschied wahrnehmen.

Wenn man Diejenigen kennt, die Dixon als Steuerverweigerer bezeichnet, kann man dann begreifen, was er damit sagen will, indem er dieselben zu einer „Religionssecte stempelt? Die Leute verdienen ja ebensowenig den Namen „Sectirer" wie die Irländer, welche ihren Pachtzins nicht bezahlen wollen, weil sie, gleich ihren Brüdern in Rußland, behaupten, daß das Land ihnen gehöre.

Im Abschnitte von den „dörflichen Republiken" befinden sich Angaben wie die folgende: „Die Bewohner dieses Dorfes leiten aus den alten Ueberlieferungen eine ganze Welt von Localrechten her, Gesetze, jenen Familienrechten ähnlich, welche Minister und Richter zu schonen für weise erachtet haben. Sie erwählen ihre Aeltesten, haben ihre eigenen Gerichtshöfe, legen Bußen auf..., üben einen Einfluß aus, den ihnen der Kaiser nicht gegeben hat und doch nicht zu nehmen wagt. Der Starosta wird auf drei Jahre ernannt, man pflegt dazu den reichsten Bauer des Dorfes zu erwählen... er ist ein unbesoldeter Diener der Gemeinde.... Ein Aeltester aber, auf die Gemeindeversammlung gestützt, kann dem kaiserlichen Willen Trotz bieten und die Landesgesetze als todten Buchstaben behandeln."

Sicherlich läßt sich ein hübscheres Bild von selbständiger Republik nicht ausmalen. Wenn ich jedoch jetzt dem Leser die Wahrheit vor Augen lege, wird er sehen, wie irrig Dixon's Behauptungen sind. Auf der letzten Sprosse der gerichtlichen Hierarchie steht im Dorfe der Starosta; derselbe übt seine Functionen unter der Autorität der Gemeinde aus, deren Competenz in strafrechtlicher Beziehung eine so wenig umfängliche ist, daß es nicht der Mühe verlohnt, davon auch nur zu sprechen. Hierauf kommt die Bezirksversammlung, der Wolost; sie ist es jedenfalls, die Dixon meint. Sie besteht aus den Betretern mehrerer Gemeinden, unter dem Vorsitze der Starschina. Dieser Versammlung ist die Gemeinde ganz ebenso untergeordnet, wie der Starosta dem Starschina. Der durch Wahl erneute Wolost wählt seinerseits einen je nach dem Umfange des Bezirks aus vier bis zwölf Mitgliedern gebildeten Gerichtshof; zu gleicher Zeit fungiren immer nur drei Richter, und die Ausführung ihrer Beschlüsse liegt dem Starschina ob.

Hört man Dixon, so sollte man glauben, die Macht dieses Gerichts sei eine völlig schrankenlose. Im Gegentheile aber ist sie eine äußerst beschränkte. Es kann nur Civilprocesse ent=

scheiden, deren Object die Summe von hundert Rubeln nicht übersteigt, blos vierundzwanzig Stockhiebe verhängen, in Criminalsachen Geldbußen bis zum Belaufe von drei Rubeln Silber auflegen und im Maximum zu einer dreijährigen Gefängnißstrafe verurtheilen. Niemals jedoch wählt man den Starosta um seines Vermögens willen, sondern wegen seiner Rednergaben; denn die Gemeinde will einen Mann haben, welcher gut zu sprechen versteht. Auch wird er stets und überall besoldet.

Am Ende des nämlichen Capitels heißt es: „Zwei Drittel der Bevölkerung eines Dorfes, dessen sämmtliche Stimmberechtigte betrunken sein können, haben das Recht, einen Menschen lebenslänglich nach Sibirien zu verbannen.“ Im folgenden Abschnitt wird erklärt: „dergleichen Mißbräuche der Justiz sind nicht selten“ und „man kann ihn summarisch vorfordern, zum Exile verdammen, . . . aus seiner Gemeinde stoßen . . . er darf niemals wieder irgend welcher Gemeinde als Mitglied angehören.“ Alles das stelle ich von A bis Z in Abrede. Zunächst werden betrunkene Leute zur Gemeindeversammlung nicht zugelassen, und sodann kann die Gemeinde Niemanden nach Sibirien schicken. Zahlt ein Gemeindemitglied nicht den auf ihn fallenden Antheil an der Steuerquote, so haben seine Brüder das Recht, ihn auszuschließen, nachdem sie alle anderen Mittel, ihn zur Vernunft zu bringen, vergeblich versucht haben. Allein nichts hindert ihn, sich in jede beliebige andere Gemeinde aufnehmen zu lassen, die gegen diese seine Aufnahme nichts einzuwenden hat. Erst wenn der Mensch nirgends Aufnahme findet, wird er zusammen mit anderen Muschiks, die in gleicher Lage sind, irgend wohin transportirt, um dort eine Colonie zu gründen. Ganz bestimmt aber schickt man ihn nicht in eines der sibirischen Bergwerke; dies ist vielmehr die Mördern und sonstigen schweren Verbrechern vorbehaltene Strafe.

Offenbar kennt Dixon die Handlungsweise der russischen Dorfgemeinden äußerst wenig; sonst hätte er — S. 58 seines zweiten Bandes — nicht geschrieben: „die Dörfler wissen recht gut, wer von ihren Brüdern reich genug ist, um sich den Rücken mittelst seines Geldbeutels loszukaufen, wenn sie daher das Bedürfniß nach einem Trunke auf anderer Leute Unkosten empfinden, brauchen sie nur ihren Kameraden ins Blaue hinein eines beliebigen Vergehens zu beschuldigen; gewiß wird er sich loskaufen.“ Ich erlaube mir Herrn Dixon, falls er etwa wieder

nach Rußland reisen sollte, den Rath zu ertheilen, sich doch die Wolostgerichte ein wenig näher anzusehen; die Art und Weise, wie dort die Gerechtigkeit gepflogen wird, dürfte, davon bin ich überzeugt, ihm nicht zum Aergerniß gereichen.

Ueber Wohnungen und Leben der Bauern erzählt Dixon eben so viel Falsches wie über die öffentlichen Institutionen der Dörfer. „Das Haus des Dorfältesten,“ sagt er, „ist größer als alle anderen ... den Fußboden bildet eine einfache Tenne. Einzelne Häuser haben hier und da einen Balcon, einen Stall....“ Worauf in aller Welt kann sich diese Schilderung beziehen? Auf Rußland sicherlich nicht. Hat Dixon jemals eine Scheunentenne als Fußboden in einem russischen Bauernhause gesehen? Außer in dem Ausnahmefall, wo, nach Einäscherung eines Dorfes, die Bewohner desselben sich provisorische Hütten errichtet hatten, ist mir dergleichen nie zu Gesichte gekommen. Fast immer und überall muß man auf einer Treppe zu den Räumlichkeiten der Wohnung steigen, in denen sich die Familie aufzuhalten pflegt. Wie aber käme eine Scheunentenne in das erste Stockwerk? Man müßte denn annehmen, der Bauer habe seine Diele mit Erde bedeckt. Und wo ist der Mensch, der sich eine so überflüssige Mühe bereiten würde?

Bei allen Bauernhäusern findet man nicht blos einen Stall, sondern ein Gehöft, das die nöthige Stallung, die Schuppen für Wagen und Ackergeräthschaften, Schlitten u. s. w. enthält, mit Einem Wort, alle zu einer Landwirthschaft erforderliche Zubehör. Und dies so allgemein, daß man die Wohnstätten eines Dorfes niemals nach Häusern, sondern stets nur nach „Gehöften“ zählt.

Weiterhin behauptet Dixon, das gewöhnliche Mittagsmahl des Bauern bestehe, „wenn nicht gerade Fasttag ist, aus einem Stück Schwarzbrod, einer sauern Gurke und getrocknetem Stockfisch.“ Diese Angabe zeugt von einer totalen Unkenntniß des russischen Landlebens; an Fasttagen ißt der Bauer allerdings Fische, gewiß aber nicht Stockfisch. Haben doch von hundert Russen zweifelsohne neunundneunzig dies Wort niemals nennen hören, und so hätte der oberflächlichste Beobachter leicht wahrnehmen können, was für Fische der russische Bauer genießt und woher dieselben kommen. Der wunderbarste Irrthum in dieser Beschreibung ist indeß, daß das Nationalgericht, der „Tschec“ (Kohlsuppe), ganz und gar mit Stillschweigen übergangen wird,

obgleich es auf dem Lande den Hauptbestandtheil der Nahrung des Volkes bildet. Ich kenne russische Bauern, die zu Mittag drei Pfund Schwarzbrod und nicht blos eine, sondern zwanzig saure Gurken verzehren.

Hätte ich nicht schon meine Ansicht ausgesprochen, daß Dixon nicht russisch verstehen kann, so würde ich seine folgende Bemerkung bestreiten: „Ich selbst habe einen Alten den Befehl geben hören, einen Bauern auszupeitschen, nachdem ihn zwei Personen der Trunkenheit beschuldigt und für unfähig erklärt hatten, ihren Wagen zu lenken.“

Vermuthlich hat man ihm gesagt, dahin habe der Befehl des Aeltesten gelautet. Allein ich weiß in der That nicht, wie ich mir diese Mittheilung erklären soll. Zugegeben auch, das gebrauchte Wort bedeute soviel wie „Dorfältester,“ so ist's doch ganz unmöglich, daß dieser aus eigenem Antriebe den Befehl zur Auspeitschung des Postillons ertheilt haben soll, denn nach dem gemeinen Gesetze hätte der letztere vor einen Gerichtshof erster Instanz citirt werden müssen. Wohl giebt es allenthalben, nicht blos in Rußland, Menschen, welche sich in Dinge mengen, die sie nichts angehen, allein der oben erwähnte Vorfall wird uns im Capitel über die Leibeigenen als etwas durchaus Selbstverständliches erzählt. Herr Dixon wird mir verzeihen, wenn ich ihm sage, daß falls er nicht selbst die Vollstreckung des Urtheils mit angesehen hat, ich mir erlaube, die Ausführung derselben zu bezweifeln.

Den Ursprung der Leibeigenschaft erklärt er in dem bezüglichen Abschnitte in nachstehender Weise: „Ein vom Gesetze sanctionirter Vertrag ist zwischen den beiden Parteien, dem Bauer und dem Edelmann, über einen gewissen Grundbesitz, Ländereien, Teiche, Hölzer abgeschlossen worden; dieser Vertrag regelt ihre gegenseitigen Beziehungen und Verpflichtungen und stellt Eigenthums-, Jagd- und andere Rechte fest.“

Was soll das heißen? Haben wir es so zu verstehen, daß die Leibeignen mit ihrem freien Willen und aus freien Stücken Leibeigene geworden sind? Wenn dem so ist, warum hat alsdann der Verfasser seinen Gedanken nicht weiter entwickelt?

Die Schilderung des Popen und seiner Familie ist mehr als eine Komödie; sie ist eine wahre Posse, und ich glaube nicht, daß Dixon selbst sie im Ernste aufrecht erhalten kann und will. „Jeder Pope,“ sagt er, „ist der Mittelpunkt eines kleinen

Kreises, für den er nicht nur der Gottesmann ist, sondern der rathende und leitende Vater." . . „Vater Peter, der Dorfpope, hat ein sehr nettes Häuschen; einige Blumentöpfe schmücken die Fenstergesimse; eine Anzahl Bücher belastet seine Tischchen; seine Frau, schön und bleich, sitzt an der Thür. Sie überwacht die Spiele ihrer Kinder, die unter einem Baume einen der rituellen Psalmen singen. . . Ein Priester ist in seinem Kirchspiele eine so große Person, daß selbst wenn er sich betrinkt, seine Pfarrkinder ihn mit rücksichtsvoller Ehrerbietung behandeln."

Der Irrthum, in den hier der Autor verfallen, ist um so seltsamer, als alle Reisenden einstimmig von dem wenig sympathischen Habitus des Popen und seiner traurigen Lebensweise zu erzählen wissen.

Ich kenne den Popen ziemlich gut und weiß, daß kein Bauer ihm auch nur die geringste Hochachtung zollt. Zum Glück ist er ein Typus, welcher einzig und allein in Rußland existirt. Ohne Bildung, fast ohne Moralität, sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdienend, unterscheidet er sich sehr wenig von seinen Nachbarn, den Muschiks. Das Haus, das er bewohnt, ist wie alle übrigen des Dorfes, obschon vielleicht ein klein wenig behaglicher eingerichtet als diese. Seine Frau gleicht vollkommen den anderen Bauerweibern; sie geht ihren häuslichen Verrichtungen nach, während ihre Kinder sich mit den anderen Gassenbuben umher tummeln. Der Pope besitzt ein Stadt Land, das er, gleich einem Bauern, mit seinen eigenen Händen bestellt, und sein Leben verstreicht auf die einförmigste Art und Weise zwischen Amtshandlungen, Feldarbeiten und Müssiggang. Sein Durst ist sprichwörtlich, und an den hohen Festtagen berauscht er sich unfehlbar. Er selbst schämt sich dessen nicht im Mindesten, und das Volk ist so daran gewöhnt, daß es keine Notiz davon nimmt. Kaum zuckt man die Achseln, wenn man ihn wider die Häusermauern taumeln sieht. Sich selbst und seinen eigenen Hülfsquellen überlassen und einer unzulänglichen Inspection unterworfen, sinkt der Pope nach und nach in eine Verfassung, welche der seiner Nachbarn, der Muschiks, völlig gleicht. Pflegt er einige gesellschaftliche Beziehungen, so sind sie nur mit den Bauern. Die Unmöglichkeit, in der er sich befindet, zu einer höheren Stellung aufzurücken, trägt viel zu diesem jämmerlichen Zustande bei. Ihm gebricht die große Triebfeder der menschlichen Thätigkeit — der Wunsch emporzukommen.

Mehr als einmal habe ich betrunkene Popen den Gottesdienst abhalten sehen und gar manchen beim Diebstahle ertappt. Wie kann man Priester in Schutz nehmen, die es dulden, daß einer ihrer Amtsbrüder einen Branntweinschank etablirt? Ich habe einen solchen geistlichen Schnapshändler gekannt, ja ihm selbst die Concession ausgefertigt. Angeblich zum Besten seiner Kirche, in Wahrheit jedoch für seine eigene Rechnung. Wunderbar aber, gerade dieser Pope war, bis auf seine Neigung zum Trunk, ein ganz respectabler Mann und einer der empfehlenswerthesten Vertreter des niederen Klerus.

Wie können dergleichen Männer dem Bilde entsprechen, welches Dixon von ihnen entwirft — durch Armuth verkommen wie sie sind und auf der tiefen Sprosse der socialen Leiter, wo sie haften bleiben? Allerdings giebt es keine Regel ohne Ausnahme, auch Dixon's Vater Peter mag vorhanden sein, aber, ich fürchte sehr, eben nur als Ausnahme.

In dem Capitel über die Freiheit steht der Satz: „diese Gleichgültigkeit für Recht und Unrecht entspringt aus der Leibeigenschaft, die seit zweihundert und sechszig Jahren auf dem Bauer lastet. Die Leibeigenschaft macht den Menscheu gleichgültig gegen Leben und Tod . . . und die Freiheit, welche der Freigelassene am höchsten zu schätzen pflegt, ist oft die Freiheit der Rache."

Um diese Theorie von der Rache bei den Bauern zu begründen, führt Dixon den Proceß Gorski, jenes Mannes an, der in Tambow eine gesammte Familie umgebracht hatte. Unglücklicher Weise aber für die Theorie des Verfassers war Gorski weder ein Bauer noch ein emancipirter Leibeigener, sondern ein polnischer Student und Hauslehrer in der Familie, welche seiner Brutalität zum Opfer fiel.

Hierauf kommt die Geschichte der Doria Sokoloff an die Reihe, die ebenfalls eine ganze Familie einschließlich eines Hündchens ermordet haben sollte. „Da kein Zeuge das Verbrechen überlebt hat, so konnte man sie nur zu zwölf Jahren Strafarbeit in einem sibirischen Bergwerke verurtheilen." Die Sache verhält sich indeß also: das Schwurgericht, vor welchem die Angeklagte erschien, überzeugte sich, trotz eines Geständnisses, welches sie nachmals zurücknahm, daß Doria nicht die Mordthaten begangen, daß der eigentliche Schuldige vielmehr nicht hatte ausfindig gemacht werden können. Doria Sokoloff wurde nur der

Verheimlichung des Verbrechens schuldig befunden und demgemäß bestraft.

Sehr oft hat man Dixon materiell sehr ungenau berichtet. Als Beweis davon will ich nur den Anfang des Abschnitts über die geheime Polizei hier wiederholen: „Die Macht der geheimen Polizei hat keine anderen Grenzen, als diejenigen, welche ihr die directen Befehle des Kaisers stecken." Dieser Satz kann nur den Sinn haben, „daß die dritte Abtheilung" — so nennt man die geheime Polizei — über allen Gesetzen und Jurisdictionen steht. Will Dixon aber die Verantwortlichkeit für eine solche Behauptung übernehmen? Meint er, die Polizei übe in den Civil- und Criminalangelegenheiten irgend welche Gewalt aus? Weiß er nicht, daß das neue Gesetz eine Art von Habeas Corpus enthält und daß jeder Verhaftete binnen sehr knapp gemessener Zeit vor seinem natürlichen Richter erscheinen muß? Was ist „die dritte Abtheilung" Anderes als eine Anzahl von Beamten, denen die Vollstreckung der Befehle seines Chefs obliegt?

Es kommt mir nicht einen Augenblick in den Sinn, die Institution der geheimen Polizei zu billigen; vielmehr beklage ich das Vorhandensein jener „dritten Abtheilung." Selbst heute noch verwendet man sie zu wenig lobenswerthen Zwecken; allein Dixon schildert die geheime, oder richtiger gesprochen, die politische Polizei sowie sie 1848 war, nicht so, wie sie gegenwärtig ist. Zöge er den schon 1862 eingebrachten Gesetzentwurf zu Rathe, den man jetzt schließlich angenommen hat, so würde er erstens sehen: daß die Justiz von der Verwaltung getrennt ist, ebenso wie die Executiv- von der legislativen Gewalt; daß das Schwurgericht bei allen nicht politischen Verbrechen zu entscheiden haben wird; daß die Sitzungen der verschiedenen Gerichtshöfe öffentlich sein sollen u. a. A. m.

In einzelnen Theilen des russischen Reiches ist dies Gesetz bereits seit 1864 in Kraft getreten; wie läßt sich folglich Dixon's Behauptung aufrecht erhalten? Wie angedeutet, hat sich „die dritte Abtheilung" lediglich mit politischen Angelegenheiten zu befassen; niemals und nirgends ist mir zu Ohren gekommen, daß sie sich in die gewöhnliche Criminaljustiz gemischt habe.

Ich habe die Wirkung des neuen Gesetzes studirt; auch Dixon bekennt, diese Wirkung sei eine zufriedenstellende. Er entkräftet jedoch dies Eingeständniß durch seine Darlegung von

der „dritten Abtheilung" der kaiserlichen Kanzlei und durch die Schlüsse, welche er hieraus zieht. Ich berufe mich lieber auf das Zeugniß Eckart's (des früheren Redacteurs der „Grenzboten"), der, ein gründlicher Kenner der russischen Einrichtungen und Zustände, schreibt: „Von allen von der gegenwärtigen Regierung unternommenen Reformen ist die Reorganisation der Justiz entschieden diejenige, welche die günstigsten Resultate hervorgebracht hat."

Die Wichtigkeit dieser Reform wird Niemandem entgehen, und weil sie ihren Erfolg gehabt hat, so fordert die Gerechtigkeit, dies zu constatiren und Angaben wie die oben erwähnten nicht ohne förmliches Dementi zu lassen.

Dixon erzählt dabei die Geschichte Pawlenkoff's, der nach Kiächta verbannt worden sei, weil er eine Subscription zum Zweck eines dem jungen Schriftsteller Pizareff zu errichtenden Grabmales eröffnet habe. Welches die gegen Pawlenkoff erhobenen Beschuldigungen waren, weiß ich nicht, ich kann indeß versichern, daß ich selbst zwei Mal Sammlungen zu Gunsten nach Sibirien verbannter politischer Verbrecher unternommen habe. Und das ganz öffentlich; die Polizei kannte die Unterzeichner, und obschon viele derselben der Regierung nichts weniger als günstig gesinnt waren, so ward doch kein Mensch behelligt und das Geld ohne jegliche Weiterung den Exilirten zugestellt. Desgleichen möge mir Herr Dixon die Bemerkung verstatten, daß sein Archangeler Polizeimann jedenfalls den Hausbesitzer ersuchte, sein Gebäude zu illuminiren, nicht es ihm befahl.

Es ist immer mein Grundsatz gewesen, wenn man in fremdem Lande lebt, unter dem Schutze von dessen Gesetzen, so müsse man sich dafür den Sitten und Gewohnheiten des Landes anbequemen. Ist es mir trotz dieses Princips hie und da einmal passirt, eine gewünschte Illumination zu vergessen, so hat mir darüber niemals Jemand auch nur ein Wort gesagt. Diese Duldung aber darf man nicht meiner Eigenschaft als Fremden zuschreiben, denn die mich umgebenden Russen behandelten diese sogenannten Befehle noch weit gleichgültiger als ich selber.

Dank der Schreibweise Dixon's, dem, was ein kritisches Blatt als die „Uebergänge in seinen Capiteln" bezeichnet hat, wird es schwer, seinen Erörterungen zu folgen und in den Sinn derselben einzudringen. Als ich seinen Abschnitt über das Exil

zu lesen begann, glaubte ich in der That, Dixon sei selbst nach Sibirien gereist; weiterhin indeß finde ich die Stelle: „Während einer vierundzwanzigstündigen Fahrt im Tarantaß, bin ich durch ein Dutzend Dörfer gekommen, und in allen war der Friedensrichter ein Pole“. Aus diesen Worten war mir sofort klar, daß der Verfasser niemals in Sibirien gewesen ist, denn zu der Zeit, von welcher die Rede, gab es dort noch gar keine Friedensrichter. Welchen Theil Rußlands Dixon übrigens auch im Sinne haben mag, so kann ich doch kaum glauben, daß er während eines einzigen Tages zwölf Dörfer passirt, von denen jedes seinen Friedensrichter gehabt habe. Denn bei Weitem nicht alle Dörfer sind mit Friedensrichtern versehen; im Gegentheile erstreckt sich die Jurisdiction eines Friedensrichters über einen ausgedehnten Bezirk, und so wäre es ein wahres Wunder, wenn ein Tarantaßreisender im Laufe eines einzigen Tages zwölf je mit einem Friedensrichter ausgestattete Dörfer getroffen hätte! Noch viel wunderbarer jedoch ist, daß sie alle Polen gewesen sein sollen. Auch das ist aber noch nicht so außerordentlicher Art, als eine andere Notiz, welche dasselbe Capitel enthält. „Das Tracé ist bereits gemacht,“ heißt es, „und in wenigen Monaten wird Perm mit Tomsk durch eine Eisenbahn verbunden sein.“

Fürwahr! das ist eine ganz besondere Mittheilung, so besonders, daß selbst Seine Excellenz der Minister der öffentlichen Verkehrsanstalten von diesem Factum keine Ahnung hat. In dem neuerdings veröffentlichen Bericht des Eisenbahn-Comités habe ich nun wohl gelesen, daß eine Specialcommission in den Ural gesandt worden sei, um das Tracé der sibirischen Linie festzustellen, allein alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die letztere weder Tomsk noch Perm berühren werde. Die eifrigsten Beförderer einer sibirischen Eisenbahn wagen höchstens eine Linie von Tumen zum Kama in Aussicht zu nehmen, welche das nordasiatische Stromgebiet mit dem europäischen verbinden soll. Ohne Zweifel erstreckt sich Dixon's geographische Kenntniß so weit, um zu wissen, daß die Entfernung von Pern nach Tomsk dreizehnhundert (engl.) Meilen beträgt, daß mithin auch die Russen in ein paar Monaten nicht den Ural durchstechen und einen Schienenweg von solcher Länge herstellen können. Welchen Glauben, wiederhole ich, vermag man einem Buche zu schenken, das in dieser positiven Weise so unmögliche Dinge behauptet? Zur Zeit, als Dixon die Wolga hinabfuhr, befand ich mich in Perm und

dort hatte kein Mensch von einer Eisenbahn nach Tomsk auch nur das Geringste gehört.

Wenn Dixon Sibirien mit dem Namen der asiatischen Wüste belegt, so thut er dies vermuthlich nicht nach seinen eigenen Anschauungen. Gar viele Gegenden des asiatischen Rußlands, die ich besucht habe, verdienen eine solche Bezeichnung durchaus nicht. Atkinson, welcher Sibirien nach allen Seiten durchreist hat, entwirft eine ganz andere Beschreibung von demselben.

Der von den Sibiriern handelnde Abschnitt gründet sich wahrscheinlich auf die Mittheilungen des Polen, mit dem Dixon „mehrere Tage hindurch gefahren ist". Gewiß keine sehr zuverlässige Quelle, namentlich über das genannte Thema. Da aber Dixon uns das Capitel nicht als den Ausdruck seiner eigenen Gedanken gibt, so wollen wir darüber hinweggehen. Aus dem Abschnitte „Herren und Diener" dagegen müssen wir eine Stelle hervorheben, welche offenbar gleichfalls einem Nachweise aus zweiter Hand entstammt: „Einem russischen Dienstboten irgend etwas beizubringen, ist unmöglich." Gibt es nun aber einen Punkt, in dem alle Autoren, die über Rußland geschrieben haben, einverstanden sind, so ist es die außerordentliche Geschicklichkeit, welche die russische Landbevölkerung bei Erlernung jedes beliebigen Handwerks an den Tag legt. Sie ahmt auf das Wunderbarste nach, so daß in dieser Hinsicht der russische Bauer als ein wahrer Affe bezeichnet werden kann. Ich gebe zu, daß er voller Vorurtheile steckt und daß es schwer ist, ihn aus dem gewöhnten Geleise zu bringen; so faul und arbeitsscheu die russischen Domestiken aber auch sind, die Praxis ihres Dienstes und die Neigungen und Geschmäcke ihrer Herren pflegen sie erstaunlich schnell zu begreifen.

Ich habe unter meinen Befehlen viele Tausende von Arbeitern gehabt und bei ihnen immer ein unerhörtes Nachahmungstalent beobachtet, und hätte Dixon der Industrie auch nur die oberflächlichste Aufmerksamkeit zugewandt, so würde ihm ganz ebenso wie mir dieser eigenthümliche Zug des russischen Charakters aufgefallen sein. Der arme Muschik hat in der That Fehler und Gebrechen genug, man braucht ihm nicht noch welche anzudichten.

Im Abschnitte von den Städten befindet sich die folgende Beschreibung eines Bazars: „Nächst Roggenbrode und gedörrten

Fischen sind die courantesten Artikel Heilige und Spielkarten." Welcher Irrthum! Das geringe Volk spielt fast gar nicht Karte; und was soll man hierzu sagen: „Mit einem Male sieht man, wie die Spieler ihre Karten hinwerfen, ihre Mütze abnehmen und auf die Knie niederfallen — der Priester kommt mit dem Heiligenbilde und Kreuz die Straße herabgezogen, und die Burschen, welche soeben noch ihr letztes Hemd verspielten, liegen jetzt auf der Erde und beten". Allerdings entblößt das Volk den Kopf und schlägt sein Kreuz, wann die Heiligenbilder vorbeikommen, das ist indeß auch Alles. Selten, daß Jemand einmal auf der Straße niederkniet. Dixon's Schilderung ist voller Uebertreibung.

Im Capitel „Artel und Tsek" wird gesagt: „Ein Edelmann kann in Moskau nur leben, wenn er sich in eine der anerkannten Gesellschaften aufnehmen läßt... Der Bauer muß sich in die Listen einer dieser Gesellschaften eintragen lassen ... wenn er das Glück hat, daß sein Name in den Büchern eines Tsek steht."

Das ist nicht richtig und widerspricht sich ohnedem, denn Bauern und Diener können in Moskau wohnen, ohne dergleichen Formalitäten unterworfen zu sein.

In dem von der Bibel handelnden Abschnitte lesen wir: „Ein gelehrter Vater der alten Kirche hat mir in Betreff der Bibel höchst charakteristische Mittheilungen gemacht:.. In Großrußland, sagt mir derselbe, im eigentlichen alten Rußland, wo wir Alle die nämliche Sprache sprechen und Alle den nämlichen Gott verehren, werden Sie die Bibel von zwei Häusern sicher in einem antreffen. Das dies, wenn nicht buchstäblich, so doch im Wesen wahr ist, habe ich auf meinen Reisen bestätigt gefunden. Nach den Engländern und Schotten giebt es keine eifrigeren Bibelleser als die Russen, sobald diese letzteren lesen können."

Die Worte des Priesters, für welche Dixon nicht verantwortlich ist, bei Seite lassend, will ich mich nur mit dem beschäftigen, was der Verfasser mit seinen eigenen Augen gesehen zu haben behauptet.

Nun wohl, ich habe auch nicht in einem einzigen russischen Bauernhause eine Bibel entdeckt. Dixon wird mir zugeben müssen, daß dies ein sonderbarer Zufall ist, da mein Weg mich sehr oft in Bauernhütten geführt hat. Um uns die große Masse

der Bibellesenden zu veranschaulichen, hätte Dixon uns das Verhältniß der Personen angeben sollen, welche in Rußland überhaupt lesen können. Angenommen, es belaufe sich unter der Landbevölkerung Großrußlands wirklich auf ein Procent, so bliebe die Zahl der Bibelleser immerhin eine äußerst beschränkte. Hüten wir uns dabei zugleich vor einem andern Irrthume. Man könnte glauben, der Russe, der ein wahres Muster äußerer Frömmigkeit ist, lasse sich bei seinen Handlungen von wirklich religiösen Empfindungen, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, leiten. Im Gegentheile entspringen seine Andachtsübungen nur aus seinem Aberglauben und aus der Ueberzeugung daß sein Eifer ihm zu Gute kommen wird. Er hat einen blinden Glauben an ein Wesen, das Alles sieht, und meint, sich dieses durch seine Ceremonien günstig zu stimmen.

Der russische Bauer ist durch und durch Fatalist; das erhellt aus jeder seiner Geberden. Er glaubt, ein ihm drohendes Unheil abwenden zu können, indem er in die Kirche geht oder das Zeichen des Kreuzes macht. Mit dem Studium religiöser Fragen und der Erörterung religiöser Ansichten indessen befaßt er sich, das behaupte ich, so wenig wie nur möglich.

Oftmals sieht man zwei berauschte Muschiks in einer Droschke durch die Stadt fahren. Der eine hält den andern, damit dieser sich bekreuzen kann, wenn der Wagen an einem Heiligenbilde vorüber kommt, worauf der Freund ihm selbst den gleichen Dienst erweist. Sicherlich kann man dies nicht religiöses Gefühl nennen, es ist nichts als eine Gewohnheit, der man mechanisch nachkommt.

Auf der letzten Seite des freien Rußland endlich steht: „An einem trüben Decembertage wandert der Kaiser durch die Kirche, welche einst seine letzte Wohnung sein soll . . . die englischen Besucher folgen ihm mit den Augen . . . allein, den Helm tief in die Stirn gedrückt, schreitet der Kaiser an den Gräbern vorüber.“

Ist der Verfasser Zeuge der hier geschilderten Scene gewesen? Hat er selbst den Kaiser mit dem Helme auf der Stirn die Kirche betreten, ihn mit bedecktem Haupte an den Gräbern hinschreiten sehen, an jenen Denkmalen, die ihm das Andenken an seinen Vater und den Vater seines Vaters erwecken? Hat er das gesehen, dann bleibt mir nichts zu sagen übrig; ist es aber nicht der Fall gewesen, so werde weder ich noch wird es

irgend ein Russe, noch Jemand, der Rußland kennt, jemals zugeben, daß das Haupt der orthodoxen Kirche sich in solcher Weise benommen hat.

Was ich in diesem einleitenden Artikel gerügt habe, sind gewisse Irrthümer, durch welche Dixon bei Allen anstoßen muß, die sich für Rußland interessiren. Sie beziehen sich auf das so wenig gekannte innere Leben des Volkes und mögen auf den ersten Blick hin vielleicht unwichtig erscheinen, allein sie stehen mit den wirthschaftlichen Fragen in so enger Verbindung, daß man sie unmöglich ohne Einwand bestehen lassen kann.

Die übrigen unzähligen Unrichtigkeiten in dem Dixon'schen Buche hervorzuheben, habe ich weder Zeit noch Raum, sonst hätte ich Mancherlei zu sagen über seine Erklärung des den russischen Bauern beigelegten Namens „Christiani", über seine Gedanken hinsichtlich des Panslawismus u. s. w. — kurz, über das ganze Buch, mit Ausnahme des das Klosterwesen behandelnden Theiles.

Indem Dixon seinem Werke einen so vielversprechenden Titel gegeben und seine Ansichten über Dinge veröffentlicht hat, welche er nicht kennt, hat er etwas versucht, was er nicht ausführte und nicht ausführen konnte. Damit aber hat er sich der Kritik aller Derjenigen ansgesetzt, die sich mit diesen Fragen beschäftigen und ihnen die Pflicht auferlegt, erstens zu zeigen, daß der Autor das freie Rußland nur sehr wenig kennen gelernt hat, und zweitens, daß das Wenige, welches er davon sagt, dem Leser die irrigsten Ansichten beibringt.

Zweites Capitel.

Die Russen.

Der hohe Adel. Die Grundbesitzer und der niedere Adel. Der Tschinownik. Die Großhändler. Die Kaufleute und Krämer. Die Bauern.

Vor der Aufhebung der Leibeigenschaft gab es in Rußland eigentlich blos zwei Classen der bürgerlichen Gesellschaft: Adel nnd Leibeigene; außer den in den Großstädten sehr zahlreichen Fremden, von denen wir hier natürlich absehen. Seitdem haben sich die Dinge geändert, so daß die Bevölkerung sich jetzt in wenigstens fünf verschiedene Schichten sondert:

1) in hohen Adel;
2) in Gutsbesitzer oder kleinen Adel;
3) in die vornehme Kaufmannschaft, die, um die Aristokratie nachzuahmen, französische Sitten angenommen, sich so zu sagen entnationalisirt hat;
4) in die kleinen Händler und Krämer, welche den Lebensgewohnheiten ihrer Vorfahren treu geblieben sind, und
5) in die Bauern.

Der Adel ist eine völlig verbrauchte und nichtsnutzige Race. Obgleich die großen Herren im Allgemeinen eine sorgfältige Erziehung empfangen, so sind doch nur wenige von ihnen wirklich etwas werth. Alle sprechen mit Geläufigkeit mehrere Sprachen, verneigen sich mit einer Anmuth, welche einem Tanzmeister zur Ehre gereichen würde, haben gute Manieren und die Redeformen der vornehmen Welt, sind große Kenner von Wein, Pferden und Theater, Epicuräer in Tafel und Toilette; allein jedweder Ernst geht ihnen ab. Es sind keine Männer mehr, denn eine Reihe leichtfertiger und ausschweifender Geschlechter hat die Race entartet. Von der Wiege an in Luxus und Weichlichkeit erzogen, bewahren sie ihr ganzes Leben hindurch diese weibischen Gewohnheiten. Ihre Kinder sind wahre Puppen, lächerliche kleine Automaten, die, bei dem geringsten Regentropfen, für ihre lackirten Stiefelchen und ihre schönen Kleider zittern. Denke ich an die gesunde und kräftigende Lebensweise eines englischen Schulknaben, so bedaure ich stets jene armen kleinen Wesen, die

ich im Geleite einer ihnen beständig Anstand predigenden Erzieherin durch die Straßen trippeln sehe. Den Knaben aber gleichen die Mädchen derart, daß ich über die letzern nichts Besonderes zu sagen habe, außerdem etwa, daß sie die Mängel ihrer Brüder nicht übertreiben.

In Summa, die hohe Aristokratie bildet eine frivole und unsittliche Gesellschaft, eine Art parasitischen Auswuchses des socialen Körpers. Unter dem Kaiser Nikolaus mußten alle jungen Edelleute unter irgend einem Titel dem Staate dienen; jetzt ist diese Pflicht keine obligatorische mehr, obgleich die staatliche Laufbahn die für die Söhne der vornehmen Familien allein zulässige bleibt. Namentlich treten sie gern in die Garde ein; ihr Dienst besteht darin, eine schöne Uniform zu tragen, auf den Plätzen von Sanct Petersburg Soldaten zu spielen und sich zu amüsiren. Dies letztere Geschäft ist ihr mühe- und arbeitsvollstes. An allen Vergnügungsorten trifft man sie in Masse an; wie könnte man ihrer in der Oper, bei Concert und Ball entbehren?

Diese vom Glück verhätschelten Kinder haben eine liebenswürdige Seite in ihrem Charakter; angenehmere Reisegefährten als sie kann man unmöglich finden. Voller Standes- und Kastendünkel ihren eigenen Landsleuten gegenüber, zeigen sie sich gegen den Fremdem im höchsten Grade verbindlich und zuvorkommend; in gewisser Beziehung sind sie auch gut unterrichtet, d. h. sie sind au courant aller jener kleinen Dinge, welche für sie das große Geschäft des Lebens ausmachen. Die Begebnisse im Jockey-Club und im Opernhaus sind in ihren Augen einzig und allein des Interesses werth. Fast alle diese Herren sind ausgezeichnete Spieler; über die Alterthümer ihres Vaterlandes, über dessen Geschichte, über seine Colonien, seine inneren Hülfsquellen aber darf man von ihnen keine Auskunft verlangen. Man würde sie mit solcher Frage eben so sehr in Verlegenheit setzen, wie es jener Postillon war, den ich hinsichtlich eines Erdbaues befrug, welchen in der Nähe von Kosloff in alten Zeiten die Tataren errichtet haben. Der Mensch fuhr Tag für Tag an dem Bauwerke vorüber, und seine Vorfahren hatten unter der Knute wahrscheinlich daran mit Hand anlegen müssen. Allein er wußte nichts Anderes zu antworten als: „das ist ein Hügel, Barin.“

Wohl sehen die intelligenteren der großen Herren die Gebrechen eines Erziehungssystems ein, welches blos zur Ausbil-

dung schöner Tänzer und glänzender Höflinge führt. Ueberdies hat ihnen ein hoher Würdenträger, ein gelehrter Mann, der vor einigen Jahren die Universität Kertsch inspicirte, seine weisen Rathschläge nicht vorenthalten. „Meine Herren," sagte er ihnen, „suchen Sie Ihre Söhne zu Männern zu erziehen. Zwar erkenne ich an, daß die gegenwärtige Generation intelligent ist, wenigstens auf der Oberfläche. Die jungen Leute sind gut erzogen, spielen eine gute Figur im Salon, sprechen geläufig Französisch und andere lebende Sprachen. Im Grunde aber wissen sie absolut nichts. Unterhalten Sie sich mit Ihnen, und Sie werden sehen, daß der Mehrzahl jede Bildung gebricht, in dem Sinne, in dem die civilisirten Nationen das Wort verstehen. Lassen Sie darum, meine Herren, sie Lateinisch, Griechisch, Geschichte lernen, mit einem Worte, machen Sie Ihre Söhne zu Männern und zu Menschen!"

Der Rath war nicht völlig in den Wind gesprochen. Auf die Vorstellungen des nämlichen Würdenträgers entschied sich der Kaiser zu Gunsten der classischen Erziehung, trotz des Widerspruches fast seines gesammten Ministeriums.

In einigen Häusern, wo man den gesellschaftlichen Pflichten eine geringere Bedeutung beimißt, verfällt das Erziehungssystem in das entgegengesetzte Extrem. Da sieht man kleine Pedanten von zehn Jahren vom Morgen bis zum Abend über den Büchern hocken zum größten Nachtheil für ihre Gesundheit und für ihre geistige Entwickelung. Ueberall werden Knaben und Mädchen sehr jung in die Welt eingeführt, und von dem denkwürdigen Tage an, wo dies geschieht, nimmt sie die Gesellschaft vollständig in Beschlag und verhindert jedwede ernstere Beschäftigung. Zwar giebt es in Sanct Petersburg einige gelehrte Gesellschaften, allein wenige Mitglieder der Aristokratie betheiligen sich daran.

In jeder Provinzialstadt findet man eine Menge Leute, welche mit Recht oder mit Unrecht, behaupten, zum Adel zu gehören. Dergleichen lächerliche Prätentionen sind in Rußland noch viel gewöhnlicher als in Italien oder in Deutschland. Ehedem war jeder Grundbesitzer adelig; seine Abkömmlinge sind und bleiben Edelleute. Daraus entsteht, daß Schaaren von Menschen, die auf den untersten Sprossen der gesellschaftlichen Leiter stehen, sich mit dem Adelstitel schmücken, der außerdem jedem Tschinownik oder Staatsbeamten zukommt.

Der auf dem Gymnasium, der öffentlichen Districtsschule gebildete Tschinownik zeichnet sich weder durch Intelligenz noch durch Wissen aus. Selten, daß er eine andere Sprache versteht als die russische; seine Gelehrsamkeit beschränkt sich auf einige zur Ausübung seiner amtlichen Pflichten unentbehrliche Kenntnisse und auf eine gewisse Anzahl von Kartenspielen. Er ißt ungeheuer, schläft fest und fast immer und widmet die seltenen Augenblicke, in denen er wacht, dem Spiele oder dem Theater seines Ortes.

Die Tschinowniks bilden — und namentlich bildeten — eine hochmüthige Coterie; geringschätzig blicken sie auf die Gesellschaft der Kaufleute herab, welche von den Kreisen des Adels streng ausgeschlossen werden. Die Frauen, denen kein Club und kein, wenn auch nur nominales Amt zu Gebote steht, führen ein wo möglich noch müßigeres und arbeitsloseres Leben als ihre Männer. Sie thun buchstäblich nichts als essen, schlafen und — lästern. Ich bin oft in das Innere ihrer Häuslichkeit eingedrungen und habe, so zu sagen, niemals ein Buch in ihrer Hand gesehen; eine Bibliothek ist ihnen ein Gegenstand des Staunens.

Der Leser wolle sich daran erinnern, welche hervorragende Rolle die lebenden Sprachen in der russischen Erziehung spielen, bedenken, daß es in allen Provinzialstädten von Tschinowniks wimmelt, wo sie factisch die Regierung repräsentiren, und er wird aus der nachfolgenden Anecdote entnehmen, daß ich ihre Unbildung nich übertrieben habe.

Einer meiner Freunde ward auf dem Wege zu mir durch einen halbgefrornen Fluß aufgehalten. Das Eis war noch nicht stark genug, um das Gewicht eines Menschen zu tragen, und so mußte er, um den Uebergang über das Wasser wagen zu können, noch einen Tag Frost abwarten. Er verstand kein Wort Russisch und bedurfte nothwendig eines Dolmetschers. Vergeblich suchte man in der ganzen Stadt nach einem solchen; nach vielen fruchtlosen Anstrengungen machte man eine französische Erzieherin ausfindig, keiner der Tschinowniks aber und kein einziges ihrer Kinder verstand weder Französisch, noch Deutsch, noch Englisch. Ich selbst kenne die in Rede stehende Stadt genau. Von ihren fünfzehntausend Einwohnern sind höchstens vier, die etwas französisch sprechen.

Zum Schlusse dieser Bemerkungen über die russische Aristo-

kratie will ich den Ausspruch eines der gelehrtesten Professoren Moskaus anführen. „Der russische Grand Seigneur", sagte er mir einst, „ist ein auf einen Barbaren gepfropfter lasterhafter Franzose". Dies Urtheil ist vielleicht zu streng, wenn man es auf den gesammten Adel anwendet, der eine große Anzahl intelligenter und ausgezeichneter Männer umschließt; wenn ich daher jene Worte eines von der ganzen hohen Aristokratie geachteten Mannes citire, so geschieht es lediglich, um zu beweisen, daß die von mir dargelegten Ansichten nichts Uebertriebenes haben. Als Masse betrachtet, verdient die Aristokratie all das Schlechte, was ich von ihr gesagt habe, und es liegt auf der Hand, daß ich mich nur an das Ganze halten kann, ohne einzelne Ausnahmen in Betracht zu ziehen.

Der russische Adel hat Jahrhunderte lang Glück und Wohlstand von Millionen Menschen in seiner Hand gehabt. Durch seine Abgeschlossenheit unabhängig gemacht, von unbeschränkter Gewalt über unwissende Leibeigene, konnte er Alles für diese thun. Man braucht aber nur einmal in Rußland zu reisen, um wahrzunehmen, daß er seine Aufgabe nicht gelöst hat. Jetzt hat er seine Herrschaft verloren, denn wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo der Zufall der Geburt aus jedem Edelmanne einen Zaunkönig machte. Was sehen wir nun, je mehr es Licht wird? Eine entartete Race, welche mit starken Schritten ihrem Ruine entgegen geht. Dem Volke hingegen, das ihr anvertraut war und das sie so lange unterdrückt und mit Füßen getreten hat, sind zehn Jahre der Freiheit genug gewesen, um der Welt zu zeigen, was es unter menschlichen und aufgeklärten Herren geworden sein würde. —

Den moskowitischen Kaufmann pflegt man sich als einen bärtigen Menschen vorzustellen mit einem langen unkleidsamen Kaftan von grobem Tuche, mit schwarzer Mütze und bis zu den Knieen heraufreichenden großen Stiefeln. Wie hat sich indeß dies Alles geändert! Heutzutage erscheint der russische Kaufmann frisch rasirt und nach der neuesten Mode gekleidet auf der Börse; er ist geschickt und kühn in Geschäften, lebt auf großem Fuße und begreift die Wichtigkeit, sich eines würdevollen Benehmens zu befleißigen. Er cultivirt die Welt und schmeichelt ihr; die Welt aber ist ihm nicht Zweck, wie seinen westlichen Standesgenossen, sie ist ihm nur Mittel zum Zwecke, d. h. zum Vermögen. Darin weicht er vom Franzosen ab, dessen Ma-

nieren er nachäfft, und vom Engländer, dessen mercantilische Geschicklichkeit er bewundert. Sein prachtvolles Mobiliar, seine glänzenden Feste, seine Luxuspferde, die Edelsteine, welche seine Gattin schmücken, dienen ihm als ebenso viele Gegenstände der Reclame; für seine eigene Person, hat er keine Freude daran. Giebt er Geld aus, um seine Kunden köstlich zu bewirthen, so ist das ein Geschäft, und gern kehrt er zu seinen ländlichen Gewohnheiten zurück, so bald er nicht mehr das Interesse hat, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Sieht man diese Kaufleute, so fragt man sich, wozu sie des Geldes bedürfen.

Eines Tages gab in einer alten Provinzialstadt die Corporation der Kaufmannschaft mir zu Ehren ein Diner. Ich brachte die Nacht bei einem dieser Herren zu, einem sehr reichen Greise. Nach russischer Sitte zeigte er mir sein ganzes Haus und ließ mich sein theueres Mobiliar bewundern. Ueberall Gemälde, kostbare Geräthe, Pendulen, Teppiche; allenthalben schimmerte es von Gold und Silber. Zuletzt führte er mich in sein mit einem prachtvollen Bett ausgestattetes Schlafzimmer und richtete an mich die übliche Frage: „Wie finden Sie das?" „Superb!" rief ich aus, denn wirklich das Bett war mit blauer Seide und weißen Spitzen bezogen. „Das kostet viel Geld," sagte er, indem er mit den Augen blinzelte, wie dies nur der Russe zu thun versteht; „aber ich schlafe nicht *in* dem Bette hier, ich schlafe *darunter*."

Die Kinder dieser reich gewordenen Kaufleute befinden sich in einer schiefen Stellung, die große Gefahren darbietet. Dem Vater fehlt es an der gewöhnlichen Elementarbildung, und er hat sein Vermögen zu spät erworben, um sich durch die Berührung mit dem Luxus noch abzuschleifen. Zwischen ihm und seinen „im Purpur" gebornen Kindern liegt dann eine tiefe Kluft. Auch fühlt man in der That im Beisammensein sich gegenseitig unbehaglich. Die Gewohnheiten und Neigungen des Vaters verletzen den Sohn, und die des Sohnes gereichen dem Vater zum Aergernisse.

Die Erziehung der Kinder bleibt gänzlich Lehrern und Gouvernanten überlassen, und diese finden nur zu oft ihre Freude daran, in ihren Zöglingen frivole Tendenzen zu entwickeln und die guten Triebe zu ersticken. Seit einigen Jahren ist es jedoch bei den reichen Kaufleuten ziemlich allgemein Gebrauch geworden, ihre Kinder zur Erziehung ins Ausland zu

schicken. So kehren diese letzteren allerdings viel gebildeter nach Rußland heim, als es ihre Eltern sind, aber auch viel weniger tauglich, Geld zusammen zu scharren.

Der den alten Ueberlieferungen und den Sitten seiner Voreltern treu gebliebene Kaufmann präsentirt sich minder stattlich, im Grunde aber ist er viel glücklicher als sein ehrgeiziger Kamerad. Er hat den häuslichen Frieden nicht aufopfern müssen; sein Haushalt ist einfach, seine Frau und seine Kinder sind ebenso erzogen wie er selbst, sie sympathisiren mit seinen Liebhabereien und Vorurtheilen und sind gleich ihm von der Leidenschaft des Geldmachens erfüllt.

Viele dieser Kaufleute von altem Schrot und Korn besitzen große, Kopeke um Kopeke, durch ein ganzes Leben voller Arbeit und Entsagung mühsam erworbene Reichthümer. Bemerkenswerth ist indeß, daß sie bei ihrer den Russen kennzeichnenden Liebe zum Gelde die ihrer Race eigenthümliche Neigung zum Spielen haben besiegen können. Nur selten berühren sie eine Karte und lassen sich kaum jemals in gewagte Speculationen ein. Sie begnügen sich damit, die Bahn ihrer Vorfahren zu verfolgen; in günstigen Zeiten vermehren sie ihr Vermögen durch Thätigkeit, in schlechten durch Sparsamkeit. Es sind wackere, fromme Menschen, die sich allen Vorschriften der Kirche anbequemen und streng Feste und Fasten beobachten. In dieser und mancher andern Beziehung haben sie eine frappante Aehnlichkeit mit den Juden. Ob sie im Stande sein werden, sich den Veränderungen und Neuerungen zu fügen, welche der Gang der Civilisation in Rußland einführt, haben wir noch abzuwarten. Ist es nicht der Fall, so werden sie von in die „Bewegung“ geworfenen fremden Concurrenten schmählich ausgestochen und verdrängt werden.

Das Portrait des Muschik läßt sich mit wenigen Worten nicht zeichnen; was indeß für den einen gilt, das gilt so ziemlich für alle Bauern in ganz Rußland. Ich selbst habe sie in dem Theile des Reiches studirt, der sich von Sanct Petersburg nach Sibirien und nach Kiew erstreckt, und überall bis in die kalten Steppen des nördlichen Asiens, habe ich den Muschik als genau den nämlichen gefunden. Bei denen, welche ein Interesse daran haben, den Bauer in einem Zustande der Erniedrigung zu erhalten, ist es Mode, ihn als einen rohen Menschen ohne alle Bildung und auch ohne jede Fähigkeit dazu darzustellen.

Man pflegt gegen ihn einen Ton verachtender Herablassung anzustimmen und spricht mit ihm wie mit einem Kinde oder wie mit einem höheren Thiere. Dazu liebt man es, sein größtes Laster großzuziehen, die Leidenschaft für den Alkohol. Zweifelsohne ein feines und aristokratisches Vergnügen, der Zeit vollkommen würdig, wo der arme Muschik ganz und gar vom Belieben seines Herrn abhing, ohne Hoffnung, seine Freilassung erlangen oder zu einigem Wohlstande kommen zu können. Allein die Aera der Freiheit ist ihm aufgegangen, und bald wird der einstige Sclave mit gleichen Waffen gegen den kämpfen, dessen Sache er war, und, wenn ich mich nicht sehr irre, darthun, wie viel er ihm überlegen ist.

Edelleute und Bauern stellen die alte Fabel von den beiden Schäferhunden dar, welche abwechselnd in der Stadt und auf dem Lande wohnen; durch Mäßigkeit und schwere Arbeit härten sie sich ab, in Müssigang und Ueberfluß hingegen verweichlichen sie sich. Da kommt plötzlich der Wolf, und der Hund, der zuletzt ein arbeitsames Leben geführt hat, packt ihn am Halse und erwürgt ihn.

Man zeiht den Bauer der gröbsten Unwissenheit und hat mit dieser Beschuldigung Recht, aber dessen sollten sich diejenigen schämen, deren Eigenthum er gewesen ist. Gewiß der Muschik ist so unwissend wie nur möglich. Nur selten findet man in einem Dorfe eines Ackerbaudistrictes einen Bauer, welcher geläufig lesen und schreiben kann. Ja, ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß unter den Landwirthen des mittleren Rußlands von hundert kaum einer seinen Namen zu schreiben vermag. In den Zawods oder Dörfern eines Industriebezirks, im Ural und in verschiedenen Theilen Sibiriens ist das Verhältniß ein günstigeres; überall aber scheut sich der russische Bauer außerordentlich einzugestehen, daß er nicht schreiben kann.

Oft habe ich Gelegenheit gehabt, mit den Bewohnern eines Dorfes wegen irgend eines Unternehmens oder wegen zu leistender Lieferungen zu verhandeln. Hatten wir uns über die Bedingungen geeinigt und sollte der Vertrag redigirt werden, so frug ich, ob Jemand für die Genossenschaft unterzeichnen werde. Kein Mensch rührte sich, bis ich mir einen Mann hatte zeigen lassen, der schreiben konnte, und ich mich nun direct an ihn wandte. Von seinen Kameraden geschoben, trat er dann widerwillig vor, reichte rundherum die Hand — was bedeuten sollte,

daß er von Jedem die Vollmacht empfing —, näherte sich dem Tische und nahm die Feder. Es war, als ob ihm die Fingerspitzen brannten, alle seine Fähigkeiten nahm die große Operation in Beschlag. Mit der Zeit schrieb er seinen Namen. Wenn ich jedoch hie und da gelesen habe, daß der Muschik eine Art sorglosen nnd faulen Thieres sei und den Nutzen des Schulunterrichts durchaus nicht einsehe, so ist das falsch. Er fühlt dies Bedürfniß recht wohl und fordert die Bildung laut und dringend. Geben sich diejenigen, welche lesen und schreiben können, die befremdliche Mühe, ihre Wissenschaft zu verhehlen, so kommt dies daher, weil sie wissen, daß ihre Genossen auf einen Vorzug eifersüchtig sind, der möglicher Weise zu einer Waffe werden könnte.

So oft man vereinzelte Versuche gemacht hat, der entsetzlichen Unwissenheit des Volkes abzuhelfen, sind die Schulen Priestern der letzten Classe anvertraut worden. An einer andern Stelle werde ich darthun, daß diese Männer selbst ohne Bildung und in jeder Weise zu Lehrern untauglich sind; auch bleiben die von ihnen geleiteten Schulen während der meisten Zeit im Jahre geschlossen. Darum wollte ich selbst nun meinerseits einen Versuch damit anstellen. Ich gründete eine Schule, nahm zwei Priester erster Classer als Lehrer an, und nicht lange währte es, so hatte ich siebenzig sehr eifrige Schüler, die sich der Vortheile, die ihnen der Unterricht gewähren mußte, vollkommen bewußt waren. Allerdings behielt ich die Schule unter meiner unmittelbaren Obhut.

Die Gleichgültigkeit des Grundherrn und der Umstand, daß er meistens nicht auf seinen Gütern wohnt — das sind die wahren Ursachen der Unwissenheit des Volkes. Früher scheute sich der Besitzer einer Herrschaft, die so groß war wie eine Provinz, sie zu besuchen; er überließ sie der Discretion eines Agenten, dessen Functionen sich lediglich auf die Erhebung der Einkünfte beschränkten und der darüber hinaus nichts sah und nichts hörte. Nur zu oft geschah es, daß dieser Mann böswillig oder unredlich war, und dann litten die von ihm abhängigen Bauern grausam. Durch ein System von Ungerechtigkeiten und Erpressungen, welches blos bei der Unwissenheit des Landmannes möglich war, sammelten sich dergleichen Beamte gewöhnlich beträchtliche Reichthümer. Der Bauer zitterte daher vor dem Intendanten. Es hat aber etwas Peinliches, Menschen zu sehen, welche die

Anwesenheit eines Vorgesetzten dergestalt in Verwirrung setzt, daß sie buchstäblich ihre Geisteskräfte nicht mehr gebrauchen können, und die schon in Angst gerathen, wenn man sie nur anredet.

Ein bärtiger Arbeiter diente mir einst als Führer.

„Iwan", sagte ich zu ihm, „wie viel Kinder hast Du?"

„Excellenz", antwortete Iwan, „Sie müssen meine Frau fragen, ich weiß es nicht."

„Wie heißt Du?"

„Iwan."

„Ja, aber mit Deinem andern Namen?"

„Ich habe keinen; wenigstens kenne ich ihn nicht."

Ein anderes Mal schickte man mir in aller Eile einen Boten aus einem entfernten Dorfe, um mir anzuzeigen, daß dort eine Feuersbrunst ausgebrochen war.

„Nun, Iwan, ist's ein großes Feuer?"

„Ja, Excellenz, ein großes."

„Ist's ein kleines Feuer, Iwan?"

„Ja, Excellenz, es ist klein."

„Ist der Wind heftig?"

„Sehr heftig."

„Ist es ruhiges Wetter?"

„Sehr ruhig."

Und so weiter.

Der Mensch aber war keineswegs blödsinnig; ich kannte ihn im Gegentheil als einen vorzüglichen und intelligenten Kohlenbrenner.

Der ächte russische Bauer ist überaus höflich; man grüßt sich gegenseitig mit einer Anmuth, welche einem Edelmann zur Ehre gereichen würde. Möglich, daß die durch die Ceremonie seiner Religion vorgeschriebenen fortwährenden Stellungsveränderungen ihm diese Formen auserlesener Höflichkeit beigebracht haben. Will man den Bauer mit allen seinen Vorzügen kennen lernen, so muß man, wie mir dies mehr denn einmal begegnet, in einem von jedweder belebten Straße abgelegenen Dorfe einsprechen, in einem jener Dörfer, wo man kaum eine einzige Stadt nur dem Namen nach kennt. Während ich manchmal einen ganzen Tag auf den Moment wartete, wo ich mich auf die Bärenjagd in den Wald begeben konnte, erschienen die Mitglieder der Gemeinde (der Municipalrath des Ortes), von

meiner Anwesenheit unterrichtet mir ihre Aufwartung zu machen und zugleich vielleicht eine Gunst zu erbitten oder irgend ein Kohlengeschäft abzuthun. Wir setzten uns Alle im Kreise in meinem Zimmer nieder; sodann erhob sich der Redner der Gesellschaft und theilte mir die Wünsche der Gemeinde mit. Die ruhige und ernste Haltung des Mannes, die Ehrerbietung mit der er sich beim Aufstehen verneigt, die Leichtigkeit, mit welcher er sich ausdrückt, sind merkwürdig, bewunderswerth seine klare und präcise Fragstellung und die Geschicklichkeit seiner Schlußfolgerung; und hat er sich mit einem so höflichen Gruße, wie es der erste war, wieder niedergelassen, so fragt man sich, wer sich erlauben kann, einen solchen Menschen als einen unwissenden und rohen Wilden darzustellen, welcher geistiger und sittlicher Cultur unfähig sei, als einen Bruder Caliban's und Orson's. Hat er nichts gelernt, so ist das nicht seine Schuld; der Vorwurf fällt ganz und gar auf diejenigen zurück, die ihn schmähen. Wenn seine Tournüre, seine Manieren und seine Launen aber die eines Wilden sind, so wünsche ich mir nur immer Wilde als Arbeiter.

Der Muschik hat seine ganz bestimmten Gedanken über die Gerechtigkeit, und danach beurtheilt er die Art und Weise, wie man ihn behandelt. Das nachstehende Geschichtchen bezeugt dies.

Die Güter, die ich verwaltete, waren von mir nach der alten Mode administrirt worden, und die mir untergebenen Leute hatten die Manie, mich jeden Augenblick mit Eingaben zu behelligen, sei es, um sich über eine wirkliche oder vermeintliche Unbilde zu beschweren, sei es, irgend eine Gunst zu erbitten. In der Regel waren diese Petitionen einfältig und selbst lächerlich, indeß machte ich es mir zur Pflicht, sie alle zu lesen, damit mir nicht etwa eine gegründete Reclamation entginge. Als Antwort auf eine dergleichen Bittschriften bemerkte einmal mein Secretair kurz und bündig, der Petent möge sich zum Teufel scheren, eine Formel, an welche die Bauern schon gewöhnt waren. Ein paar Tage darauf begegnete ich dem Bauern, dem dieser Bescheid zutheil geworden war.

„Ach, Barin!“ sagte er mir (Barin war der Titel, welchen der Leibeigene früher seinem Herrn zu geben pflegte). „Sie haben mich zum Teufel geschickt. Ganz wohl; mir ist's gleich, Sie müssen ja recht haben, und wahrscheinlich gehe ich einen oder den andern Tag zum Teufel. Aber sehen Sie, was uns

gefällt, das ist, daß sie unsere Petitionen lesen und uns erst nachher zum Teufel schicken. In der alten Zeit, wenn wir eine Bittschrift brachten, schickte man uns zum Teufel ohne sie zu lesen. Das mögen wir nicht leiden; das was nicht gerecht."

Besser schon wäre es für das Volk, hätte es etwas minder frugale Gewohnheiten; oft genügt ihm die Arbeit an zwei bis drei Tagen, um während der ganzen übrigen Woche die Hände in den Schooß legen zu können. Seine Nahrung besteht wesentlich aus Schwarzbrod und Kohlsuppe, und sein Getränk ist der Kwaß, der aus im Wasser gegohrenem Schwarzbrod bereitet wird. Seine Kleider verfertigt sich Jeder zu Hause selbst.

Jede Familie besitzt ihr Haus, ein Stück Communalland — gewöhnlich zehn Acker — eine Kuh, ein Pferd und ein paar Schafe. Macht dies Alles auch nur eine sehr kleine Meierei aus, so genügt es doch zum Lebensunterhalte einer Familie. Ich habe schon mehrfach bemerkt, daß die Russen die besten Arbeiter sind, welche man finden kann. Zwar behaupte ich nicht, daß der Russe die gleiche Arbeitskraft und Arbeitsgeschicklichkeit besitze wie der Engländer, aber er hat ein merkwürdiges Nachahmungstalent. Man gebe ihm welches Muster man will, er wird es genau reproduciren, sei es ein Schloß oder eine Uhr, Namentlich ist er ein ausgezeichneter Zimmermann. Pflegt man doch zu sagen: der Muschik kommt mit dem Beile in der Hand auf die Welt; gewiß ist, daß er sich desselben wunderbar zu bedienen weiß. Gar oft baut er sich damit sein Haus und richtet es vollständig ein, ohne ein anderes Werkzeug zu Hülfe zu nehmen.

Das größte Laster des Bauern ist seine Leidenschaft für den Wodka. In dieser Beziehung sind sich Alle gleich; selbst das angesehenste Mitglied der Gemeinde taugt hierin nichts. Nicht, daß der Muschik sein ganzes Leben blos trinkt, er trinkt nicht einmal alle Tage, auch nicht jede Woche; bei feierlichen Gelegenheiten jedoch, zum Beispiel an Festtagen oder wenn er zufällig Geld in der Tasche hat, nimmt er sich ausdrücklich vor, schnellmöglichst so viel Wodka zu trinken, wie er nur kann. Nicht etwa, um dabei zu plaudern, er gönnt sich nicht die Muße, sich dem Reize eines beginnenden Rausches hinzugeben; schweigend und ohne sich nur zum Athmen Zeit zu lassen, stürzt er Glas auf Glas hinunter. Bei dem fünften ist er total bezecht; dann setzt er sich auf eine der plumpen Holzbänke, mit denen die

Kabaks ausgestattet sind, stützt die Ellbogen auf den Tisch, den Kopf auf seine Hände und bleibt, so lange es ihm der Eigenthümer des Locals gestattet, d. h. je nachdem er ein guter Kunde ist oder je nachdem es an Platz für andere Gäste fehlt, eine längere oder kürzere Zeit. Ruft der Wirth es ist „Zeit", so führt der Kellnerbursche unsern Trunkenen an die Thür und setzt ihn sanft an die Luft, damit er nicht etwa gleich auf der Schwelle nieder fällt. So wie die kalte Luft auf ihn eindringt, sinkt er schwer zu Boden und schläft auf offener Straße, bis die Polizei, wenn die Scene sich in einer Stadt abspielt, oder seine Freunde, falls sie auf dem Lande vorgeht, kommen, ihn aufzuheben und nach Hause zu schaffen. Betrunken oder nicht, aber händelsüchtig ist der Muschik niemals. Während meines langen Aufenthalts in Rußland entsinne ich mich nicht, Zeuge auch nur eines ernstlichen Streites gewesen zu sein.

Alle Muschiks sind eingefleischte Lügner, allein ihre Lügen sind harmloser Natur und entspringen mehr aus Gewohnheit als aus Schadenfreude. Wie es scheint, ist es ihnen angeboren, niemals die genaue Wahrheit zu sagen und an der Erfindung sinnreicher Flunkereien Freude zu finden. Die Selbständigkeit, welche das neue System ihnen gewährleistet, wird diese schlimme Gewohnheit, die unvermeidliche Folge einer langen Unterdrückung, nach und nach ausrotten und den Bauer zur Selbstachtung erziehen. Der Muschik lügt ohne böse Absicht und in der Regel selbst ohne Grund. Er ist sehr stark in der Erfindung kleiner Geschichten, und hat er sich Schlimmeres eingebrockt, so giebt es keinen Schlich und keinen Kniff, zu welchen er nicht seine Zuflucht nimmt, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Eines Morgens ertappte ich einige Leute beim Holz- und Eisenstehlen auf meiner Herrschaft. Ich ließ ihnen Wagen und Pferde confisciren, die zurückbehalten werden sollten, bis die Schuldigen eine Buße von fünf und zwanzig Rubeln pro Kopf bezahlt hätten. Am andern Tage hielten die Schurken Rath und verabredeten eine kleine Komödie, mit der sie mich erweichen wollten. „Sobald du ihn siehst," meinte der Eine, „wirfst du dich auf die Knie und schreist so sehr wie du kannst, daß du auch nicht eine Kopeke besitzest. Ich meinerseits werde schwören, daß meine Frau Hungers stirbt. Du wirst sehen, wenn wir unsere Sache gut machen, so glaubt er uns nnd wir kommen wohlfeil weg." Unglücklicher Weise für sie hatte ich gehört, wie

sie ihr Complot machten, so daß, spielten sie auch noch so schön, mein Herz hart wie Stein blieb. Nichtsdestoweniger setzten sie ihre Komödie fort, bis ich darüber die Geduld verlor.

Als sie einsahen, daß sie mit ihrem Drama nichts erlangten, zog der Eine von ihnen ruhig eine volle Geldbörse aus der Tasche und zählte die fünfzig Rubel auf den Tisch.

„Weil Du uns nichts erlassen willst," sagte er, „so müssen wir schon bezahlen."

„Iwan," erwiderte ich ihm, „ein anderes Mal wenn Du mir etwas vorflunkern willst, so sorge dafür, daß ich Deine Komödie nicht schon vorher kennen lerne."

Er fing an zu lachen und sagte zu seinem Freunde, indem er ihm mit dem Ellbogen einen derben Puff auf den Magen versetzte: „Du siehst Maxim, der Barin weiß Alles, was wir thun."

Keiner von Beiden indeß kam aus der Fassung, als er sich der Lüge überführt sah.

An jenem Tage war ich Richter in meiner eigenen Sache gewesen. Einige darauf ward ich ganz gehörig von einem Bauer angeführt, der sich mit dem Polizeibeamten verständigt hatte, vor den ich ihn citiren ließ. Eines Abends passirte ich die, einen unserer Wälder durchschneidende Landstraße, als ich plötzlich ein Geschrei, Kampfgetümmel und das Brechen von Aesten und Zweigen vernahm. Ich eilte dem Orte zu, woher der Lärm kam und fand einen meiner ersten Forstwärter — einen wackern Mann, dem man alles Vertrauen schenken konnte — im Handgemenge mit einem Bauern, welchen er am Kragen gepackt hatte. Neben ihnen sah ich das Corpus delicti, einen Bauerkarren, der mit in den Werkstätten gestohlenem Eisen beladen war. Nun zu Zweien versicherten wir uns des Muschik und führten ihn zu einer Art Richter, der die Voruntersuchung in Crminalsachen zu führen hat. Nachdem derselbe uns angehört hatte, frug er den Gefangenen, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe. „Ach, mein Herr," antwortete Wassily, „ich habe nichts Unrechtes gethan. Ich fuhr mit meinem Karren durch den Wald, da ruft mich jählings der Forstwärter: ‚Holloh! Wassily Wissilewitsch! komm hierher; ich habe unter einem Baume dort einen Haufen Eisen gefunden; leihe mir deinen Karren, damit ich's darauf nach den Werkstätten fahren kann.‘ Ich gehe hin, denn ich habe immer Alles gethan, womit ich der Hütte nützlich sein

zu können glaubte. Ich fahre mit meinem Karren in das Holz und schicke mich an, das Eisen aufzuladen. Allein kaum habe ich das gethan — Sie werden es schwerlich glauben, Excellenz — so packt mich der Forstwärter am Kragen und heißt mich einen Dieb; der Barin kommt dazu, und sie Beiden schleppen mich mit Gewalt fort."

Der redliche und gescheidte Beamte erklärte sich mit dieser Aussage für zufrieden gestellt; der Bauer ward in Freiheit gesetzt und mein guter Förster und ich gingen kleinlaut nach Hause. Daß ich nicht bös darüber war, als bald darauf ich von der Nachbarschaft dieses Beamten befreit wurde, kann man sich denken. Er war in eine Banknotenfälschungsgeschichte verwickelt und wurde wahrscheinlich nach Sibirien geschickt.

Diese Anekdoten zeigen, wie wenig der Bauer fremdes Eigenthum achtet. In der That ist der Muschik Dieb von Profession, doch aus Unwissenheit. Er hat nicht die Absicht etwas Böses zu begehen, er raisonirt nach Art der Wilden, der nimmt, was er gerade braucht, weil er den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht zu begreifen vermag. Von dem Diebstahl abgesehen, ist das Verhältniß der in Rußland verübten Verbrechen zu dem anderer Länder ein günstiges und die Verbrecher gehören nur selten dem Bauernstande an. Alle Fehler und Laster des Muschik dienen nur dazu, daß immer und immer wieder mit dem größten Nachdrucke auf das einzige Heilmittel dagegen hingewiesen werde, und dieses heißt: Erziehung und Unterricht.

Es sind mir nicht selten Leute vorgekommen, welche, ohne sich etwas Böses dabei zu denken oder sich dessen zu schämen, ganz offen Stücke Holz oder Eisen trugen, welche sie in den Werkstätten gestohlen hatten. Fragte man den Einen, weshalb er das Stück Eisen gestohlen habe, so erklärte er ganz unbefangen, daß er dieses oder jenes Wirthschaftsgeräth daraus machen gewollt und was Holz, Kohlen oder andere Kleinigkeiten anbetrifft, so erhält man die Antwort:

„Gott hat den Wald, die Erde und das Wasser für alle Menschen geschaffen."

Es wäre ganz unmöglich, ihnen begreiflich zu machen, daß sie, gestützt, auf diesen Grundsatz, unehrenhafte Handlungen begehen!

Ich habe nunmehr alles Ueble gesagt, das mir von dem

Muschik bekannt ist, und bin erfreut, von diesem Gegenstande zu angenehmeren Dingen übergehen zu können.

Inmitten der ungeheuren Wälder Rußlands findet man in sehr beträchtlichen Entfernungen von einander viele kleine Dörfer zerstreut, in welchen eine tiefe Einsamkeit und ein ebenso tiefer Frieden herrscht. Die Bewohner dieser Oasen in der Wildniß verlassen während ihres ganzen Lebens den Ort ihrer Geburt nicht und kennen die nächstgelegene Stadt kaum dem Namen nach. In dieser Abgeschiedenheit kann man den Charakter des Bauern noch in seiner ganzen Einfachheit studiren, und ich that dies, wenn ich bei Gelegenheit meiner Jagden auf Bären und Elenthiere in den benachbarten Wäldern einem dieser Dörfer zuweilen einen Besuch abstattete.

Bei diesen Besuchen stieg ich immer bei dem Starosta ab, einem Greise, dessen, trotz ihrer siebenzig Jahre noch sehr rüstige und lebhafte, Frau stets den regsten Antheil an meinen Unterhaltungen nahm, welche ich mit dem mich auf meinen Streifzügen begleitenden Forstwärter pflog. Letzterer war ein in seiner Art merkwürdiger Mensch. Durch Intelligenz, Fleiß und Beharrlichkeit hatte er sich vom einfachen Leibeigenen zum Aufseher eines Walddistriktes emporgeschwungen, welches an Ausdehnung manches deutsche Herzogthum übertrifft. Er stand bereits auf einer solchen Stufe der Bildung, daß er sich entschloß, seinen Sohn zum Künstler ausbilden zu lassen und setzte es, unterstützt von wohlwollenden, sein Streben anerkennenden Personen wirklich durch, daß der Jüngling in der Akademie von St. Petersburg Aufnahme fand — eine ganz enorme Auszeichnung für den Sohn eines Leibeigenen.

Als strebsamer Mann ließ der Forstwärter keine Gelegenheit vorübergehen, sich zu unterrichten; er war ein unermüdlicher Frager und unsere langen Unterhaltungen drehten sich um alle mögliche Dinge, verweilten aber vorzugsweise bei der Politik. Wie gesagt, fanden diese Gespräche an der Frau des Starosta eine aufmerksame Zuhörerin, dienten aber freilich auch häufig dazu, sie etwas in Verwirrung zu setzen.

Eines Morgens saß ich, meine Pfeife rauchend, neben dem Ofen und erwartete den Tag, um mich an die Verfolgung eines Bären zu machen, den der Sohn meines Wirthes in der Umgegend aufgespürt hatte. Der Forstwärter disputirte mit mir über die englische Verfassung und ich hatte so eben den Namen

der Königin Victoria ausgesprochen als die Alte uns unterbrach:

„Verzeihen Sie, daß ich nicht englisch spreche," sagte sie. „Es ist sehr sonderbar, daß ich nicht englisch spreche, aber ich kann es doch nun einmal nicht. Ich höre Sie immer von Ihrer Königin Victoria sprechen und möchte gern wissen, was sie für unsern Kaiser thut, denn sie wohnt doch natürlich in St. Petersburg?"

„In St. Petersburg? Nein, sie wohnt in ihrem Lande, das auch mein Vaterland ist, in England."

„In welchem Theile von Rußland liegt England?"

„England liegt nicht im Rußland, es ist ein ganz anderes Land?"

Es half indeß Alles nichts. Sie hatte in ihrem Leben noch von keinem Lande sprechen hören, das nicht zu Rußland gehörte und war nicht zu überzeugen, daß ein solches existire. Noch lange nachher wiederholte sie gegen ihren Mann:

„Da wollen sie mir wirklich einreden, daß es noch andere Länder als Rußland gäbe."

Ein Freund von mir, der mich auf der Jagd begleitete, versprach ihr, er wolle ihr etwas aus England schicken, sie solle sich nur etwas auswählen. Sie bat um ein Tuch wie es die russischen Frauen um den Kopf tragen, und es müsse von guter Seide und recht bunt sein. Ich brachte ihr nach einiger Zeit das Gewünschte, versichernd es komme direkt von London. Sie bewunderte Stoff und Farben, konnte aber niemals begreifen, von wannen das Geschenk gekommen sei.

Zu meinem Bedauern muß ich dieser harmlosen Anekdote eine andere Geschichte hinzufügen, welche beweist, das Neid und Habsucht auch ihren Weg nach diesem friedlichen Paradies gefunden haben.

Die alte Dame krankte an einem Wunsche, den sie zwar still verschlossen im Herzen trug, der aber allgemach so brennend geworden war, daß sie beschloß, ihn auf meine Kosten zu erfüllen. Ihr Badehaus befand sich in schlechtem Zustande, sie wollte ein neues haben und hatte mich als Denjenigen ausersehen, für dessen Geld es gebaut werden sollte.

Eines Nachmittags als das Klingen der Glocken, mit denen meine Pferde geschmückt waren, den Bewohnern des Dorfes soeben meine Ankunft verkündeten, sah ich vor mir einen rothen

Schein am Himmel aufgehen und sprach gegen den mich begleitenden Forstwärter die Vermuthung aus, daß es im Dorfe brenne.

„Ja," antwortete er, „es ist das Badehaus des Starosta und sehen Sie, da kommt auch die alte Hexe daraus hervor. Wissen Sie was sie gethan hat? Sie hat das Badehaus angezündet, damit Sie es brennen sehen sollen. Nun wird sie Sie um Holz zum Bau eines neuen angehen und wahrscheinlich zehn Mal mehr fordern als dazu nöthig ist."

Er hatte richtig prophezeit. Weinend und händeringend kam uns die Alte entgegen. „Was soll ich anfangen?" schluchzte sie. „Mein Badehaus ist abgebrannt, soll ich denn schmutzig leben und schmutzig sterben? O Barin, geben Sie mir ein wenig Holz, ein neues zu bauen!"

Ich erwiderte ihr, daß ich ihre kleine List vollkommen durchschaue, nachdem sie indeß eine vollständige Beichte abgelegt, bekam sie ihr Holz.

Ebenso charakteristisch ist die Art und Weise wie der russische Muschik bettelt. Derselbe kommt niemals zu seinem Herrn und bittet direkt um Dies oder Jenes, sondern er macht erst eine Menge Umschweife ehe der „Barin" weiß, um was es sich eigentlich handelt. Weshalb dies geschieht, vermag ich nicht zu sagen, wohl aber vermag ich die eigenthümliche Sitte durch die Erzählung eines der vielen Fälle aus meiner eigenen Erfahrung zu illustriren.

Ein Muschik, angethan mit seinem besten Staat tritt in mein Zimmer, erkundigt sich nach meinem und meiner Familie Wohlergehen, dreht die Mütze zwischen den Fingern und sagt:

„Barin, kannst Du mir ein wenig Holz geben, ich baue mir ein neues Haus?"

„Wie viel brauchst Du Gabriel?" frage ich.

„So viel Du mir geben willst."

„Sind zwanzig Stück genug?"

„Gewiß!"

„Gut, so gehe zu Nicolai Iwanowitsch und sage er solle Dir eine Anweisung darauf geben."

Mit einem: „Vielen Dank Excellenz und Guten Morgen" verläßt Gabriel anscheinend sehr wohl zufrieden das Zimmer, es dauert aber kaum zwei Minuten, so ist er wieder da, steckt den Kopf zur Thür herein und sagt:

„Barin, ich brauche kein Holz, sondern Steine.“

„Gut, wie viel willst Du haben?“

„Zwei Fuhren.“

„Gut, gehe und hole sie Dir.„

Nun kam er zu mir und küßte mir den Aermel meines Rockes, jetzt wußte ich, daß er hatte, was er haben wollte. Er würde sich mir auch zu Füßen geworfen und mir die Stiefel geküßt haben, aber diese hündische Demuth hat für den Fremden etwas Ekelerregendes, ich kam meinen Muschiks deshalb immer zuvor, indem ich ihnen die Hand hinhielt, denn ganz darf man sich ihren Ehrfurchtsbezeugungen nicht entziehen.

In früheren Zeiten erschien den Bauern eine Strafe einfach als ein Akt der Gewalt oder der Willkür des Herrn; das ist gegenwärtig anders geworden, eine gerechte Strenge flößt ihnen Achtung ein und sie bewahren dafür keinerlei Rachegedanken. So sah ich mich genöthigt, einen Mann wegen eines ernsten Vergehens vor den Richter seines Dorfes zu bringen, von dem er zu zwanzig Peitschenhieben verurtheilt ward. Geduldig nahm er seine Strafe hin und kehrte in seine Hütte zurück. Am andern Morgen wurde mir gemeldet, der Muschik, welcher Tags zuvor bestraft worden sei, wünsche mich zu sprechen. Natürlich glaubte ich, er komme, um sich zu beklagen, aber weit gefehlt. Der Zweck seines Besuches war nur, mir anzuzeigen, daß er am gestrigen Tage auf dem Heimwege die Spur eines Bären gefunden habe, und mich zu bitten, das Thier zu tödten. Mancher würde Anstand genommen haben, einem Manne, der Tags zuvor auf seine Veranlassung gepeitscht worden war, in die Einsamkeit des Waldes zu folgen. Ich kannte meine Leute besser, ging allein mit dem Muschik, und nach einer langen Jagd gelang es uns wirklich, den Bären zu erlegen. An Rache hatte der Mann nicht gedacht.

Da ich von der Peitsche gesprochen habe, so dürften einige Erläuterungen über dieselbe hier am Platze sein. Die barbarische Knute, welche man sich früher als unzertrennlich vom Russen vorzustellen pflegte, existirt nicht mehr; dagegen hat die richterliche Gewalt jedes Dorfes das Recht, eines seiner Mitglieder bis zu zwanzig Peitschenhieben zu verurtheilen, welche der Delinquent in Gegenwart des Richters zu empfangen hat. Die Strafe ist jedoch keine sehr schmerzhafte; Beweis dafür ist, daß der Muschik, welcher sie erlitten, unmittelbar darauf nach

Hause gehn und auf dem Wege dahin noch der Spur des Bären folgen, sowie am nächsten Tage mit mir eine anstrengende Jagdpartie machen konnte.

Ich glaube, wenn man in Rußland mit einem Male den Gebrauch der körperlichen Züchtigung gänzlich abschaffte, so würden die Bauern diese Reform weder begreifen noch zu würdigen im Stande sein. Für den Augenblick stehen sie leider noch auf einer so niedrigen Stufe, daß sie weit lieber eine Tracht Hiebe hinnehmen als eine Geldbuße zahlen. Dabei darf man nicht aus den Augen verlieren, daß gegenwärtig der Schuldige von Seinesgleichen gerichtet wird, während ihn früher der Herr knuten ließ und daß dieser Umstand den Begriff der Strafe schon wesentlich für sie verändert.

Ueberall wo die Bauern mit civilisirteren Leuten in Berührung kommen, sind sie und sind namentlich die Frauen sehr geneigt, die Tracht, die Sitten und Manieren jener anzunehmen. Diese Erscheinung ist vornehmlich in den Industrie treibenden Dörfern, wohin täglich Fremde kommen, zu beobachten. Ich erinnere mich, an Festtagen, an denen ich den Dorfbewohnern den Besuch unseres Parkes gestattet hatte, Frauen und Mädchen in weißen Kleidern und mit Glacéhandschuhen dort begegnet zu sein.

Ich habe mich so ausführlich über den Muschik ausgesprochen, um genau darzuthun, wie er ist, im Gegensatze zu den Schilderungen, die allgemein von ihm gemacht werden. Nach meiner Ansicht ist er Derjenige, der berufen sein wird, die ungeheuren Hilfsquellen des Landes ihrem ganzen Umfange nach auszubeuten

Im Muschik findet man das vollständige Material zu einem intelligenten und gebildeten Menschen. Es fehlt ihm weder an Muth, noch an Ehrgeiz. Wer wie ich im engen Verkehr mit ihm gelebt, seine Sitten kennen und seine Fehler nachsichtig beurtheilen gelernt hat, wer vor Allem seine Güte und natürliche Mildthätigkeit zu würdigen versteht, der wird mir beistimmen, wenn ich für ihn dringend die Wohlthat des Unterrichtes verlange. Man lehre den Muschik lesen und er wird sehr bald den ihm zukommenden Platz auf der gesellschaftlichen Stufenleiter einnehmen.

Drittes Capitel.

Alte Mißbräuche und neue Reformen.

Widersetzlichkeit gegen die Reformen. — Corruption der Beamten. — Nikolaus und Alexander. — Resultate der Aufhebung der Leibeigenschaft. — Landesvermessung. — Eisenbahnen. — Verkehrserleichterungen. — Reisen. — Reformen in der Verwaltung. — Anekdoten vom Kaiser Nikolaus.

In keinem Lande Europas ist in neuerer Zeit der Fortschritt und die Civilisation so schnell, so stetig und in einer so regelmäßigen Weise vor sich gegangen wie in Rußland. Die Veränderungen, welche die Weisheit einiger hervorragender und erleuchteter Geister unter der noch vor Kurzem nomadischen Bevölkerung Rußlands hervorgebracht haben und noch hervorbringen, werden für kommende Geschlechter erst ein Gegenstand der Bewunderung sein und ein lehrreiches Capitel der Geschichte bilden. Dem jetzt regierenden Kaiser war der Ruhm aufbehalten, Reformen zu inauguriren, welche den Wohlstand Rußlands herbeiführen sollten.

Als Alexander II. am 2. März 1855 den Thron bestieg, war das russische Reich schon beinahe tausend Jahre alt. Es währte nicht lange, so machte sich überall der Einfluß seines Geistes und seines Herzens geltend und man erkannte in ihm den dem Lande gesandten Reformator.

Die nach Beendigung des Krimkrieges eintretenden Friedensjahre gestatteten dem Kaiser sein schönes Werk zu beginnen, in dessen Verfolgung er aber mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Eine mächtige Partei, die jeder Reform abgeneigt war, der Alles daran lag, das System der Corruption und Bestechlichkeit, von dem alle Zweige der Verwaltung ergriffen waren, aufrecht zu erhalten, wandte ihren ganzen Einfluß an, um die neuen Ideen zu bekämpfen, die sich trotz aller ihrer Anstrengungen unter das Volk verbreiteten. Die Mitglieder dieser Partei eiferten gegen die Reduction der Armee; der bloße Gedanke an die Erbauung von Eisenbahnen in Rußland brachte sie in Harnisch; mit einer grenzenlosen Bigotterie widersetzten sie sich jeder Reform auf kirchlichem Gebiete und was die vorgeschlagenen Veränderungen in der Gesetzgebung betrifft, so

erklärten sie dieselben einfach für revolutionär; die schon lange beabsichtigte Aufhebung der Leibeigenschaft endlich mußte nach ihrem Dafürhalten den Untergang Rußlands zur Folge haben.

Und diese Leute hatten von ihrem Standpunkte aus guten Grund zu ihrer Widersetzlichkeit, denn sie wußten was ihnen bevorstand. Sie waren Besitzer ausgedehnter Gütercomplexe, zählten ihre Sklaven nach Tausenden, übten eine absolute und despotische Gewalt über ihre Mitmenschen aus und fühlten, daß die Zeit der Grausamkeit und Barbarei sich ihrem Ende nahe, daß mit dem ersten Hauche der Reform dem Volke ein neues energisches Leben eingeflößt werden würde, ein Leben, das alle Diejenigen ihrer Kaste, welche sich den neuen Ideen nicht anzubequemen vermöchten, rettungslos dem Untergange weihen würde.

Eine so mächtige Partei sie aber auch bildeten, war die reformfreundliche Partei doch noch weit stärker und die Veränderungen vollzogen sich mit reißender Schnelligkeit. Die Corruption und Fäulniß in der Administration war allgemein, Geld war die einzige Feder, durch welche die Maschinerie des Staates in Bewegung gesetzt wurde. Zahlte man dem Tschinownik den geforderten Preis, so kam man mit seinen Angelegenheiten vorwärts, wo nicht, nicht.

Ich erinnere mich, daß ein Freund von mir, welcher die Verhältnisse der Bureaukratie sehr genau kannte, mir eines Tages folgenden Rath gab: „Wollen Sie etwas von irgend einer Behörde erlangen, so setzen Sie sich zunächst mit dem Ihnen die Thür öffnenden Soldaten in Einvernehmen, er wird Ihnen sagen, mit wem Sie sprechen, wen Sie bezaheln und was Sie dranwenden müssen;“ ich hatte Gelegenheit diesen Rath vortrefflich zu finden.

Ein Beamter, der kein Geld nahm, war eine große Seltenheit. Ein intimer Freund von mir, welcher das Zartgefühl einer gewissen hochgestellten Persönlichkeit, der er ein Geschenk machen wollte, zu verletzen fürchtete, kam auf das Auskunftsmittel, das dazu bestimmte Werthpapier in eine Cigarrentasche zu legen und dieselbe, gefüllt mit Cigarren, offen Seiner Excellenz zu präsentiren. Der hohe Herr begriff sehr wohl; er nahm die Cigarre, gleichzeitig aber auch den Fidibus.

Alexanders Vorgänger hatten schon vielfach den Gedanken der Emancipation der Leibeigenen gehegt. Durch Nikolaus

wurde die Lage derselben schon in vielen Beziehungen verbessert; er hatte ihnen das Recht gewährt, Grundeigenthum zu besitzen und Contrakte zu schließen, ihnen mit einem Worte Civilrechte gegeben. Er hatte ferner verboten, Leibeigene ohne das Gut, zu dem sie gehörten, zu verkaufen, und würde wahrscheinlich schon zur Durchführung der vollständigen Emancipation geschritten sein, hätte nicht seit der bei seiner Thronbesteigung stattgehabten Revolution eine Furcht vor einem unbestimmten Schrecknis auf ihm gelastet.

Nach seinem Tode ging Alexander an das Werk, die Ketten zu brechen, welche seit dreihundert Jahren 45 Millionen Menschen bedrückten und sie in einem Zustande der Knechtschaft und Unwissenheit erhielten, der von allen civilisirten Völkern als ein Ueberrest der Barbarei verurtheilt ward.

Nachdem dieser große politische Akt, die Quelle der Regeneration des russischen Volkes mit kräftiger Hand vom Kaiser vollzogen war, sollten bald andere wichtige Reformen folgen. Rußland, das so lange Jahre hinter den andern europäischen Staaten zurückgeblieben war, begann mit festen Schritten vorwärts zu gehen; man konnte hoffen, daß noch die lebende Generation einen großen Theil der verlorenen Zeit einholen würde, und man hat sich nicht getäuscht. Obgleich erst zehn Jahre seit dieser Umgestaltung dahingegangen sind, so ist nach meiner Ansicht das Resultat unbestreitbar, nämlich daß ein großer Erfolg erzielt worden ist.

Wo sich eine große Reform dieser Art vollzieht, da ist es unvermeidlich, daß sich bei der Ausführung im Einzelnen einige Irrthümer mit einschleichen, auch die Emancipation ist diesem allgemeinen Gesetze nicht entgangen. Es galt hierbei den widersprechendsten Interessen gerecht zu werden und die Meinungen über die Mittel, welche angewendet werden müßten, um weder den Herren noch den Leibeigenen zu nahe zu treten, waren sehr getheilt. Es ist höchst wahrscheinlich daß diejenigen Artikel, laut welcher die Bauern noch für eine bestimmte Anzahl von Jahren an den Boden gefesselt sind, aus dem Gesetze entfernt worden wären, hätte die Frage im Volke mehr Verständniß gefunden und wäre sie durch dieses selbst diskutirt worden.

Es ist indeß nicht meine Absicht, hier das Gesetz in seinen Einzelnheiten zu besprechen, sondern ich will nur einen Augen-

blick bei demjenigen Artikel verweilen, welcher die Vertheilung des Bodes regelt. Hieran knüpft sich dann unmittelbar die Frage an, ob das erlangte Resultat ein für die Eigenthümer vortheilhaftes sei. Nach der Emancipationsacte variirt die den Bauern zuzustehende Landparzelle von einem Minimum von 2 bis 3 Quartieren bis zu einem Maximum von 25 Morgen; außerdem hatte aber noch Jeder ein Recht, das Land, welches er bei der Verkündigung des Gesetzes bebaute, so lange zu behalten, bis ihm der vom Gesetze zugesprochene Landantheil zugemessen und übergeben war. Ein im Jahre 1861 erlassenes Gesetz gewährte den Gutsbesitzern dazu eine Frist von zwei Jahren, welche später auf acht Jahre ausgedehnt ward. Hatte während dieser Zeit keine Vermessung stattgefunden, so sollte das von den Bauern bewirthschaftete Land als deren Eigenthum betrachtet und ihnen für immer zugesprochen werden.

Die mit der Beaufsichzigung der Vermessung betrauten Beamten hatten den Titel Myravoï pasrednik, d. h. Schieds- oder Friedensrichter. Diese Charge wurde erst durch die Emancipationsakte geschaffen und die damit Betrauten waren in der That Richter zwischen dem Gutsbesitzer und dem Bauer.

Diese Schiedsrichter waren jedoch in sehr unzureichender Anzahl vorhanden und in Folge dessen mit Arbeit überbürdet, während Manche von ihnen zu träge waren, überhaupt etwas zu thun. Wieder Andere mischten sich in Dinge, die sie nichts angingen und schufen sich dadurch Arbeiten, welche sie ihrer eigentlichen Aufgabe, der Beaufsichtigung der Vermessung der Ländereien, entzogen.

Die erste Vermessung wurde den Bauern vorgelegt und von diesen ohne Ausnahme verworfen, denn da sie vom Gutsherrn ausging, so konnte sie in ihren Augen lediglich nur darauf berechnet sein, den Muschik zu übervortheilen. Wurde nun eine Gegenvermessung durch den Intendanten der Provinz vorgenommen, so erforderte dies viel Zeit und es war schwer zu einem Endresultat zu gelangen. Dann endlich nahm man seine Zuflucht zum Schiedsrichter, dessen Nachlässigkeit jedoch so groß war, daß das dadurch ermüdete Volk den Muth zu verlieren begann. Diese Schwierigkeit machte sich hauptsächlich für die großen Grundbesitzer fühlbar, während die kleineren die Vermessungen innerhalb der vorgeschriebenen Frist zu Stande brachten. Nach dem Gesetze mußten alle Vermessungen vor dem an-

gegebenen Termin angefangen sein; um dies darzuthun genügte es, wenn der Grundeigenthümer einen Plan einsandte, unterließ er dies, so war er im Rückstand. Nach meiner Ansicht wird es wohl noch geraume Zeit dauern, ehe man mit dieser Angelegenheit zu Stande gekommen sein wird, es sei denn, die Regierung griffe durch und entfernte die Schiedsrichter.

Nach meinen persönlichen Erfahrungen scheint es mir als bewirthschafteten auf allen größeren Besitzungen die Bauern weit mehr Land als ihnen gesetzlich zukommt, während von der andern Seite, so lange die Vermessung dauert, die Bauern nicht aufhörten, sich zu vergrößern, so daß es jetzt kaum welche giebt, die nicht mehr hätten als ihren Antheil. Der Muschik hat natürlich den besten Acker ausgesucht und der Gutsherr erleidet den Verlust der zehn letzten Jahre des Pachtzinses.

Eine Domaine von 500000 Morgen, über welche ich die Aufsicht führte, umfaßte 36 Dörfer mit einer Bevölkerung von ungefähr 40000 Seelen. Als ich zur Vermessung schritt, stellte es sich heraus, daß mit Ausnahme von zwei Dörfern alle viel mehr Land besaßen als ihnen rechtlich zufallen würde. Es war Alles angebaut, ein Beweis dafür, daß nach dieser Richtung die Emancipation kein Fiasko gemacht, sondern daß dem allgemein Vorurtheil entgegen, die Bauern die ihnen gegebenen Aecker wohl nutzbar machen. Ich weiß recht wohl, daß viele Leute den Erfolg der Emancipation als etwas sehr Klägliches betrachten und es ist ziemlich schwer, die Argumente, auf welche sie sich dabei stützen, zu fassen. Ich habe einen der häufig wiederholten Einwände dagegen soeben angeführt, ein anderer besteht darin, es sei dem Gutsbesitzer nicht möglich, sich für die Bebauung der ihnen gebliebenen Ländereien die nöthigen Arbeitskräfte zu verschaffen; ich glaube jedoch nicht, daß diese Behauptung begründet sei.

Ist es Thatsache, daß in manchen Theilen des Reiches dem Ackerbau zu gewissen Epochen, namentlich zur Zeit der Bestellung und der Ernte, die Arme fehlen, so ist die Emancipation deshalb doch nicht zu verurtheilen. Ohne behaupten zu wollen daß die Seltenheit der Arbeitskräfte für den Gutsherrn ein Vortheil sei, geht doch daraus hervor, daß der Bauer von seiner Freilassung unmittelbar Nutzen zu ziehen verstanden hat, denn er weiß auf seinem eigenen Grund und Boden ausreichend Beschäftigung zu finden.

Man wird mir einwenden, daß dies kein Beweis sei, daß der Bauer ganz im Gegentheil seine Zeit vielleicht im Müßiggange verbringe; ich muß dem abermals widersprechen. Er und seine Familie müssen um nicht Hungers zu sterben essen, und um essen zu können, müssen sie arbeiten, denn sie betteln nicht.

Ich habe in keinem Lande, in dem ich gereist bin, so wenig Bettler gesehen, wie in Rußland. Es giebt deren in den großen Städten, wie in allen andern größern Städten Europas, aber auch dort sind sie mehr als anderswo von der Sorte, die ich professionell nennen möchte, d. h. sie bitten um Naturalgaben, welche sie alsdann verkaufen. Die Bettler dieser Kategorie führen in Rußland ein großen Quersack bei sich, in welchen sie die ihnen zu Theil werdenden milden Gaben, meistens aus Brod bestehend, stecken. Auf dem Lande und in den kleinen Städten sind die Bettler sehr selten, man sieht sie dort fast nur an den Kirchthüren, auch sind es meistens Greise und Gebrechliche beiderlei Geschlechts.

Die Hauptursache des Mangels an Arbeitskräften liegt in der immer größer werdenden Ausdehnung des Bodens, welcher der Kultur übergeben wird. Die Emancipation der Leibeigenen hat viele Gutsbesitzer ungeheurer Einkünfte beraubt, die ihnen aus dem Obrok flossen, der persönlichen Abgabe eines Leibeigenen für die Erlaubniß irgend ein Gewerbe auf eigene Hand betreiben zu dürfen. Sie haben naturgemäß nun ihrem Grund und Boden eine größere Aufmerksamkeit zugewendet und suchen demselben einen möglichst reichen Ertrag abzugewinnen. Wenn sie nun über Mangel an Arbeitskräften schreien und klagen, und daß die Emancipation sie ruinirt habe, so ist das nicht richtig, der wahre Grund liegt in der Schwierigkeit, eine ausreichende Zahl von Armen für den Anbau von Landstrichen zu finden, die bis dahin brach gelegen hatten und keiner Arbeit bedurften.

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung wird und muß es in Rußland immer an Arbeitskräften fehlen, so lange man nicht Maßregeln ergreift, um eine fortdauernde Emigration zwischen den Provinzen, wo sie im Ueberfluß vorhanden sind und denen, wo Mangel daran vorhanden ist, zu bewirken. So viel auch über den Hang der Russen zum Nomadenleben gesagt und geschrieben worden ist, steht doch fest, daß sie sehr schwer zum Auswandern zu bestimmen sind. Sie verabscheuen das Ver-

ändern ihres Domicils und Niemand klebt fester an seiner Scholle als der Muschik.

Der emancipirte Leibeigene hat das Gefühl seiner Freiheit, er begreift die Vortheile seiner neuen Stellung, sieht allmählich ein, daß er nicht nöthig hat, anderswo Arbeit zu suchen, daß sein Grund und Boden zu seiner Ernährung ausreicht. Die Eisenbahnen machen es ihm möglich, seine Produkte theurer zu verkaufen, die Reisen erweitern seinen Gesichtskreis, entwickeln seine Intelligenz und lehren ihn, den größtmöglichsten Vortheil aus seinem Boden zu ziehen; er wird mit der Zeit ganz unabhängig und braucht nicht mehr für Andere zu arbeiten. Aus alle dem geht hervor, daß die Tagelöhner u. s. w. immer seltener werden müssen, wenn man nicht die Bevölkerung durch Zuzug zu vergrößern trachtet.

Natürlicherweise wird damit eine Erhöhung der Löhne Hand in Hand gehen, schon jetzt sind dieselben in den Städten beträchtlich höher als auf dem Lande und je leichter die Communikation wird, um desto höher wird in Folge dessen der Tagelohn des Muschik steigen. Immerhin ist von einem wirklichen, fühlbaren Mangel an Arbeitskräften in Rußland bis jetzt noch nicht die Rede; Beweis dafür, der Werth der Güter steigt von Tag zu Tag und zwar in den guten Distrikten in einer ganz enormen Weise. Land, welches vor einigen Jahren die Deciatine zu 10 Rubel verkauft ward, findet jetzt zu 70 Rubel Käufer, so daß die Besitzer jetzt viel mehr Geld aus ihrem Grund und Boden ziehen als vor der Emancipation. Welchen Ursachen dies zuzuschreiben ist, das ändert an der Thatsache selbst nichts.

Versteht man den Ausdruck „unbezahlte Arbeit durch Leibeigene" im richtigen Sinne, so hat der russische Adel durch das Aufhören derselben nicht verloren. Der russische Adel oder besser der Theil des russischen Adels, welcher sich über die Emancipation beklagt, bezog seine ungeheuren Einkünfte nicht durch die Arbeiten, welche die Leibeigenen unentgeltlich für ihn verrichten mußten, sondern aus den Abgaben, welche er denjenigen Leibeigenen, die sich außerhalb der Herrschaft zu der sie gehörten, niederließen, für die Erlaubniß dazu auferlegte.

In allen Gesprächen über diesen Gegenstand, welchen ich zugehört habe, sind von denjenigen Leuten, welche einer freien, uneigennützigen Meinung fähig waren, diese Ideen immer vorherrschend gewesen. Intendanten der größten Gütercomplexe des

Reiches haben mir die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt und ein Gleiches ist von vielen andern unterrichteten und glaubwürdigen Seiten der Fall.

Dies sind nun die hauptsächlichsten Anklagen, welche man gegen die Emancipation vorbringt. Ich wiederhole, daß ich nicht ein einziges Wort davon für wahr halte; damit man aber die wirklichen Resultate dieses großen Unternehmens in wahrhaft gesunder Weise würdigen und aus eigener Kenntniß der Sache darüber entscheiden könne ob sie gelungen ist oder nicht, ziehe ich vor, die Muschiks selbst zu betrachten und aus direkten Beobachtungen meine Schlüsse zu ziehen.

Mir sind bei den Bauern ganz unzweideutige Zeichen des Fortschrittes entgegengetreten. In allen Dörfern sind neue Häuser erbaut, sind die alten reparirt worden; die Felder sind besser eingehegt, die Höfe sind größer; an vielen Häusern der ehemaligen Leibeigenen sieht man die Schilder von Versicherungsgesellschaften angebracht. Die Pferde sind viel öfter beschlagen, die Wagenräder meistens mit eisernen Reifen versehen. In den Häusern hat der Kienspan, der sonst die Beleuchtung bildete, dem Talglicht Platz gemacht; Männer und Frauen gehen besser gekleidet, suchen sich zu unterrichten, wissen, daß sie unter dem Schutze des Gesetzes stehen, haben ein richtigeres Verständniß für die Vorgänge in den Städten. Die Männer fangen an, Gewerbe zu treiben, sie werden Müller, Gerber, Schiffer, Besitzer von Dampfböten, Vieh- und Getreidehändler u. s. w.; sie bedienen sich bereits der Maschinen, um den Hanf zu brechen und das Getreide zu dreschen; sie behandeln ihre Frauen mit größerer Achtung und leben weniger in wilder Ehe als früher. Sind alle diese Fortschritte, welche keinem Reisenden entgehen können, nicht Beweise für eine sich vollziehende große Umgestaltung des Bauernstandes? und würden diese Erscheinungen unter der Leibeigenschaft hervorgetreten sein? Darf man Angesichts solcher Thatsachen noch in Abrede stellen, daß die Emancipation einen großen Erfolg gehabt habe?

Ich will im Nachstehenden einige Aeußerungen emancipirter Leibeigener anführen und frage, ob man dergleichen wohl vor einigen Jahren von ihnen gehört hätte.

An einem kleinen Büffet einer Eisenbahnstation auf dem Wege zwischen Nishni und Moskau gerieth ein General in großer Uniform in einen Wortwechsel mit einem Aufwärter, der ihn nicht schnell

genug bedient hatte. Nun muß man wissen, daß ein General, Dank der Zwangs- und Strafmittel, über die er disponirte, für den Bauer so ziemlich der Gottseibeiuns in Person war.

„Sehen Sie nicht, daß ich ein General bin?“ schrie der hohe Herr im Gefühl seiner Würde; aber ganz ruhig antwortete der Aufwärter:

„Das sehe ich wohl, aber heutzutage ist ein General nicht mehr als jeder andere Mensch.“

Unter dem alten Regime hätte ich nicht an der Stelle des kecken Burschen sein mögen, unter dem neuen war er im Vortheil und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Ein anderes Mal fuhr ich in Gesellschaft des Obersten eines Kavallerie-Regimentes in einem Tarantaß. Unser Kutscher fuhr uns zu langsam, wir riefen ihm zu, sich mehr zu beeilen, aber vergebens; endlich sprang mein Begleiter zornig auf; aber der Kutscher, der wohl wußte, was dies zu bedeuten habe, wandte sich um und sagte:

„Sie wissen Excellenz, daß Sie nicht mehr das Recht besitzen, mich zu schlagen?“ Dieses Wort brachte den Obersten sofort zu sich selbst und da er der neuen Schule angehörte, war er gleich mir entzückt, daß der Mann so viel Unabhängigkeit und ein so richtiges Verständniß für seine neue Stellung kundgegeben hatte. Um aber die ganze Tragweite dieses Geschichtchens verstehen zu lassen, füge ich hinzu daß der Oberst ein in der Nähe des Ortes, wo der Vorfall sich ereignete, angesehener, reichbegüterter Fürst war, daß mithin der Kutscher ganz genau wußte, wen er vor sich habe.

Wer dürfte also zu leugnen wagen, daß der Bauer täglich mehr Gefühl seiner eigenen Würde gewinnt? Und ist es nicht gerade dieses Bewußtsein, welches man einem soeben von Sklavenketten befreiten Volke vor Allem wünschen muß? Es würde mir leicht sein, mich weitläufig über diese Fortschritte und die glücklichen Resultate der Emancipation auszulassen: aber es werden im Laufe dieser Arbeit noch viele Thatsachen dafür zeugen, was diese Leute w a r e n und was sie s i n d oder besser, was sie im Begriffe stehen zu w e r d e n.

Der emancipirte Leibeigene ist gegenwärtig unstreitig der interessanteste Gegenstand des Studiums in ganz Rußland. Freilich ist es dazu nothwendig, daß man wie ich, Jahre lang derart mit ihm gelebt habe, wie ich mit Denen, die unter meinem

Befehl standen, daß man sein Vertrauen gewinnt und ihn zum unbefangenen Plaudern bringt. Ich habe dies Alles gethan und erkläre nunmehr meinen vornehmen Freunden in Rußland, daß ich ihre emancipirten Leibeigenen liebe und daß die Emancipation eine vollkommen gelungene Maßregel ist.

Dieser großen Reform folgte die Einführung der Eisenbahnen. Obgleich Rußland ein Land ist, in welchem mit der Zeit die Eisenbahnen sich nicht nur selbst erhalten, sondern auch noch bedeutende Ueberschüsse liefern werden, so ist die Privatindustrie doch immer davor zurückgeschreckt, namentlich im Hinblick auf die ganz ungeheuren Entfernungen und den Mangel an Städten. Unsere Generation würde kaum eine andere Eisenbahnlinie als die zwischen Petersburg und Moskau kennen, hätte die Regierung des Kaisers nicht in weiser Voraussicht für das Land, den Bau selbst unternommen oder wenigstens die Ausgaben für die ersten Einrichtungen vieler anderer Linien garantirt.

Der Kaiser, der Grundbesitzer und der Bauer profitiren in gleichem Maße von dem Eisenbahnnetze, welches gegenwärtig die Hauptstadt mit allen Märkten, allen Vorrathskammern, allen Minen des Reiches in Verbindung gebracht hat, welches dem unerschöpflichen Metallreichthum die Thore der Ausfuhr geöffnet, welches die korn- und fruchtreichen Landstriche in den Stand setzt, ihre bis dahin fast werthlosen Erzeugnisse an den Markt zu bringen und theuer zu verkaufen. Daß die Ermöglichung einer schnellen Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen des Reiches auch dessen Wehrfähigkeit bedeutend gesteigert hat, braucht nicht erst noch besonders hervorgehoben zu werden.

Man erzählt, der Plan einer Linie von Petersburg nach Moskau sei dem Kaiser Nikolaus zur Genehmigung vorgelegt worden, mit der Bitte zwischen zwei einander gegenüberstehenden Rissen eine Entscheidung zu treffen. Er stellte alle Forderungen zufrieden, indem er ein Lineal auf das Papier legte und eine Linie von einem Anhaltepunkte zum andern zog; danach wurde die Bahn gebaut und berührte auf vierhundert Meilen nur eine einzige bedeutende Stadt, Twer.

Die Landbewohner machen sich die ihnen durch die erleichterte Communication gebotene Gelegenheit, die großen Städte zu besuchen, sehr zu Nutze und bringen von diesen Ausflügen

stets eine Erweiterung und Bereicherung ihres Ideenkreises mit zurück. So üben die Eisenbahnen einen wohlthätigen Einfluß auf das ganze Land aus und tragen namentlich sehr viel zur Zerstörung der alten Vorurtheile bei.

In dem Maße als das Reisen zunimmt, nehmen auch die Scherereien ab, denen in früheren Zeiten der Reisende ausgesetzt war. Noch vor zehn Jahren waren diese Formalitäten wahrhaft schrecklich. Jeden Augenblick wurde man nach dem Passe gefragt, aufgehalten, chicanirt, vor Allem aber mußte man beständig Geld in der Hand haben. Alle diese Dinge haben jetzt aufgehört, man reist mit demselben Passe von einem Ende des Reiches zum andern und kein Polizeibeamter hindert in irgend einer Weise die Freiheit der Bewegung. Auf einer Reise von 10000 Werste, die ich im Jahre 1869 unternahm, bin ich nicht ein einziges Mal nach dem Passe gefragt worden.

Die Politik Rußlands sucht nach allen Seiten liberal zu werden. In einer so eigenthümlich gearteten Gesellschaft wie es die russische ist, verlangt jede Reform Seitens desjenigen, der sie unternimmt, große Vorsicht und Klugheit. Ist der letzte Zolltarif auch noch sehr schutzzöllnerisch, so bekundet er dessenungeachtet gegen früher doch einen wesentlichen Fortschritt.

Auch in den unteren Schichten der Verwaltung vollziehen sich gewaltige Reformen. In mehreren Abtheilungen ist die Zahl der Beamten bedeutend vermindert worden, man hat alle Mißbräuche ans Licht gezogen und sie je nach dem Falle streng geahndet oder milde abgeschafft. Mit einem Worte — ich spreche hier nach meiner persönlichen Erfahrung — alle Chefs bemühen sich, ihre Abtheilungen durch und durch zu reformiren.

Wie schwierig es ist, eine zum Sprichwort gewordene Käuflichkeit des Beamtenthums auszurotten, das glaubt wohl jeder meiner Leser einzusehen und dennoch wird er schwer in der Lage sein, sich eine genaue Vorstellung der herrschenden Zustände zu machen. Die niederen Beamten hatten fast überall die Stellen gekauft und es war sehr schwer, die Schuldigen von den Unschuldigen zu unterscheiden; es sind indeß die durchgreifendsten Maßregeln getroffen und der Zustand der Dinge ist ein gänzlich anderer geworden.

Nehmen wir nur ein Beispiel. Die Finanzen werden jetzt von einem ebenso ehrenhaften wie fähigen Minister, Herrn von Reutern, verwaltet und der General Greig steht ihm dabei in

würdigster Weise zur Seite; sie sind gleich denen der europäischen Staaten organisirt und könnten manchen derselben zum Muster dienen.

Die unverschämten Erpressungen, deren russische höhere Beamte der alten Schule sich schuldig machten, sind heute total unmöglich geworden. Ehemals wurde man von Diesem oder Jenem angesprochen, er war so arm, hatte so viele Kinder, ein so schmales Einkommen. Er setzte mit der größten Gemüthlichkeit auseinander, welche Willkürlichkeit er begehen und welche Unannehmlichkeiten dem Andern daraus erwachsen könnten und ließ ihn am Ende sehr deutlich verstehen: wenn er nicht dies und jenes thue, (man wußte sehr wohl was dies bedeute) würde er sich zu seinem Bedauern genöthigt sehen, im Namen des Gesetzes so oder so zu handeln. Die Erfüllung einer Pflicht war für ihn nur eine Gelegenheit, Geld zu erpressen; wo es sich um seinen Vortheil handelte, konnte die Sorge für die öffentliche Sicherheit nicht in die Wagschale fallen.

An einem Sommerabend besuchte ich einen berühmten Vergnügungsort Moskaus, nämlich einen Garten, dessen Besitzer die fixe Idee hatte, sich in seiner Jugend eine Art englischer Nationalität erworben zu haben, weil er vor der jetzt längst verstorbenen verwittweten Königin von England ein Mal abgerichtete Hunde gezeigt und einige englische Brocken aufgelesen hatte, die er bei jeder Gelegenheit anbrachte. Dieser Mann machte mich zum Vertrauten der ihm persönlich widerfahrenen Unbill, indem er auf eine Gruppe auf seine Kosten schmausender und zechender Beamten deutend, in seinem schlechten Englisch zu mir sagte:

„Sehen Sie jene Halunken dort! Ich habe 300 Rubel für meine Concession gezahlt, 100 Rubel für meine Schankgerechtigkeit, zahle eine ganz enorme Pacht und jetzt nimmt mich solch ein Herr bei Seite und sagt mir: „Ich bin Regierungs-Architekt, geben Sie mir nicht 50 Rubel, so reiche ich einen Bericht ein, daß Ihre verfluchte Baracke abgebrochen werden muß.

„Was haben Sie geantwortet fragte ich?"

„Ich habe bezahlt, weil er die Wahrheit sprach; die Baracke sollte fallen."

Man schloß einen Vergleich. Der Architekt steckte seine

Rubel ein und das Publikum trank noch ferner unter Lebensgefahr seinen Thee und seinen Wodky in dem baufälligen Hause.

Zur Entschuldigung dieser Spitzbubenbande läßt sich allerdings anführen, daß die Regierung ihren Beamten eine zu geringe Besoldung zahlte, um davon leben zu können, sie also zum Stehlen zwang oder, noch schlimmer, in einem gewissen Einverständniß mit ihnen handelte. Ein Richter bei einem alten Gerichtshofe in der Provinz erzählte mir eines Tages, er habe 200 Rubel Gehalt. Erstaunt fragte ich ihn, wie er davon leben könne und nun entwickelte er mir, wie er mit seinen 200 Rubel nicht nur leben, sondern auch noch Vermögen sammle, er bot mir nämlich an:

„Sie haben beständig bei meinem Tribunal zu thun und müssen fortdauernd einen Commis herschicken. Würde es Ihnen da nicht viel Mühe und Geld ersparen, wenn Sie mich zu Ihrem Mandatar ernennten, und *Sie könnten außerdem noch sicher sein, daß Ihre Angelegenheiten aufs beste besorgt würden.*“

Ich glaube, er war in Folge seiner corrumpirten Handlungsweise schon so vollständig im Unklaren über Recht und Unrecht, daß er das Verwerfliche, was in seinem Vorschlage lag, gar nicht einsah und mehr erstaunt als beleidigt über eine Ablehnung war, die er einem kindischen Zartgefühl zuschrieb. Außerdem schien er auch wirklich ein gewisses Vertrauen in die Gerechtigkeit meiner Sache zu setzen und sich gar nicht die Möglichkeit vorgestellt zu haben, daß er in die Lage kommen könne, ein für mich ungünstiges Urtheil zu fällen.

Die absolute Zurückhaltung, das vollständige Absehen, von der Person, welche wir als die unerläßlichsten Eigenschaften eines Richters betrachten, waren in Rußland ganz unbekannte Dinge. Eines Tages kam mein Commis vom Gerichte zurück, wo ich mehrere Sachen als Kläger und als Vertheidiger zu vertreten hatte, und brachte mir von Seiten des Richters folgende vertrauliche Mittheilungen:

„Jene Angelegenheit ist zu Ihren Gunsten entschieden. — Iwan Iwanowitsch ist verurtheilt, — Michel Michaelowitsch ist freigesprochen u. s. w.“ Der Schlußsatz aber lautete: „Es ist Alles nach Ihren Wünschen entschieden, der Richter läßt sich Ihnen empfehlen und Sie bitten, ihm einige Dahlia-Stöcke für seinen Garten zu schicken.“

Durch solche kleine Freundlichkeiten konnte man die mit den häufigen Rechtshändeln verbundenen Scherereien bedeutend verringern. Es war jedoch nicht bloß der Richter, dessen Wohlwollen erkauft werden mußte, auch von dem elendesten Schreiber konnte man nur gegen baares Geld die Erfüllung der ihm berufsmäßig obliegenden Functionen erlangen.

Man tritt z. B. behufs der Erfüllung einer ganz einfachen Formalität in ein Verwaltungsbüreau. Man nähert sich dem Tschinownik, der, unsere Absicht errathend, ganz vertieft in seine Arbeit scheint. „Guten Tag, Iwan Iwanowitsch," sagt man höflich oder freundschaftlich. Iwan ist taub und seine Feder läuft nur noch schneller über das Papier. Man wiederholt die Anrede zehnmal, Iwan bleibt ebenso taub wie das Papier, das er mit seinen Krakelfüßen bedeckt. Endlich legt man einen Dreirubelschein vor ihn hin und sagt nochmals: „Guten Tag, Iwan Iwanowitsch, wie befinden Sie sich?" Jetzt springt Iwan, wie von einer Feder emporgeschnellt in die Höhe, läßt seine dringende Arbeit im Stiche, drückt dem vor ihm Stehenden herzlich die Hand und fragt, womit er ihm dienen könne. Man kann nunmehr versichert sein, daß die Sache sehr schnell expedirt wird; ohne das Opfer der drei Rubel hätte man aber bis in alle Ewigkeit darauf warten können.

Ein Richter, der Geld nimmt, muß selbstverständlich häufig in den Fall kommen, von beiden Parteien bezahlt zu werden. Ich war Zeuge eines äußerst merkwürdigen Falles dieser Art. Ich hatte einen wichtigen Prozeß vor einem kleinen Gerichtshof und die Entscheidung war, ehe sie öffentlich verkündet wurde, mir offiziös mitgetheilt worden; sie lautete den von mir vertretenen Interessenten nicht günstig. Ich wußte aber, daß der Richter ebenso gut mit mir stand wie mit meinem Gegner und uns Beide zufriedenzustellen wünschte; in dieser Absicht hatte er denn das Urtheil folgendermaßen abgefaßt:

„Verdikt für den Klagenden mit dem Rechte der Appellation für den Beklagten. Das Urtheil wird erst executorisch nachdem das Resultat der Appellation bekannt sein wird." Der letztere Theil des Richterspruches stand in offenem Widerspruch mit dem Gesetze und überdies mußte das Urtheil ein todter Buchstabe bleiben, da die Appellation mehrere Jahre gedauert haben würde.

Nachdem das Urtheil öffentlich bekannt gemacht worden war,

sandte ich meinen Commis hin, um eine Abschrift davon aus den Akten zu nehmen, und nun stellte es sich heraus, daß es nicht in den mir mitgetheilten Ausdrücken abgefaßt worden, sondern vielmehr der letzte Satz weggeblieben war, es also sehr ungünstig für uns lautete. Bei einer genaueren Prüfung der Akten fand er jedoch, daß mehrere Blätter entfernt und durch andere, auf denen die Schrift noch ganz frisch schien, ersetzt worden waren, ja daß das eigentliche Urtheil nicht die Unterschrift des Protokollführers trug. Ich suchte nun den Letztern auf, stellte ihm vor, daß auf das Verbrechen, Akten zu fälschen, die Strafe der Verbannung nach Sibirien stände und fragte ihn, was das Alles bedeuten solle. Da gestand er mir dann Folgendes:

Die Richter hatten sich von der Ungesetzlichkeit ihres ersten Ausspruches überzeugt und deshalb aus den Akten die Blätter, auf welchen er verzeichnet war, schneiden, andere an deren Stelle heften lassen und das Original in den Ofen geworfen. Da aber in diesem gerade kein Feuer gewesen, so war das Dokument nicht verbrannt, der Schreiber hatte es an sich genommen und überreichte es mir unversehrt.

Ich machte natürlich die Sache bei den vorgesetzten Behörden anhängig und glaube die Richter sind sämmtlich abgesetzt worden, ganz bestimmt vermag ich es aber nicht zu sagen.

Das alte russische Gesetz über die Zeugen verbot den Parteien in ihrer eigenen Sache auszusagen; die Wirkungen dieses Gesetzes werden durch eine in Moskau cursirende merkwürdige Anekdote erläutert: „Ein Prinz aus sehr vornehmem Hause, der eine übertriebene Leidenschaft für Toilette besaß, war sehr unzufrieden mit mehreren Anzügen, die ihm der fashionableste Schneider der Stadt gearbeitet hatte. Er ging zu ihm, um ihm Vorwürfe zu machen, ward aber von dem Kleiderkünstler sehr übel empfangen. Derselbe bestritt dem Prinzen nicht nur das Recht, die von ihm gefertigten Kleiderstücke zu kritisiren, sondern machte der Unterredung dadurch ein schnelles Ende, daß er seinen hochgebornen Kunden mit einem Fußtritt die Treppe hinunter beförderte. Der Zufall wollte, daß Niemand diesen Auftritt mit angesehen hatte. Als der Prinz zum Polizei-Commissar des Distrikts kam und Gerechtigkeit verlangte, war die erste Frage: „Was haben Sie für Zeugen?“ Da er Niemand nennen konnte, so

zuckte der Quartalnik die Achseln und bedauerte, in der Sache nichts thun zu können.

Ohne sich von diesem ersten Mißerfolge abschrecken zu lassen, durchlief der Prinz nach und nach alle Grade der Beamtenhierarchie und wandte sich zuerst an den vierten „Polizeichef“, dann an den dritten und dann an den zweiten. Die Antwort lautete überall gleich: ohne Zeugen ist nichts zu machen. In Verzweiflung eilte er zum ersten Polizeichef, trug diesem die Angelegenheit vor und fügte hinzu:

„Ich weiß, daß dieser Schneider auch für Ew. Excellenz arbeitet, bin aber überzeugt, daß Sie ihm die Ihnen gelieferten Kleidungsstücke bezahlen, was, wie ich fürchte, bei den übrigen Beamten, deren Beistand ich angerufen habe, nicht der Fall ist. Ich habe deshalb das Vertrauen, Ew. Excellenz werden mir Genugthuung für die erlittene Beleidigung verschaffen.“

Der hohe Würdenträger fragte jedoch ganz ebenso wie seine Untergebenen: „Was haben Sie für Zeugen?“

Am andern Tage empfing der Prinz indeß einen Brief von dem Polizeipräsidenten, worin ihn dieser benachrichtigte, der Schneider werde zu einer bestimmten Stunde kommen, um sich bei ihm zu entschuldigen. Einige Minuten vor der angegebenen Zeit schickt der Prinz seinen Diener aus dem Hause, empfängt den Schneider allein, schließt die Thür, karbatscht seinen Mann und wirft ihn endlich mit einem Fußtritt die Treppe hinunter. Der Schneider, dem vorgeredet worden war, seine Entschuldigungen würden sehr huldvoll aufgenommen werden, lief ganz außer sich zum Polizeichef, um diesem den ihm zu Theil gewordenen Empfang zu berichten:

„Ich bin nur hingegangen, um mich Ew. Excellenz gefällig zu erweisen,“ sagte er, „und glaubte der Prinz würde mit meinen Entschuldigungen zufrieden sei, statt dessen hat er mich geschlagen und gestoßen; ich verlange Gerechtigkeit.“

Jetzt ließ der Polizeichef den Prinzen zu sich rufen und machte ihm Vorwürfe, aber dieser antwortete:

„Es ist möglich, daß der Schneider Ihnen dergleichen erzählt hat, Excellenz, aber wo sind seine Zeugen?“

Diese Anekdote zeigt, welche Dinge unter dem alten Gesetze möglich waren, aber wir können noch ganz andere erzählen.

Ein Prozeß, welcher drei Jahre geschwebt hatte, wurde endlich vom Senat in einer Weise entschieden, die den Verlie-

renden ruiniren mußte. Dieser hatte sich bereits in das Unvermeidliche ergeben, da empfing er eines Tages den Besuch eines kleinen Tschinownik, der ihn ohne Umschweife fragte, was er zahlen würde, wenn die Ausführung des Urtheils zu verhindern wäre. Der Gefragte erwiderte, dies sei ja unmöglich, da es gegen die Entscheidung des Senates keinen Appell gäbe.

„Das ist meine Sache,“ erklärte der Tschinownik, „wollen Sie mir 5000 Rubel geben, wenn ich die Ausführung dieses Urtheils um sechs Monate verzögere?“

„Gern,“ war die Antwort, „aber wie wollen Sie das anfangen?

„Beunruhigen Sie sich darüber nicht, „das ist meine Sorge, vergessen Sie nur unser Uebereinkommen nicht.“

Die Sache war unserm Manne zu unwahrscheinlich, als daß er irgend eine Hoffnung darauf gebaut hätte, die Zeit verging jedoch und zu seinem großen Erstaunen hörte er nichts von dem Verdict, so daß er wirklich zu glauben begann, der Tschinownik sei am Werke. Nun war er auch nicht müßig, realisirte seine im Gouvernement Tambow belegenen Güter und unternahm nachdem er beinahe sein ganzes Vermögen flüssig gemacht hatte, aus Gesundheitsrücksichten eine Reise in die Schweiz. Von diesem sichern Hafen aus trat er mit seinen Gläubigern in Correspondenz, schloß einen Vertrag mit ihnen, und kehrte als Alles geordnet war nach Rußland zurück.

Nach Verlauf von ungefähr sechs Monaten erhielt er die Notification des inzwischen gegenstandslos gewordenen Urtheils und ebenso erschien der Tschinownik, um sein Honorar einzukassiren. Er wurde mit großer Bereitwilligkeit bezahlt und nachdem er das Geld eingesteckt, erzählte er wie er es verdient hatte.

„Ich habe,“ sagte er, „die Adressen auf die Couverts zu schreiben, welche die Notificationen der vom Gerichtshof gefällten Urtheilssprüche enthalten. Ich habe mich nun bei der Adresse des Ihrigen geirrt und statt „Gouvernement Tambow“, „Gouvernement Tomsk“ darauf geschrieben, und Sie wissen, daß ein Brief, der aus Versehen nach Tomsk geht, vor Ablauf von sechs Monaten nicht wieder zurück sein kann. Es ist Alles gekommen, wie ich voraus berechnet und der Irrthum erst nach Ablauf von Monaten entdeckt worden.“

„Sind Ihnen daraus denn keine Unannehmlichkeiten erwachsen?"

„Nein, irren ist menschlich, das kann Jedem passiren."

Die durch diese Anekdoten illustrirten Mißbräuche werden schnell unter den Einflüssen des neuen Gesetzes verschwinden, das unter Alexander II. bereits in den meisten Provinzen des Reiches in Kraft getreten ist. Der erste Impuls zu dieser gigantischen Reform ist vom Kaiser Nikolaus gegeben worden, denn dieser gründete eine vorzügliche Rechtsschule für junge Leute, die sich der juridischen Laufbahn widmen wollten. Ihre Studien erfordern sehr viel Zeit und Arbeit, denn das im Jahre 1664 unter Czar Alexai Michaelowitsch redigirte Gesetzbuch enthielt 30000 Artikel, die auf Nicolaus Befehl classificirt worden waren.

Das neue Gesetz mit einem Schlage in ganz Rußland einzuführen, war unmöglich, denn es fehlte in den Provinzen an Leuten, welche sich zur Uebernahme geeignet hätten.

Das alte Gesetz hatte schriftliches und geheimes Verfahren, nach dem neuen Gesetze sind die Verhandlungen öffentlich und die ersten Beamten unabsetzbar.

Die Friedensrichter, deren es in jedem Distrikt einen giebt, werden besoldet und von den Einwohnern und Grundbesitzern desselben auf drei Jahre gewählt, sind aber nach Ablauf ihrer Wahlperiode wieder wählbar; auch ist die Wählbarkeit abhängig vom Besitze eines gewissen Flächenraumes Land. Beschränkt sich die verhängte Strafe auf 15 Rubel oder auf Gefängniß von höchstens drei Tagen, so sind die Entscheidungen des Friedensrichters unumstößlich; darüber aber unterliegen sie der Berufung. Diese Jurisdiction erstreckt sich in Civilsachen auf alle Angelegenheiten, welche sich um nicht mehr als 500 Rubel handeln, in Criminalsachen auf alle Fälle, in denen das Maximum der Strafe drei Monate sein würde.

Berufung wird eingelegt vor der Versammlung der Friedensrichter, welche die zweite und letzte Instanz bildet.

Die größeren Civilprocesse werden vor dem Bezirksgerichte verhandelt, dem außer den Richtern noch ein kaiserlicher Prokurator angehört, welchem obliegt, die Thatsachen des Processes vor dem Tribunal zu resumiren, seine Schlußfolgerungen zu geben und ganz besonders die auf den in Frage stehenden Fall anwendbaren Artikel des Gesetzes anzuführen und zu commentiren.

Nach seinem Plaidoyer ziehen sich die Richter zurück und berathen bei geschlossenen Thüren.

Von diesem Tribunal appellirt man in erster Instanz an den hohen Gerichtshof und von diesem an den Senat, d. h. nicht an den alten Senat, sondern an eine Special-Kammer, welche die Functionen des Cassationshofes erfüllt und sich nicht mit den Thatsachen, sondern lediglich mit der Gesetzlichkeit des Verfahrens zu beschäftigen hat.

Wichtige Criminalfälle sind der Jury unterworfen. Die Geschworenen werden aus allen Klassen der Gesellschaft gewonnen. Die Richter werden gegenwärtig gut besoldet, sind deshalb unabhängig und das frühere System der Corruption und Bestechlichkeit ist unmöglich geworden. Man ist in Rußland allgemein der Ansicht, daß das neue Gesetz die besten Wirkungen übe, und ich selbst lege ebenfalls sehr gern ein Zeugniß zu seinem Gunsten ab.

Ich habe sehr viele Gelegenheiten gehabt, auf dem Lande wie in den Städten Beweise für dieses Urtheil zu sammeln. Es soll nicht verhehlt werden, daß wie es überall im Leben zu gehen pflegt, auch hierbei zuweilen über das Ziel hinausgeschossen wird; so sind die Gerichtshöfe der neuen Organisation zuweilen geneigt, die Grenzen der strengen Gerechtigkeit insofern zu überschreiten, indem sie bei Streitsachen zwischen Reichen und Armen die letzteren begünstigen. Dieses temporaire Uebel wird jedoch in dem Maße verschwinden, als die Veränderungen, durch welche es hervorgerufen ist, ihre Neuheit verloren haben werden.

Mit einem Worte, der neue Stand der Dinge hat weit weniger Unzuträglichkeiten als der alte, von dem ein Publizist schreiben konnte: „Die Justiz ist dasjenige Departement, das am dringendsten der Reformen bedarf. Nirgends kann man mit so großer Wahrheit wie in Rußland sagen, daß es ein Recht für den Armen und ein Recht für den Reichen gebe.“

Ich habe die Zeit gekannt, wo ein Stabsoffizier den Gerichtshöfen buchstäblich Befehle gab. Gegenwärtig ist er nicht mehr als sein Nachbar und vor dem Friedensrichter ist der Muschik dem Fürsten gleich.

Unter dem alten Regime war die Langsamkeit des Verfahrens, sowohl in Straf-, wie in Civilsachen sprichwörtlich; gegenwärtig ergehen die Entscheidungen so schnell, daß die Bauern

ganz betroffen darüber sind. Ich hatte kürzlich Gelegenheit einen Muschik zu verfolgen, der Pfähle gestohlen hatte. Er wurde schuldig befunden und zu drei Tagen Gefängniß verurtheilt. Am Tage nach der Verurtheilung kam seine Frau zu mir und fragte mich, wie viel ich ihr während ihr Mann seine Strafe verbüße, wöchentlich zu ihrem Unterhalte gebe.

Erstaunt fragte ich, ob sie denn glaube, daß ihr Mann unschuldig verurtheit sei.

„O nein," war die Antwort, „er hat die Pfähle gestohlen, aber die Sache ist so schnell entschieden worden, daß er keine Zeit hatte, Ordnung in seine Angelegenheiten zu bringen, ehe er ins Gefängniß ging."

Es fehlt in Rußland noch sehr an guten Advokaten, da bis zum Jahre 1862 Jeder plaidiren durfte. Die großen Städte haben freilich zu allen Zeiten geschickte und unterrichtete Advokaten besessen und unter ihnen manche von scrupulöser Gewissenhaftigkeit; aber in den kleinen Provinzialstädten hielt es sehr schwer, einen tüchtigen Rechtsbeistand zu finden.

Die infolge des neuen Gesetzes den Gerichtshöfen, nämlich den Bezirks- und Obergerichten, zugewiesenen Advokaten werden vereidigt und man gewährt ihnen behufs des Plaidirens Erleichterungen, die Andern versagt werden. Ich erinnere mich daß, als ich eines Tages in einem Traktir in Nishnij-Nowgorod war, meine Aufmerksamkeit durch einen Betrunkenen gefesselt wurde, der sich einen Advokaten nannte. Er zeigte den Anwesenden die Papiere seines Clienten, die Vollmachten, die er ihm gegeben u. s. w. und rühmte sich seines Einflusses beim Tribunal. Als ich mich näher auf die Sache einließ, entdeckte ich, daß der Mensch keineswegs Dasjenige sei, wofür er sich ausgab, sondern daß ich einen gewöhnlichen Muschik vor mir habe.

Das Princip des Selbst-Gouvernements, das bereits seit langer Zeit ein wesentliches Element der russischen Gesellschaft ist, wird binnen Kurzem noch eine merkwürdige Erweiterung durch die Einführung der Distrikts-Versammlungen erhalten. Diese Versammlungen werden durch Wahl gebildet, jeder Distrikt wird deren eine besitzen und sie werden die Aufgaben der englischen Vestries mit denen der Arbeits-Büreaus verbinden, d. h. sie sind beauftragt mit der Beaufsichtigung der Straßen und Brücken und der Umlegung der Steuern. Ferner entsenden sie Delegirte zu den Provinzial-

versammlungen, welche sich mit den allgemeinen Angelegenheiten der Provinz beschäftigen, nämlich ebenfalls Feststellung der Steuern, Ueberwachung der Hospitäler, der Gefängnisse, des Arzneiwesens u. s. w.

Das Selbst-Gouvernement ist wenigstens in der Theorie keine Neuerung für den russischen Bauer, in der Praxis freilich ist es bis jetzt durch die Uebergriffe der Regierung wenig zur Ausführung gekommen. Es ist jedoch auch hier unverkennbar, daß die liberalen Maßregeln der Regierung dem Volke Vertrauen eingeflößt haben, und ich kann als Beweis dafür sehr charakteristische Thatsachen anführen.

Es ist noch gar nicht lange her, daß der Bauer seine Ersparnisse vergrub oder sonst an einem ihm sicher scheinenden Ort verbarg und sich wohl hütete, sie den öffentlichen Fonds anzuvertrauen. Gegenwärtig wird das seit langer Zeit in dieser Weise aufgehäufte Geld in Umlauf gesetzt und die Anlagen der Bauern haben bereits einen wesentlichen Einfluß auf den Cours der Staatspapiere geübt. Die Bons, welche von der Krone unter dem Namen Rückkaufsscheine behufs der Entschädigung der Besitzer von Leibeigenen ausgegeben worden sind, wurden früher zum Course von 60 verkauft, gegenwärtig stehen sie 90 und diese Courssteigerung ist hauptsächlich durch die von freigelassenen Leibeigenen in dem Papier gemachten Ankäufe veranlaßt worden.

Die durch die Eisenbahnen hervorgerufene Erleichterung des Transportes hat eine bedeutende Preissteigerung der Bodenerzeugnisse bewirkt. Der kleine Gutsbesitzer (und unter der russischen Communalverwaltung ist jeder russische Bauer ein kleiner Gutsbesitzer) sieht recht wohl ein, daß sein Getreide auf einem entfernter gelegenen Markt einen besseren Absatz findet, als in dem benachbarten Dorfe. Seit dieser Entdeckung steigen ihm Handels-Ideen auf, er associirt sich mit seinem Nachbar und der Erfolg übersteigt oft seine kühnsten Träume. In einer Hinsicht sind die Russen jedoch noch sehr zurück, und sie werden darüber auch wohl nur durch die Eisenbahnen belehrt werden, nämlich was die richtige Würdigung des Werthes der Zeit anbetrifft Ich reiste eines Tages von Nishnij-Nowgorod nach Moskau; der Zug hatte sich um zwei Stunden verspätet und ich machte darüber eine Bemerkung gegen einen der Mitreisen-

den, der darüber im höchsten Grade erstaunt schien. Nachdem er mich eine Weile schweigend angeblickt hatte, fragte er:

„Was kommt uns darauf an, ob wir heute in Moskau eintreffen oder morgen?“

Im Allgemeinen nehmen Industrie und Handel unter dem neuen Regime einen sehr erfreulichen Aufschwung; das Volk gewinnt an Intelligenz und wird den neuen Ideen zugänglich; die Zeitungen sind zahlreicher und verbreiteter als früher. Man hört über Politik sprechen und die Verfügungen der Regierung ungescheut diskutiren; die Volksschichten beschäftigen sich mit der Vertheidigung ihrer Interessen, kurz die Rußland noch vor wenigen Jahren charakterisirende Muthlosigkeit und Apathie verschwindet mit reißender Schnelligkeit.

Lehrreich ist eine Betrachtung der Fortschritte, welche das Budget macht. Trotz der ungeheuren Summe von 300 Millionen, welche durch die Zinsen der Schuld absorbirt werden und ohne die außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben mit ’in Anschlag zu bringen, nimmt das Deficit von Jahr zu Jahr ab. Behält Rußland noch einige Zeit Frieden, so wird es gewiß zu einer außerordentlichen Entwickelung gelangen.

Das von der Natur so reich begabte Land besitzt unermeßliche mineralische Reichthümer; es kann beinahe unbegrenzte Quantitäten von Getreide produziren und verfügt über ungeheure Weiden, kurz es bedarf lediglich der Wohlthaten des Friedens, um sich unter seiner liberalen Regierung nach allen Seiten zu vervollkommen. Es ist schwierig, die künftigen Geschicke dieses Reiches voraussehen zu wollen. Infolge der von mir aufgezählten Vortheile und der Unabhängigkeit von andern Ländern, die es vermöge der Entwickelung seiner Industrie gewinnt, schreitet Rußland mit schnellem und festem Schritte vorwärts. Nur wer es vielfach und nach verschiedenen Richtungen durchstreift hat, kann sich eine Vorstellung von seinen Fortschritten machen. Es besitzt bereits und gründet immer noch mehr Fabriken für Eisenbahnbedarf und Maschinen und der Tag ist nicht mehr fern, wo die Eisenbahnen nur durch Locomotiven befahren werden, die in Rußland durch Russen fabrizirt sind.

Die Regierung begünstigt Fabriken aus allen Kräften; die Beschränkungen, welche früher den Aufschwung der Industrie hemmten, sind bereits zum großen Theile beseitigt und werden binnen kurzem gänzlich aufgehoben sein. Die Krone, welche der

größte Produzent des Reiches ist (hauptsächlich in Metallen) läßt diese Etablissements Privatleuten ab, die daraus größeren Vortheil zu ziehen vermögen; überall bequemt man sich dem Prinzipe an, die Staatsgewalt solle regieren, aber nicht Gewerbe treiben.

Auch der Thätigkeit der Industrie anderer Länder ist ein weites Feld eröffnet. Ehemals lief ein Fremder, der in Rußland ein Geschäft begründete immer eine gewisse Gefahr; er wurde mit Ungunst betrachtet, man stellte ihm drückende Bedingungen und er war fortdauernd den schreiendsten Ungerechtigkeiten der Verwaltung ausgesetzt. Gegenwärtig sind dagegen seine Rechte und seine Freiheit ganz ebenso gesichert wie in seinem Vaterlande, er wird beschützt, begünstigt, ermuthigt, damit er die Initiative ergreife, und die Einheimischen zögern nicht, seinem Beispiel zu folgen, sobald sie sehen, daß auf diese Weise Geld zu verdienen ist. Ich habe viele in Rußland etablirte Fremde, namentlich Engländer und Deutsche, gekannt, die als einfache Arbeiter oder höchstens als Werkführer nach Rußland gekommen sind und sich dort ein bedeutendes Vermögen und eine unabhängige Stellung erworben haben.

Ein in Tumen etablirter Engländer sagte mir eines Tages: „Ich habe soeben mein Vaterland wieder besucht, aber es gefällt mir hier besser. Vor sieben Jahren war ich Werkführer in Glasgow, mir wurden Anerbietungen für Rußland gemacht und da ich gern vorwärts kommen wollte, so nahm ich sie an — und es hat mich nicht gereut. Ich habe jetzt meine Stellung mit 15000 Rubel aufgegeben und den Bau der Dampfboote der sibirischen Flüsse übernommen."

Die Ausdehnung, welche die Feuerversicherungsgesellschaften auf dem Lande gewinnen, zeigt wie sehr die Landleute an Verstand und Einsicht zugenommen haben, in den entlegensten Dörfern sieht man wenig Häuser, welche nicht das Schild einer Versicherungsgesellschaft trügen, während das Volk früher ein religiöses Vorurtheil gegen Versicherung hegte und sich dadurch eines Mißtrauens gegen die Vorsehung schuldig zu machen fürchtete.

Brach früher in einem Dorfe Feuer aus, so brachten die Einwohner zuerst die Heiligenbilder in Sicherheit, dann ihr armseliges Mobilar, hierauf hoben sie die Fenster der Häuser aus und ließen alsdann brennen was brennen wollte. Mit ge-

falteten Händen sahen sie dem Unglück zu, ein Mal über das andere rufend: „Es ist der Wille Gottes!

Eines Tages war dicht neben einem See ein Feuer ausgebrochen; ich eilte herzu und fand den Popen inmitten der gesammten Einwohnerschaft, Alle müßig dem Feuer zusehend: „Warum versucht Ihr denn nicht das Feuer zu löschen?“ fragte ich: „Das wäre unnütz, es ist der Wille Gottes,“ lautete die Antwort. „Versuchen wir es wenigstens,“ schlug ich vor, stellte mich an die Spitze der Leute und es gelang uns, des Feuers Herr zu werden ehe es sehr großen Schaden angerichtet hatte. Am andern Tage traf ich den Popen wieder und sagte: „Sehen Sie, wir haben gestern das Feuer doch gelöscht;“ aber unerschütterlich erwiderte er:

„Nicht Sie, es war der Wille Gottes.“

Ich habe in den vorstehenden Schilderungen den Unterschied zwischen der alten und der neuen Zeit in Rußland, auf den ich übrigens auch im Verlauf der folgenden Capitel noch vielfach zurückkommen werde, zu veranschaulichen gesucht, und möchte diese Zeichnung nun noch durch einige Schluß-Anekdoten vervollständigen:

Es ist schon darauf hingewiesen, daß in den alten Zeiten die Regierung ihre Diener so schlecht bezahlte, daß Niemand die Summen seines Gehaltes als sein eigentliches Einkommen rechnete, sondern es für ganz selbstverständlich ansah, dasselbe auf jede sich ihm irgend darbietende Weise zu vermehren. Dieses System der Räuberei ward ohne Scham und Scheu ganz öffentlich betrieben; da Jeder nahm, wollte Jeder haben, und ich habe selbst meinen Parkhüter betroffen, daß er den armen Muschiks nicht eher den Eintritt mit ihren Petitionen gestattete, bis sie ihn sich durch einige Kopeken erkauft hatten, und wie an dieser Thür so ging es an jeder Thür und überall.

Den höchsten Grad erreichte aber der Schwindel als der Bau der Eisenbahnen begann. Eines Tages wünschte ein hochgestellter russischer Beamter eine fertiggestellte Strecke zu befahren. Es ward Befehl gegeben, daß eine Locomotive zu einer bestimmten Stunde an Ort und Stelle bereit sein solle; der hohe Reisende kam, aber die Locomotive blieb aus. Telegramm auf Telegramm flog die Linie hinunter, die unglückliche Locomotive oder falls dieser ein Unfall zugestoßen wäre, eine andere herbeizurufen. Vergebens, es kam keine Locomotive, der Ober-

aufseher war in Verzweiflung und die Fahrt mußte unterbleiben.

Bei der sofort angestellten Untersuchung ergab sich, daß man mit dem besten Willen keine Locomotive schicken gekonnt, weil keine vorhanden gewesen war. Es waren zwar verschiedene Locomotiven geliefert und bezahlt worden, sie waren aber sämmtlich zerschlagen und stückweis verkauft, ohne daß man wußte wer dies gethan.

Eine andere Art des Stehlens war folgende: Der Bau der Linie wurde nach Berechnung von Wersten bezahlt. Als die Strecke fertig war fiel es auf, daß die Werstzeiger so sehr eng zusammen lagen, man kam endlich darauf, die Linie nochmals zu messen, und nun ergab es sich, daß man viel mehr Werste angegeben als die Strecke enthielt, und daß die Regierung dieselben hatte bezahlen müssen. Der durch die Entdeckung dieses Betruges erregte Skandal war um so größer als darin Männer verwickelt waren, welche hohe Würden bekleideten und das Vertrauen des Kaisers genossen.

Wenn übrigens das Gerücht wahr spricht, so gab es von Hoch bis Niedrig nur wenige Namen, welche sich von der allgemeinen Corruption frei gehalten, sie hatte eben wie ein bösartig fressendes Geschwür Alles ergriffen. Niemand wußte besser als Kaiser Nikolaus, auf welche Weise seine Beamten sich bereicherten, aber er selbst war nicht im Stande dem Uebel zu steuern. Man hat sogar wissen wollen, er selbst habe seine Civildiener ermuthigt, ihr Einkommen durch Erpressungen von den Unterthanen zu vergrößern; dies ist jedoch eine Verleumdung, der ich entschieden entgegen treten muß. Nikolaus war viel zu gebildet und erleuchtet, um solche Rohheit zu begehen.

Ich glaube überhaupt, daß der Charakter des Kaisers Nikolaus viele Mißdeutungen erfahren hat. Fest und streng in seinen Begriffen von Pflicht, heftig und leidenschaftlich, ja im Moment jähzornig bis zur Rohheit, rasend sobald ihm der leiseste Widerspruch entgegentrat, mit den autokratischsten Ideen, die nur je ein Fürst besessen, verband er doch ein verfeinertes Gemüth, hatte ein mitfühlendes Herz für die Leiden Anderer, den elegantesten Geschmack eines hochgebildeten Mannes, und vor allen Dingen scheute er sich, obschon er Kaiser war, niemals, ein Unrecht einzugestehen, sobald er durch besseres Nachdenken sich überzeugt, daß er ein solches begangen. Er war ein Mann, der

ganz von selbst auf ganz vortreffliche praktische Ideen kam; kurz nach Allem ist es nicht denkbar, daß er selbst solche Verwirrung wie sie unter seiner Regierung herrschte, absichtlich geduldet hätte.

Zu der Zeit, von welcher ich spreche, gab es namentlich zwei Minister, deren ungeheuren Reichthum man auf die unlautersten Quellen zurückführen wollte. Auch der Kaiser ließ es an Andeutungen über den Ursprung dieses Reichthums nicht fehlen, trotzdem behielten die Minister ihre Portefeuilles und der Skandal dauerte fort.

Ein anderer Minister, ein eben so ehrlicher, wie tüchtiger Mann, der im höchsten Grade aufgebracht über die verübten Schurkereien war, kam auf folgenden Ausweg, seine Gedanken darüber dem Kaiser mitzutheilen: Nikolaus hatte sich bei dem besagten Minister zum Besuch angemeldet. Nun ist es in Rußland Sitte, daß jeder höhere Staatsbeamte ein Portrait des Kaisers in seinem Salon oder Empfangszimmer hängen hat und zwar thront es gewöhnlich in einsamer Größe auf der Wand der Thür gegenüber, denn die Etikette verbietet, es mit andern Gemälden zu umgeben. Als nun der Kaiser zu seinem Minister eintrat, war er erstaunt, zu beiden Seiten seines Portraits jene seiner beiden übel beleumdeten Minister zu finden.

Der Kaiser plauderte mit dem Hausherrn, schien aber unangenehm berührt von dem durch diesen begangenen Verstoß gegen die Etikette, den auch die andern Gäste bemerkten, welche sich flüsternd darüber unterhielten. Endlich konnte sich Nikolaus nicht mehr halten, er nahm seinen Wirth bei Seite und sagte:

„Sie haben ja eine Veränderung in Ihrer Gemäldegallerie vorgenommen?“

„Ja, Ew. Majestät,“ antwortete der Minister, „ich habe einmal meine Idee eines Tableaus der Kreuzigung Christi zur Anschauung bringen wollen.

Diese feine Insinuation soll denn endlich den gewünschten Erfolg gehabt haben, indem wenigstens einer der Minister sofort seine Entlassung einsandte; Thatsache ist aber, daß Derjenige, welcher die heikle Frage so geschickt auf das Tapet zu bringen wußte, von Nikolaus bis zum Tode mit seiner unwandelbaren Freundschaft ausgezeichnet ward.

Viertes Capitel.

Städte und Dörfer.

Bauart der Städte. — Einrichtung der Häuser. — Theater. — Clubs. — Hotels. — Gefängnisse. — Polizei. — Dörfer. — Sitten der Landbewohner. — Gebräuche. — Das Osterei und der Kuß. — Die Glocken.

Die Städte in der Provinz gleichen sich sämmtlich und haben mit Ausnahme der größern ein trauriges, elendes Ansehen. Die Häuser sind meistens aus Holz gebaut, die Straßen sind nicht gepflastert und Abends mehr als dürftig beleuchtet; wenn es regnet so verwandeln sie sich in ein wahres Schmutzmeer, bei schönem Wetter dagegen wird man vom Staube fast erstickt. Für den Transport von Gütern sind sie nur mitten im Winter, wenn eine feste, harte Schneelage sie bedeckt, zu gebrauchen.

Jede Provinzialstadt zeigt mit Stolz ihre Monumente, bestehend aus einer großen Baracke, in welcher sich die Behörden befinden, einem großen Steinklumpen, in welchem der Gouverneur wohnt und einigen anderen Häusern, welche den vornehmeren Kaufleuten und den im Staatsdienste stehenden Tschinowniks zur Wohnung dienen. Die andern Häuser von erträglichem Ansehen gehören dem Adel, niederen Beamten, kleineren Kaufleuten, Krämern, alle aber sind nach demselben Muster gebaut.

Betritt man eins dieser, wie gesagt meistens aus Holz erbauter Häuser, so gelangt man zuerst in den Hausflur und von diesem in den Salon, dem größten Gemache des Hauses. In demselben befinden sich fünfzehn bis zwanzig Stühle, zwei Spieltische, ein Sopha mit einem runden Tisch und einen kleinen Teppich davor, ein Piano, zwei große Spiegel mit Rahmen von Nußbaumholz und drei Kandelaber. Ein großes Heiligenbild in einer Ecke, eine Petroleumlampe und ein Aschenbecher für die Raucher auf den Tischen bilden die einzigen Zierden. Von diesem Saale gelangt man in einen kleineren, der eleganter, aber mit demselben Mobiliar wie der vorige ausgestattet ist, nur daß sich kein Piano darin befindet. Dieses Gemach führt in das Privatzimmer des Hausherrn und der Hausfrau. Sind dieselben sehr fromm, so fällt das Auge zunächst auf eine ganze

Sammlung von Heiligenbildern, die in einer Ecke des Schlafzimmers aufgestellt und häufig mit Edelsteinen, namentlich Diamanten und Smaragden besetzt sind. Außerdem fällt uns noch auf, wie klein das Bett ist, in welchem die glücklichen Bewohner den größten Theil des Tages schnarchend verbringen, und nicht minder vermissen wir alle, auch die nothwendigsten Utensilien der Toilette.

Hinsichtlich der Reinlichkeit stehen die Russen überhaupt noch auf einer niedrigen Stufe. Sie stürzen sich alle Sonnabend in ein heißes Bad und reiben sich die übrigen Tage der Woche mit einer trockenen Serviette ab. Wenn sie sehen wie viel Wasser ein Ausländer verbraucht, sind sie ganz betroffen und können nicht begreifen, was er damit anfängt. Ich habe in Gesellschaft einer hochgestellten Persönlichkeit eine Reise, die über vierzehn Tage währte, gemacht und während dieser ganzen Zeit brachte der Bediente seinem Herrn jeden Morgen ein kleines silbernes Becken und einen Topf von gleichem Metall, der etwa ein halbes Quart Wasser enthielt, und darin wusch sich dieser.

Doch kommen wir auf unsern Gegenstand zurück. Der Speisesaal wird nur zum Einnehmen der Mahlzeiten benutzt und enthält nur das Allernothwendigste an Möbeln, nämlich: einen Speisetisch, Stühle, ein Büffet mit einer oder zwei Etagèren. Es befinden sich auch noch andere Schlafzimmer im Hause, die man aber nicht zu sehen bekommt. Die Küche liegt gewöhnlich im Hof, und die Domestiken schlafen wo sie Platz finden. Die Häuser sind meistens gut gebaut, haben dichte Mauern und solide Dächer.

Die meisten Städte besitzen ein kleines Theater, einen Club für den Adel, neben dem zuweilen ein Kaufmanscercle besteht, ein oder zwei Hotels und dem unvermeidlichen gostinoï-dver, dessen Physiognomie ganz orientalisch ist und wo man Alles kaufen kann, vom Schwefelhölzchen bis zum Diamanten. Außerdem findet man auch noch einzelne Verkaufsländen in den Straßen. Die Zahl der Kirchen ist außerordentlich groß und steht gewöhnlich in gar keinem Verhältniß zu der Einwohnerzahl, sie sind meistens weiß getüncht und die außen in bunten Farben ausgeführten Portraits ihrer Schutzheiligen verleihen ihnen ein heiteres Ansehen.

Endlich findet man fast in jeder Stadt etliche Klöster und

in allen hier und da zerstreut elende Hütten, in denen die Butoschniks oder Polizeiagenten wohnen.

In den Theatern wird nur gespielt, wenn eine wandernde Schauspielertruppe die Stadt berührt; die Vorstellungen, welche diese ganz Rußland durchziehenden Gesellschaften geben, sind besser als man erwarten dürfte. Die Russen sind große Freunde der Schauspielkunst und bilden sich leicht zu guten Schauspielern aus. Eine ebenso große Vorliebe haben sie für Musik und fast jede Stadt besitzt ein ganz leidliches Orchester.

Der Club ist, außer in den großen Städten, wo er täglich besucht wird, nur drei Mal in der Woche geöffnet. Hauptsächlich wird daselbst gespielt, von Zeit zu Zeit finden Bälle und Maskeraden statt, obgleich diese letztern den Namen eigentlich nicht verdienen. Die Damen erscheinen in Charakermasken oder im Domino, die Herren aber im Frack oder in der Uniform und ohne Larve, man unterhält sich, das Orchester spielt, aber es wird nicht getanzt.

Nach meiner Ansicht sind diese Maskenbälle eine alberne Erfindung, sie mögen bei südlichen Völkern am Platze sein; aber bei den Halbbarbaren in Rußland, die ihre Rolle mit Gravität spielen, erhalten sie Aehnlichkeit mit einem Begräbniß.

Beim Eintritt in einen solchen Club fällt dem Fremden eine an der Wand über der Treppe angebrachte schwarze Tafel zuerst auf. Dieselbe ist mit Namen und Zahlen etwa in folgender Weise bedeckt:

„Michael Michaelowitsch Liboff, 2345 S. R.", was so viel bedeutet, hat im Club 2345 Rubel im Spiel verloren und nicht für angemessen gefunden, dem Gewinner die Summen zu bezahlen.

Jeder, wer im Club spielt, ist verpflichtet, innerhalb einer gewissen Zeit seine Spielschulden zu bezahlen, thut er dies nicht, so hat der Gewinner das Recht, von dem Vorstande des Clubs zu verlangen, daß der Name des säumigen Zahlers an die schwarze Tafel geschrieben werde. Ich glaube jedoch nicht, daß von diesem Rechte häufig Gebrauch gemacht wird, ausgenommen in Fällen, wo Jemand zahlen kann und nicht will.

In den Clubzimmern, das Speisezimmer nicht ausgenommen, sind überall Spieltische aufgestellt und selbst während des Speisens wird das Spiel nicht unterbrochen. Gegenwärtig sind die Hazardspiele verboten, auch Lotto, das sonst bei allen Club-

besuchern, auch bei den Damen in großer Gunst stand, darf, weil man zu hohe Einsätze machte, nicht mehr gespielt werden. Man muß sich nunmehr mit Whist u. s. w. begnügen; die Points werden mit Kreide auf den Tisch geschrieben. Auch die Damen haben, wie aus obiger Bemerkung hervorgeht, Zutritt zu den Clubs und spielen mit den Herren um die Wette.

Sehr scheu sind die Russen wenn es sich darum handelt, mit Fremden zu spielen, sie fürchten immer „gerupft" zu werden.

Das Hauptcontingent der Clubbesucher liefern die Tschinowniks und das Militair. Die Clubs sollen zu einer bestimmten Stunde, elf oder zwölf Uhr, geschlossen werden, die Gäste können jedoch so lange sie wollen da bleiben und spielen wenn sie für jede Viertelstunde Strafe zahlen, die von Viertelstunde zu Viertelstunde steigt. Diese Strafgelder bilden ein bedeutendes Einkommen für den Ort. Ebenso erwächst ein ungeheurer Profit aus dem Verkauf der Karten, der aus dem ganzen Reiche dem Findelhause in Moskau zufließt.

Eine eigenthümliche Sitte im geselligen Leben ist, daß überall wo Karten gespielt werden, jeder Anwesende beim Aufstehen vom Tische fündundzwanzig Kopeken Kartengeld zahlt, das die Diener bekommen. Doch kehren wir nochmals zu den Clubs zurück.

In jedem Zimmer derselben darf selbstverständlich geraucht werden, und da die Russen beim Spiel viel sprechen und streiten, so weiß man oft nicht was betäubender ist, der Tabaksqualm oder der Lärm. Dazu wird unaufhörlich Thee getrunken; wann der Russe dieses Getränkes einmal genug oder gar zu viel hat, vermag ich nicht zu sagen.

Viele Russen sind Kartenspieler von Profession, ja selbst Damen verschaffen sich lediglich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt. Man findet daher in den Clubs wohl alle Arten Spieltische und Karten, aber ein Lesezimmer, Bücher und Zeitungen, das dürfte zu den größten Seltenheiten gehören.

Die Hotels sind im Allgemeinen entsetzlich unsauber, fangen aber doch schon an, sich zu verbessern und in gewissen Städten, wie Nishnij-Nowgorod und Kasan sind sie schon ganz erträglich. Man führt hier französische Küche, und die Betten sind reinlich. Dessenungeachtet möchte ich es immer als eine Kühnheit bezeichnen, in einer gewöhnlichen Provinzialstadt zu übernachten wenn man nicht sein Bett mit sich führt. Ein Russe

von Stande reist nie, ohne seine Matratzen und Betten bei sich zu führen.

Vor zwei Jahren reiste ich in den südlichen Provinzen und erfreute mich nach einer im Wagen zugebrachten Nacht an dem Gedanken, ich werde um fünf Uhr Morgens in Tambow ankommen und mir im dortigen Hotel einige Stunden der Ruhe gönnen können. Ein sehr reicher Grundbesitzer, der mich auf dem Wege überholte, hatte es freundlich übernommen, mir ein Zimmer zu bestellen. Ich kam vor dem Hotel an, über dessen Thür mit großen Lettern „Tabell Dot“ geschrieben stand, und der Kellner führte mich auf mein Zimmer, wo mich der erste Anblick belehrte, daß ich jede Hoffnung auf Ruhe und Schlaf draußen zu lassen habe.

Das gesammte Mobiliar dieses elenden Gemaches bestand aus einem Tisch, drei Stühlen, einem Spiegel und einem von Motten zerfressenen, mit Staub bedeckten Sopha, dessen Ueberzug in Fetzen herunterhing; von einem Bett war nichts zu entdecken. Ich beschloß, mich so gut es gehen wollte mit meinen Reisedecken einzurichten, nur bedurfte ich dazu der Betttücher. Der Kellner erklärte es für eine Kleinigkeit, mir solche zu verschaffen, ging und brachte mir nach langer Zeit ein schmutziges Tischtuch. Nun verzichtete ich auch auf den Luxus der Betttücher und bat nur um ein Kissen — ein Gegenstand, den der Russe immer bei sich führt. Wieder wurde mir mit der größten Bereitwilligkeit ein Kissen versprochen, wieder blieb der Kellner eine geraume Zeit abwesend, um mir endlich ein in eine Serviette geschlagenes Packet zu bringen; nun verzichtete ich gänzlich auf Schlaf und that wohl daran.

Der russische Fürst, der im anstoßenden Zimmer logirte und einen großen Gepäckwagen mit sich führte, konnte sichs bequem machen und fand, daß man in dem Hotel sehr gut aufgehoben sei.

In den Gasthöfen auf dem Lande herrscht der Gebrauch, dem Einkehrenden „Alles was ihm gefällig ist“ zu essen und zu trinken anzubieten.

Ich war in das Traktir einer kleinen Stadt am Oka eingekehrt, um mir dort ein Mittagsessen geben zu lassen. Der Kellner kam, meine Befehle einzuholen und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

Ich. — „Was haben Sie Iwan?“

Er. — „Alles was Ew. Excellenz befehlen."

Ich. — „Haben Sie frischen Lachs?" (Notabene frischer Lachs war hundert Meilen in der Runde nicht bekannt).

Er. — „Gewiß, Excellenz."

Ich. — „So bringen Sir frischen Lachs und Gurken."

Er. — „Si tchas!" (Sogleich, die gewöhnliche Antwort der Kellner).

Nach drei Minuten kehrte der sogenannte Kellner aus der Küche zurück und sagte:

„Es thut mir sehr leid, der frische Lachs ist soeben alle geworden."

Ich. — „Was haben Sie sonst?"

Er. — „Alles was Sie befehlen."

Ich. — „Bringen Sie mir Hammelbraten."

Er. — „Si tchas!"

Zweiter Gang nach der Küche, abermaliges Wiederkommen mit der Nachricht: „Es thut dem Koch sehr leid, er hat aber heute keinen Hammelbraten bekommen können.

Ich. — „Nun sagen Sie mir endlich was Sie haben."

Er. — „Unglücklicherweise haben wir heute nur Eier."

Und diese Eier kochte er selbst vor meinen Augen. Der Koch und die Küche existirten ebensowohl in seiner Einbildung wie der frische Lachs, die Gurken und die Hammelkeule.

Das monotone Leben der Provinz bietet durchaus nichts Bemerkenswerthes. Man ißt und trinkt viel und spielt beständig Karten; sind die Einwohner reich, so wird viel Champagner consumirt. Von Zeit zu Zeit bringt eine Theatervorstellung oder ein Ball im Cercle einige Abwechselung in das ewige Einerlei. In einigen größeren Städten, in denen eine Anzahl höherer Beamter oder hoher Adel wohnt, verbringt man die Zeit ziemlich angenehm.

Jede Stadt, gleichviel ob bedeutend oder unbedeutend, hat ihr Gefängniß. Seit einigen Jahren ist die Einrichtung derselben sehr verbessert worden.

Bei meiner Durchreise durch Wladimir nahm ich Gelegenheit, das dortige Gefängniß in allen seinen Einzelheiten zu besehen. Gefangene, welche wegen leichterer Verbrechen sitzen, werden in große Schlafsäle eingeschlossen, wo sie Tag und Nacht verbringen. Die in Wladimir fand ich sehr heiter. Die unter der Anklage schwerer Verbrechen stehenden Gefangenen befanden

sich gewöhnlich zu Zweien oder Dreien eingesperrt in einem andern Theile des Gebäudes. Nur einen einzigen Gefangenen sah ich in vollständiger Isolirhaft. Er hatte einen Doppelmord begangen und befand sich in „Sekret“, womit nicht, wie vielfach geglaubt wird, ein politischer Gefangener bezeichnet wird, sondern nur das Verfahren gegen Verbrecher der schlimmsten Klasse.

Ich sah einen wegen eines sehr schweren Verbrechens gefangen sitzenden Adeligen und wunderte mich, daß er seine gewöhnliche Kleidung trug. Auf meine Erkundigungen sagte man mir, daß sein „Adel“ ihm das Vorrecht gebe, von der gewöhnlichen Sträflingskleidung befreit zu sein.

Die Frauensäle lagen auf einer andern Seite und der Oberaufseher sagte mir, daß er viel mehr Mühe habe, die weiblichen Gefangenen in Ordnung zu halten und sie dahin zu bringen, daß sie ihre Säle reinlich hielten, als die Männer. Es herrschte im Uebrigen durchweg Ordnung und Sauberkeit. Auch die Kost ist gut und reichlich. Die Gefangenen erhalten ihre gewöhnliche Nahrung: Kohlsuppe, Gurken, getrockneten Fisch und schwarzes Brod. Alle für das Gefängniß und die Gefangenen nothwendigen Arbeiten werden durch Gefangene selbst verrichtet.

Das Gefängniß in Wladimir hinterließ mir den besten Eindruck hinsichtlich seiner Einrichtung wie seiner Verwaltung. Die Disciplin für die leichteren Verbrecher schien mir sogar etwas zu lax. Auch die Isolirzellen für die im Sekret befindlichen Gefangenen sind geräumig, gut ventilirt und reinlich.

Vergleicht man die Größe des Gefängnisses mit der Größe der Stadt, in welcher es sich befindet, so kommt man zu der Vermuthung, daß in Rußland sehr viele Verbrechen verübt werden müssen; dies ist jedoch nicht der Fall. Die Statistik zeigt, daß die westlichen Länder Europas Rußland in dieser Beziehung durchaus nichts nachgeben.

Im Betreff der zur Strafarbeit verurtheilten Verbrecher herrscht noch ein recht barbarischer Gebrauch: der Kopf wird ihnen auf der einen Seite ganz kahl geschoren, wahrscheinlich, um den Verbrecher besser identificiren zu können.

Die Gefängnisse stehen unter der Leitung der Provinzial-Versammlung.

Die Organisation der Polizei in den Städten und auf dem Lande ist sehr verschieden.

In den Städten heißt der Chef erster Polizeimeister, dem der zweite und der dritte Polizeimeister assistiren; diese drei Personen sind dem Gouverneur für die gute Ordnung in ihrer Stadt verantwortlich.

Die Polizeimeister besitzen noch immer eine beträchtliche Machtbefugniß und haben viel zu thun. Sie halten täglich Sitzungen, bei denen sie Berichte, Klagen u. s. w. entgegennehmen. Ehe ein Fremder einen Paß zur Reise ins Ausland erhalten kann, muß er ein Zeugniß von einem der Polizeimeister beibringen, daß „gegen ihn nichts aufgeschrieben ist.“ Dies ist jedoch in einem Lande wie Rußland, eine ganz heilsame Vorsicht, damit nicht sehr Viele mit Hinterlassung von Schulden davongehen.

Zu gewöhnlichen Polizisten werden in der Regel alte Soldaten genommen; sie tragen eine halb militairische Uniform und Degen und wohnen in den Straßen, in denen sie stationirt sind, in kleinen Hütten, die sie nicht oft verlassen. Das Hauptvergnügen eines russischen Polizisten scheint darin zu bestehen, daß er in der Thür seiner Hütte lehnt und ab und zu einen Gang durch die Stadt macht, um zu sehen ob die Straßen rein gehalten sind. Friedensbruch und Straßenraub sind so selten, daß die Polizei, wenn sie blos als „Hüterin des Friedens“ aufträte, sehr wenig Beschäftigung fände.

Eine wichtige Pflicht der Polizei besteht auch darin, darüber zu wachen, daß der Dwornik oder Hausmeister in jedem Hause auf seinem Posten ist. Dieser Diener ist der Polizei für die Sicherheit des Hauses verantwortlich, muß von ihr bestätigt werden und fungirt in der That als eine Art Polizist.

Die jetzige Polizei ist viel besser organisirt als früher, benimmt sich anständig und erlaubt sich nicht mehr solcher Uebergriffe wie früher vorkamen. Wünschte ehemals ein Edelmann einem Istwostchik eine Tracht Prügel zukommen zu lassen, so rief er den ersten besten Polizisten, gab ihm drei Rubel und befahl ihm, dem unglücklichen Gegenstande seines Zornes die der Summe entsprechende Anzahl Stockprügel zu verabreichen.

Früher war es auch Sitte, daß zu Ostern jeder Haushalt dem Polizeimeister ein kleines Geschenk sandte; war die Annahme dieser Geschenke auch nicht geradezu erlaubt, so ließ die Regierung es doch stillschweigend geschehen. Jetzt, wo die Besoldung dieser Leute eine wesentliche Verbesserung erfahren hat, ist aber

Seitens der Regierung ein strenges Verbot gegen jene Sitte oder besser Unsitte erlassen worden.

Noch viel eigenthümlicher als in den Städten ist die Organisation der Polizei auf dem Lande.

Die Gouvernements sind in Distrikte, jeder von sechszig bis achtzig Meilen, getheilt, über welche der Gouverneur der Provinz einen „Ispranowik" oder Polizeichef setzt; diesem sind zwei „Stanawois" untergeben und diese Drei haben die polizeiliche Aufsicht über den Distrikt zu führen. Die ihnen obliegende Arbeitslast ist eine ganz ungeheure; sie sind nicht nur die Wächter der öffentlichen Sicherheit, sondern auch die Executoren aller Entscheidungen der Gerichtshöfe, sowie der Befehle des Gouverneurs und der Ukase des Kaisers. Mit einem Worte, sie haben alle Gouvernementsgeschäfte in ihrem Distrikte zu besorgen und obenein noch die Eintreibung der Gouvernements-Steuern zu beaufsichtigen.

Der „Ispranowik" ist in der Regel ein pensionirter Offizier etwa im Range eines Obersten. Sein Gehalt ist nicht bedeutend und er kann davon allein nicht leben; trotzdem häuften diese Leute früher ganz ansehnliche Vermögen zusammen, jetzt aber scheinen sie, wenigstens nach den Beobachtungen, die ich gemacht habe, meistens ehrliche Leute zu sein.

Einer ganz andern Klasse gehören die „Stanawois" an, welche meistens aus den Tschinowniks der kleineren Städte gewonnen werden. Sie sind hinsichtlich der Art und Weise wie sie ihre Ordre ausführen, nicht sehr genau zu controlliren, und wissen nicht immer Gerechtigkeit mit Milde zu paaren.

Auf den Dörfern haben diese Beamten noch den „Starschina", der die ihnen von dem Gouverneur oder den Gerichtshöfen zugehenden Befehle ausführen muß.

Nun aber komme ich zu dem seltsamsten Theile der ganzen Organisation. Ich habe bis jetzt nur die Spitzen der Landpolizei, deren Anzahl nur gering ist, beschrieben, aber der Landbewohner betrachtet als seinen Beschützer den gewöhnlichen Polizisten und diese Männer sind einfache Muschiks, welche von der Commune selbst gewählt werden und sich von ihren Mitbrüdern nur durch Messingschilde und Stöcke unterscheiden. Da nun aber nur zehn Prozent der Bevölkerung des europäischen Rußlands in Städten wohnen, so hängt die öffentliche Sicher-

heit der übrigen neunzig Prozent derselben von Wächtern ihrer eigenen Wahl ab.

Ich habe bereits bemerkt, daß Verbrechen in Rußland nicht allzu häufig sind und diese Dorfpolizisten werden denn auch häufiger zu Botengängen nach den Städten als zur Ausübung polizeilicher Functionen benutzt.

Das russische Reich besitzt ferner auch noch berittene Gensd'armen, die aber beinahe ausschließlich zum Dienste an den verschiedenen Eisenbahnstationen verwendet werden, wo immer zwei Mann Wache haben. Ich glaube sie können auch zu polizeilichen Functionen auf dem Lande verwendet werden, habe aber davon nie ein Beispiel gesehen.

Außer der beschriebenen Polizeimacht giebt es noch eine dritte Organisation, die man gewöhnlich als „Geheime Polizei" bezeichnet. Es ist dies die dritte Abtheilung der Kaiserlichen Kanzlei; sie hat mit gewöhnlichen Criminalfällen nichts zu thun; sondern beschäftigt sich nur mit politischen Verbrechen und ist zu diesem Behuf mit einer sehr despotischen Gewalt ausgerüstet.

Auch diese Behörde hat indeß in den letzten Jahren große Umgestaltungen erfahren; sehr zu beklagen bleibt es aber immer, daß solche Einrichtung in Rußland überhaupt noch vorhanden ist.

Die Dörfer im Norden und im Mittelpunkte des russischen Reiches bestehen durchweg aus einer Zusammenhäufung häßlicher Holzgebäude, die sehr mit Unrecht den Namen Häuser tragen und viel eher Kasten heißen müßten. Das Dach, die Wände, Alles ist von Holz, kein Strohhalm, kein Rasenfleck, keine Blume, kein farbiger Gegenstand irgend welcher Art unterbricht die monotone Sepia-Farbe, in die das ganze Bild getaucht ist. Das Innere der Häuser ist mit Rücksicht auf den sich hier vollziehenden großen Temperaturwechsel eingerichtet. Beim Herannahen des Winters verläßt die Familie den Theil des Hauses, den sie während des Sommers bewohnt. Man flüchtet sich in ein mit einem großen Ofen versehenes Gemach, das während der warmen Jahreszeit als Küche dient. Um den Ofen sind Hängematten ungefähr achtzehn Zoll von der Decke aufgehängt, in diesen schlafen die Kinder, während den Erwachsenen der Ofen selbst zur Schlafstätte dient. Die einzigen Möbel, welche man in diesen armseligen Stuben sieht, sind Holzbänke, die ringsum an den Wänden befestigt sind, einige Heiligenbilder in den Ecken

und ein großer buntbemalter, eisenbeschlagener Koffer. Dieser enthält die Reichthümer der Familie, nämlich etliche Anzüge, welche nur bei besonders festlichen Gelegenheiten das Licht des Tages erblicken und oft schon von den Großeltern herrühren; einige Servietten mit schönen Spitzen besetzt, auf welche die Bauern viel Werth legen, und zuweilen noch etwas Biscuit, Spezereien und sonstige Kleinigkeiten.

Bei dieser Gelegenheit sei eines Gebrauches der russischen Bauern gedacht. Stellt sich ein jungverheirathetes Paar dem Barin vor, so bietet die junge Frau dem Herrn auf einem Teller ein solche Serviette dar, wofür ihr dieser ein Tuch mit etlichen Rubeln reicht.

Der Platz neben dem Ofen dient als Küche und ist von den Küchengeräthen eingenommen. Was aber im Ueberflusse vorhanden ist, das sind die Insekten, die in allen Arten und Größen durch die Wärme und die Unsauberkeit ausgebrütet werden.

Die Kinder leben in vollständigster Freiheit, Niemand kümmert sich um ihre Erziehung oder ihren Unterricht, aber sie werden immer gut behandelt, die russischen Bauern sind die zärtlichsten Eltern von der Welt.

Die Muschiks sind gesund und robust, wie bei den Spartanern gehen die Schwachen zu Grunde, denn sie führen ein zu hartes Leben und kämpfen jeden Tag den Kampf ums Dasein. Während der großen Kälte müssen die Kinder sich abhärten oder sterben, denn sie gehen beständig ohne Uebergang aus der erstickenden Atmosphäre ihrer Hütte in die draußen herrschende Eiseskälte. Ein geschickter Arzt hat mir versichert, daß nach den von ihm angestellten Erhebungen zwei Drittel der Bauerkinder unter einem Jahre sterben. Jedes Haus hat eine Badestube, in welcher sich die ganze Familie jeden Sonnabend abbrüht. Während der andern sechs Tage der Woche bedürfen sie des Wassers nicht, außer daß sie sich mit Berücksichtigung eines orientalischen Vorurtheils, vor den Mahlzeiten die Hände waschen. Auch die Kleider werden fast nur am Sonnabend zum Baden abgelegt, sonst behalten sie dieselben Tag und Nacht auf dem Leibe.

Ein anderer Zug, den sie mit den asiatischen Nationen gemein haben, ist ihre sklavische Anhänglichkeit an das Herkommen. An einem auf einen bestimmten Tag fallenden Feste, dem

„Apfeltage“ segnet der Priester feierlich die Fruchtbäume und nun fängt der Bauer an Aepfel zu essen, aber keine Macht der Erde hätte ihn vermocht, dies am Tage vorher zu thun, er fürchtet davon die Cholera zu bekommen. Dieser Gebrauch wird übrigens in den Städten ebenso gewissenhaft beobachtet wie auf dem Lande und kommt der „Orangentag,“ so essen nicht allein die Russen keine Aepfel mehr, auch der Fremde kann keine mehr bekommen. Ebenso giebt es einen Tag, wo man anfängt, kalte Bäder zu nehmen, und einen anderen wo man damit aufhört.

Als ich einst über einen See fuhr und viele Wasserenten sah, fragte ich meinen Bootführer, den ich als leidenschaftlichen Jäger kannte, wann man die Thiere schießen könne. Er nannte mir einen bestimmten Tag und würde nicht gewagt haben, eher nur einen Schuß zu thun.

Zu den vom Volke zu Ehren des Osterfestes beobachteten Gebräuchen gehört auch die Sitte, sich zu umarmen und zu küssen, es wird jedoch ein solcher Mißbrauch damit getrieben, daß sie ihren religiösen Charakter vollständig verloren hat und zu einer Pein geworden ist.

Während der heiligen Woche besteht eine Hauptbeschäftigung von Jung und Alt, von Männern und Frauen darin, Eier zu kochen und bunt zu färben, um diese alsdann am Ostertage mit dem traditionellen Kuß zu verschenken.

Mit dem Schlage der Mittagsglocke beginnt das Fest oder die Pönitenz, je nach den Umständen. Niemand hat das Recht, sich über den Empfang eines Eies und eines Kusses beleidigt zu fühlen. Es soll ja nun keineswegs geleugnet werden, daß zuweilen durch diese Gabe ein Vergnügen bereitet werden kann, muß man dieselbe aber von Hunderten von Arbeitern in den Kohlengruben oder bei ähnlichen schwärzenden Handtierungen entgegennehmen, so verschwindet die poetische und religiöse Seite des Gebrauches vollständig und es bleibt nichts als eine unerträgliche Pein.

Es gehört wahrlich keine geringe Portion Heldenmuthes dazu, festen Fußes einen bärtigen, branntweinathmenden Muschik zu erwarten, der die Nacht in den Kohlengruben zugebracht hat und dessen geschwärzte Haut die Mitte zwischen einem Indianer und einem Neger hält, und hinter diesem ein ganzes Regiment ihm ähnlicher Gestalten. Sie rücken an, jeder fährt mit dem schmutzigen Aermel seiner Jacke über seine Lippen, versenkt den

Arm in seine weite Tasche, um das für den großen Augenblick sorgfältig vorbereitete Ei hervorzuholen, nimmt seine Mütze ab und präludirt der Ceremonie durch ein respectvolles Grinsen. Und nachdem das erste Hundert mich dreihundert Mal umarmt hat, rückt ein zweites Hundert an! Ich habe bei diesen Gelegenheiten einen Muth und eine Geduld entwickeln müssen, die einer besseren Sache würdig gewesen wären, aber ich hätte sehr unrecht gethan, hätte ich mich dieser Ehrfurchtsbezeugung entziehen wollen, denn ich würde dadurch den Leuten eine schwere Kränkung zugefügt haben in dem Augenblicke wo Viele mir ihre Dankbarkeit beweisen wollten für ihn geleistete Dienste, von denen ich nichts wußte oder die ich schon lange wieder vergessen hatte.

Kein Volk ist so empfänglich dafür, wenn seine Vorgesetzten seinen religiösen Gebräuchen Achtung beweisen oder an seinen Vergnügen Theil nehmen wie das russische.

Rußland ist von jeher als das Land der Glocken bekannt gewesen, am Osterfeste werden sie aber wahrhaft furchterregend. Beim letzten Schlage der Mitternachtsstunde wird ein Schuß abgefeuert und in demselben Augenblicke beginnen sämmtliche Glocken zu läuten und hören vierundzwanzig Stunden nicht wieder auf. Ist der bestellte Glockenläuter müde, so treten Freiwillige für ihn ein und die Glockenstühle sind stets von Straßenjungen belagert, die sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, einen betäubenden Lärm ausführen.

Fünftes Capitel.

Der Kaiser, die Aristokratie und die Beamten.

Verehrung des russischen Volkes für den Kaiser. — Erziehung der Aristokratie. — Der Barin. — Der Gouverneur. — Der alte und der neue Richter. — Der Tschinownik. — Der Coroner. — Der Dorf-Starschina. — Der Bürgermeister. — Ein offizielles Mittagsmahl.

Das russische Volk hat eine an Anbetung grenzende Verehrung für den Kaiser und besonders der Bauer liebt ihn in einer Weise, die sich unmöglich beschreiben läßt.

In seinen Augen ist der Czar die fleischgewordene Vorsehung, ein ganz besonderes Wesen, das alle Vorzüge besitzt, beinahe allmächtig und ausdrücklich zum Schutze der Bauern geschaffen ist. Für das, was nicht so ist, wie es sein sollte, ist er niemals verantwortlich, aber was irgend sein hartes Loos erleichtert und verschönt, wird vom Muschik sicher dem Kaiser zugeschrieben. Es ist dies bei den Bauern ein wahrhaft kindliches Gefühl, dem sich allerdings auch eine starke Dosis Aberglauben beimischt. Der Name Seiner Majestät kommt jeden Augenblick in ihren Gebeten vor, sie beten für ihn und zu ihm; jeder ist überzeugt, daß der Kaiser ihn persönlich kenne und sich väterlich für sein Schicksal interessire. Ich erinnere mich des folgenden Gespräches, das ich eines Tages mit einer sehr alten Frau aus unserm Dorfe hatte:

„Wissen Sie, Mütterchen, ich bin in Nishnij-Nowgorod gewesen und habe dem Czarewitsch Proben unseres Eisens vorgelegt."

„Ah, und hat er es gut gefunden?"

„Ja, sehr gut."

„Nicht wahr, er wußte, daß es mit unsern Kohlen fabrizirt war?"

(Unsere Kohlen sollte so viel heißen wie die von ihrem Manne und den andern Einwohnern des Dorfes gemachten Kohlen).

„Gewiß."

„Hat er sich nach meinem Mann erkundigt?"

Ich nickte, um der alten Frau nicht eine sie beglückende Illusion zu entreißen.

„Ach ja," murmelte sie nun halblaut für sich, „der Czarewitsch weiß ja, daß mein Mann Ober-Kohlenbrenner ist."

Dieser kleine Zug war für mich charakteristisch, denn er zeigte mir, in welcher lebendigen Weise das Landvolk die kaiserliche Familie im Herzen trägt und wie nahe verwandt sie sich ihnen fühlen. Aus diesen Empfindungen erklärt es sich denn auch, daß alle Bauern ohne Ausnahme, überzeugt sind, sie brauchen nur nach St. Petersburg zu gehen und an der Thür des kaiserlichen Palais zu klingeln, um bei dem Czaren eintreten und ihm irgend eine Petition überreichen zu können.

Sehr oft, wenn ich mit Arbeitern, die übertriebene oder

thörichte Forderungen machten, in Streit gerieth, hörte ich sie sagen:

„Es ist gut, wir werden zum Kaiser gehen und ihm Alles erzählen, er wird Sie schon zwingen, zu thun was wir wollen."

Es ist denn auch wirklich mehr als ein Mal vorgekommen, daß eine Deputation sich aufmachte, um zum Kaiser zu gehen und ihm irgend eine alberne Beschwerde vorzutragen. Gewöhnlich wurden die Leute unterwegs von irgend einem höhern Beamten aufgehalten und zurückgeschickt, aber nur indem er ihnen bewies, daß ihre Forderung thöricht sei, nicht etwa dadurch, daß er ihnen vorstellte, sie hätten Unrecht zum Kaiser zu gehen.

Ich habe einen sehr rechtschaffenen und verhältnißmäßig reichen Muschik gekannt, der das Unglück gehabt hatte, ein Lager Eisen-Kies zu entdecken und, getäuscht von dem silberartigen Schimmer des Materials, sich einbildete, Gold oder Silber gefunden zu haben und von großen Reichthümern träumte. Um den vermeintlichen Schatz Tag und Nacht zu bewahren, hatte er die größten Opfer gebracht; endlich entschloß er sich, mir seinen Fund anzuvertrauen. Er kam zu mir, verschloß sorgfältig die Thür, blickte hinter alle Möbel, um sich zu vergewissern, daß wir allein wären und zog endlich einen kleinen Sack hervor, öffnete ihn, zeigte mir dessen Inhalt und fragte:

„Was ist das?"

„Eine Composition von Schwefel und Eisen."

„O nein, das ist Silber!"

Ich nahm ein Stück, legte es ins Feuer, so daß der Schwefel verzehrt ward und zeigte ihm, daß das Zurückbleibende durchaus kein Silber sei. Diese Probe überzeugte ihn aber durchaus nicht.

„Ich sehe, Sie kennen es nicht," sagte er, „sie haben nie gesehen, wie man bei uns Silber gräbt. Ich werde zum Kaiser gehen und ihm mein Silber zeigen, leider habe ich nur kein Geld, wollen Sie mir fünf Rubel zur Wegzehrung leihen?"

Ich interessirte mich für den Mann, schalt in zwar einen Dummkopf, gab ihm aber die fünf Rubel und er machte sich zu Fuß auf den Weg.

Einige Wochen später fuhr ich durch unser Dorf, da kam ein Mann mir nachgelaufen und winkte dem Kutscher, anzuhalten. Ich erkannte meinen Freund Schatzgräber, der von seiner Expedition geheilt zurückgekommen war.

„Nun Feodor, hast Du den Czar gesehen?"

„O nein, ich hatte mich geirrt! In Moskau angekommen ging ich zuerst zu meinem General (er war keiner von unsern Bauern), und der hat mich zu einem sehr geschickten Mann geführt, der mir ganz dasselbe gesagt hat wie Sie, da bin ich denn zurückgekommen. Ich habe unterwegs nur zwei Rubel und dreißig Kopeken von dem Gelde ausgegeben, das Sie mir geliehen haben und hier ist es zurück." Er gab mir das Geld und fügte hinzu:

„Ich habe doch keine schlechte Idee gehabt, als die Andern sahen, daß ich fortreiste, haben sie geglaubt, es sei Silber, und meine Frau hat ihnen Alles das Pfund zu drei Rubel verkauft."

Die russischen Bauern haben übrigens auch ein Recht, den Kaiser anzubeten und ihn gleich einem höheren Wesen zu betrachten. Sie wissen, was er für sie gethan hat, sie wissen, daß er es war, der ihre Ketten gebrochen und verstehen ebenso gut den unschätzbaren Werth der ihnen zu Theil gewordenen Gabe zu würdigen, wie sie wissen, welcher Widerstand dem Kaiser bei seinen Maßregeln, Seitens des Adels geleistet worden ist.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland ist der größte Sieg, welchen der Wille eines einzelnen Mannes über das Vorurtheil und die Tyrannei davongetragen hat.

Die emancipirten Leibeigenen sind, wenn man so sagen darf, berauscht von der Freiheit und machen sich von ihren neuen Rechten ganz originelle Ideen. Ein Muschik sagte mir in dieser Beziehung: „Sehen Sie, Barin, jetzt ist Alles anders. Früher gehörte ich mit Allem was ich besaß Ihnen, jetzt aber gehören Sie und Alles was Sie besitzen mir.

So absurd derartige der Unwissenheit des Volkes entspringende Anschauungen auch sind, ist es doch immer noch besser, es nährt diese als es lebt noch länger in dem Zustande der Lethargie und der Sklaverei, in welcher es bis dahin versenkt war. Besser man wird ein Mal durch die offene Sprache des unabhängigen Mannes verletzt als angewidert durch die niedrige Kriecherei des Sklaven.

Ich hörte einmal von meinem Balkon aus zwei Muschiks über mich reden.

„Iwan, wer ist denn der Kerl da oben?" fragte der Eine.

„O, das ist einer von den Deutschen (für sie ist jeder Ausländer ein Deutscher), welche das Hüttenwerk gepachtet haben."

Ein Leibeigener würde nie die Kühnheit gehabt haben, in solchen Ausdrücken von seinem Herrn, gleichviel ob Russen oder Ausländer zu reden. Die Wichtigkeit dieser Anekdote wird sicher von denen erkannt werden, welche Rußland und die Russen unter dem alten Regime gekannt haben. Um zu beurtheilen was es heißt, ob dreißig Millionen Menschen frei oder Sklaven sind, muß man im Stande sein, das heutige Rußland mit dem von ehemals zu vergleichen, muß man in die Dörfer gehen, mit den Bauern sprechen und sie ihre eigene Sache führen sehen; man muß aber auch Diejenigen kennen lernen, welche so lange die unumschränkten Herren dieses Volkes gespielt haben, das seine Freiheit sehr wohl verdient und einen immer bessern Gebrauch davon zu machen, sehr befähigt ist.

Die alte russische Aristokratie, mit der wir uns jetzt etwas eingehender beschäftigen wollen, scheint, wenn nicht Alles trügt, bestimmt, in nicht allzu langer Zeit vom Schauplatze zu verschwinden und der jetzt im ganze Reiche emporkommenden Mittelklasse den Platz zu räumen. Und dies ist ein großes Glück für Rußland, denn nur jener Klasse wird es gelingen, das Land zu regeneriren.

Die Aristokratie von heute hat nichts vergessen und nichts zugelernt, sie ist nach Allem was ich lese und höre noch ganz dieselbe, welche sie vor fünf und dreißig Jahren war. Ihre Söhne befinden sich bis zum vierzehnten Jahre noch unveränderlich unter der Leitung von Gouvernanten, der Unterricht, den sie erhalten, beschränkt sich auf Deutsch, Französisch, Rechnen und Tanzen, und haben sie das Mannesalter erreicht, so ist gewöhnlich ihre Kenntniß von Geschichte und allgemeinen Wissenschaften gleich Null.

Man sieht diese Leute niemals lesen und findet sich wirklich ein Mal ein Buch in ihrem Hause, so ist es sicher die letzte Production von Arsène Houssaye; ebenso weiß ein russischer Aristokrat weit besser mit dem letzten Derby-Rennen, wie im Leben Peters des Großen Bescheid.

Gern nehme ich dabei Gelegenheit, die dem russischen Adel im Allgemeinen eigene feine, abgeschliffene Form anzuerkennen; an Gastfreiheit gleicht ihm so leicht kein Volk der Erde, trotzalledem ist es meine Ueberzeugung, daß er als Klasse sich überlebt hat und, wie ich bereits bemerkt habe, vom Schauplatze verschwinden muß.

Von der Unwissenheit oder auch Stupidität dieser Leute läßt sich wirklich schwer eine Vorstellung geben; ich erzähle als Beleg dafür nur die folgende Anekdote:

Ein jetzt verstorbener Freund von mir, ein für einen Russen recht gut unterrichteter Mann, der das Ausland bereist und mehrere Jahre bei den Garden gedient hatte, mit einem Worte die beste Species eines russischen Aristokraten, den ich je das Glück gehabt, kennen zu lernen, kam eines Morgens freudvoll zu mir und theilte mir mit, daß er ein schönes Gut und eine ansehnliche Geldsumme von einem entfernten Verwandten geerbt habe.

Die Erbschaft kam ihm höchst willkommen, denn wie es in seiner Klasse gewöhnlich war, er lebte sehr verschwenderisch und hatte selten baares Geld. Neben anderen Liebhabereien war er auch Feinschmecker und hatte namentlich eine Leidenschaft für Hummern und, man wird es kaum glauben, zur Befriedigung der letztern wurde die Erbschaft angewendet.

Ich kam eines Tages zur Stadt, suchte meinen Freund, den Fürsten, auf und fand ihn wieder so arm wie er gewesen war.

„Was haben Sie denn mit Ihrer Erbschaft angefangen?" fragte ich.

„Ei," antwortete er, „Sie wissen ja, ich bin ein großer Freund von Hummern, da ich nun auf meiner Besitzung im Gouvernement Saratow einen Fluß habe, so dachte ich, die Hummern würden sich dort acclimatisiren lassen. Der Versuch ist aber nicht geglückt und meine ganze Erbschaft durch ihn darauf gegangen. Ich hatte nicht bedacht, daß das Wasser nicht salzig war.

Ein besonderer Zweig der russischen Aristokratie sind die „Barins", welche Bezeichnung eigentlich Herr heißt und auch noch in diesem Sinne gebraucht wird, die man jedoch hauptsächlich auf die Besitzer von Hüttenwerken anwendet, deren Vorfahren sich zuweilen aus ganz geringem Stande zu Besitzern dieser kolossalen Werke aufgeschwungen hatten. Ihre Nachkommen, auf welche ein fürstlicher Reichthum übergegangen, wurden Aristokraten und repräsentirten die Klasse der „Barins". „Die Werke", wie sie vorzugsweise in Rußland genannt werden, sind in ihrer Ausdehnung und der Art ihres Betriebes nicht leicht mit andern ähnlichen Etablissements in irgend einem Lande zu vergleichen. Viele derselben erstecken sich über einen Flächenraum

von dreiviertel bis zu anderthalb Millionen Morgen Landes. Die Werke werden hier und dort, wo die Lage gerade günstig ist, errichtet, und so entstehen kleine Fürstenthümer mit zahlreichen Dörfern, die gänzlich durch die Thätigkeit der Grubenarbeiter erhalten werden. Man wird unschwer begreifen, daß der Herr einer solchen Besitzung einen enormen Einfluß auf die von ihm abhängigen Leute ausüben muß und ebenso, daß das Wohl und Wehe dieser Leute gänzlich von der Art und Weise abhängt, in welcher die Werke ausgebeutet werden.

In der alten Zeit lebte der Barin auf beinahe fürstlichem Fuße, in einem Palast von schönen Garten- und Parkanlagen umgeben, und besaß das Ansehen eines Selbstherrschers, wie dessen unumschränkte Gewalt über die ihm leibeigenen Insassen seiner Besitzungen.

Um jedoch ein genaues Bild eines Barin der „guten alten Zeit" zu geben, will ich das Leben eines echten Vertreters dieser Kaste in den nachfolgenden Zeilen zeichnen:

Iwan Iwanowitsch sah sich eines schönen Tages als den Erben einer Besitzung von anderthalb Millionen Morgen Land, fünfundvierzig Dörfern, sechzigtausend Seelen und fünfundzwanzig großen Werken für die Verarbeitung verschiedener Metalle, und in Folge dessen als den beneidenswerthen Inhaber eines mehr als fürstlichen Einkommens.

Zu der Besitzung gehörten zwei Schlösser, von denen das größte, ein schöner, in prächtigen Verhältnissen aufgeführter Bau, vom Schloßherrn bewohnt ward. Die Bel-Etage, enthaltend vierundzwanzig Zimmer und einen großen Empfangssalon, wurde von Iwan und seiner eigentlichen Familie bewohnt, während ein großer Theil der anderen Gemächer von armen Verwandten in Beschlag genommen war, die sich in der Gnade ihres reichen Vetters sonnten.

Das Erdgeschoß enthielt die Küchen und Vorathskammern, ferner die Räume, in welchen sich das Familienarchiv befand. In demselben wurden Schriften aufbewahrt, die hinaufreichten bis zu der Zeit Peters des Großen als Iwans Vorfahren noch gewöhnliche Grobschmiede gewesen waren.

Unmittelbar an das Hauptgebäude schloß sich eine Orangerie, oder besser, ein Wintergarten, in welchem sich Orangen- und Oleanderbäume befanden, die der Eigenthümer selbst von Spanien und Italien mitgebracht hatte und die ihn über die

Oede des russischen Winters hinwegtäuschten, wenn er mit seinen Freunden hierherkam, um eine Cigarre zu rauchen. Zu gleichem Zwecke und der Abwechselung halber besaß er ein Billardzimmer, auch waren seine Zimmer mit Kunstgegenständen und Erzeugnissen des Luxus aus allen Ländern Europas und Asiens angefüllt. Indien und China hatten Porzellan und Seide, Persien Teppiche, Italien Gemälde, Frankreich Boule-Meubles entsandt, um die Gemächer des russischen Nabob zu schmücken.

Um den Gewerbfleiß und die natürliche Begabung seiner Muschiks zu zeigen, hatte Iwan darauf gehalten, daß das ganze Gebäude lediglich von seinen eigenen Leuten ausgeführt worden war; er hatte zu diesem Zwecke mehrere derselben in die Hauptstadt gesandt und sie in die feineren Zweige des Kunstgewerbes unterrichten lassen. Wie der Erfolg zeigte, war der Versuch ein durchaus gelungener gewesen.

Selbstverständlich stand die Lebensweise mit der Einrichtung des Hauses im Einklang. Der Keller war mit den feinsten Weinen gefüllt, die gewöhnlicheren Bedürfnisse wurden durch die auf dem Gute befindliche Meierei befriedigt, während von dem nicht allzu fern gelegenen Moskau Alles bezogen ward, was einen verwöhnten Gaumen nur irgend zu befriedigen vermag.

Die Fenster des Hauses gingen auf einen von einem Landschaftsgärtner im feinsten Geschmack angelegten mit Statuen, Fontainen u. s. w. geschmückten Garten, an den sich Gewächshäuser schlossen, in welchen exotische Pflanzen gehegt und Früchte zur Reife gebracht wurden, die einen milderen Himmelsstrich ihre Heimath nannten.

Geräumige und vortrefflich eingerichtete Ställe waren gefüllt mit den besten Pferden, die für Geld nur zu haben waren, aber die edlen Thiere stampften meist müßig den Boden. Mit Ausnahme einiger Jagdpartien war Iwan viel zu träge, sich ihrer zum Reiten zu bedienen.

In mäßiger Entfernung vom Hause erhob sich ein Theater, ein Gebäude von keineswegs unbedeutendem Umfange, das vermöge seiner architektonischen Verhältnisse einen Schmuck der Landschaft bildete und im Innern sehr schön dekorirt und mit allen Requisiten reichlich versehen war. Des „Barins" größtes Vergnügen war nämlich das Theater und zwar ließ er französische ins Russische übersetzte Stücke aufführen. Die zu diesem Zwecke gebildete Truppe bestand gänzlich aus Leibeigenen, von denen

der größere Theil der männlichen und weiblichen Mitglieder eigens dazu in Moskau ausgebildet worden waren. Ganz in derselben Weise waren Musiker und Sänger und Sängerinnen sowohl für das Theater, wie für den Kirchengesang geschaffen worden.

Ein anderes Vergnügen des Barin bestand darin, seine weiten Gärten und Parkanlagen durch bunte Lampen illuminiren zu lassen, was in der That, begleitet vom Gemurmel der Fontainen und der in der Ferne russische Nationalmelodien spielenden Musik einen zauberhaften Eindruck machte.

Der Garten schloß sich, wie bereits angedeutet, an einen Park, der mit Hirschen und Rehen bevölkert war, welche im Winter in eigens dazu erbauten Häusern gehegt wurden, bessere als die, in denen die Bauern lebten.

Die sehr zahlreiche Dienerschaft, deren vornehmster Theil in Livree mit Iwans Wappenzug geschmückt gekleidet ging, war sehr träge und jeder Dienst erforderte eine besondere Persönlichkeit. So z. B. stand ein Diener an der Thür, das Amt eines zweiten bestand darin, sie zu öffnen; ein dritter brachte seine Zeit mit dem Instandsetzen der Lampen uud Putzen der Lichte zu, ein vierter hatte dafür zu sorgen, daß den in den verschiedenen Zimmern aufgehängten Heiligenbildern an den geeigneten Tagen Kerzen angezündet wurden. Mit Ausnahme einiger weiblicher Dienerinnen zur persönlichen Bedienung der Damen des Hauses bestand das ganze Dienstpersonal aus Männern, selbst die Küchenmägde waren in Wahrheit Küchenjungen, welche unter der Aufsicht eines Koches standen, der in seiner Art wirklich ein großer Mann war. Er beschmutzte sich niemals die Finger indem er selbst eine Arbeit verrichtete, sondern ertheilte seine Befehle wie ein Selbstherrscher von seinem Throne herab und dennoch waren die Speisen süperb und vortrefflich angerichtet, wie auch die Bedienung bei Tische ausgezeichnet war. Iwan Iwanowitsch hatte Paris kennen gelernt und wußte, was zur Sache gehörte.

Es war stets ein großer Tag, wenn der Gouverneur zu Tische kam, umsomehr, als Iwan gewöhnlich sich beunruhigte, ob gewisse Dinge, die er kürzlich gethan, zu den Ohren Seiner Excellenz gelangt sein möchten. Wurde sonst in dem Hause hohes Kartenspiel nicht beliebt, da Iwan der Einzige war, der etwas zu verlieren hatte und trotz seiner sonstigen Verschwen-

dung wenig Neigung fühlte, die Taschen seiner armen Verwandten auf diese Weise zu füllen, so war dies bei der Anwesenheit des Gouverneurs eine andere Sache. Es ward sehr hoch pointirt und wenn der große Mann sich empfahl, nahm er gewöhnlich eine recht ansehnliche Summe, als den ihm am Spieltisch zugefallenen Gewinn, mit.

Die Gebräuche bei solchen großen Gastmählern waren höchst eigenthümlicher Art. Der Wirth selbst nahm nicht Platz, sondern lief von einem Gaste zum andern, um zu sehen, ob es ihm auch an nichts gebreche. Ferner blieb es Aufgabe des Wirthes, jeden Toast vorzuschlagen und es mußte ihm darauf mit einem vollen Glase, das auf einen Zug zu leeren war, Bescheid gethan werden.

Der Hauszwerg — denn auch an einem solchen durfte es nicht fehlen — rannte während des Mahles im Zimmer umher und unterhielt die Gäste mit seinen Späßen, indessen ein besonders musikalisch begabter Diener Nationallieder sang, die er mit seiner „Balalajka“ begleitete.

Daß bei diesen Mittagsessen ganz furchtbar getrunken ward — besonders Champagner — bedarf nicht erst noch der Erwähnung, und wenige von den Damen und noch viel weniger von den Herren waren fest auf den Füßen, wenn man sich von der Tafel erhob. Die näheren Freunde küßten dem Wirth und der Wirthin die Wange, die fernerstehenden die Hand. Hierauf wurde geraucht, Seine Excellenz hatte sich indeß gewöhnlich gleich nach der Suppe eine Papiercigarre angesteckt und in Pausen während der ganzen Zeit des Speisens geraucht. Nach einem zweistündigen Mittagsschläfchen, ohne das der Russe nicht existiren kann, versammelte sich die Gesellschaft wieder und es ward Thee und Kaffee herumgereicht, ersteres Getränk aber mit Vorliebe genossen.

So lange der Gouverneur bei ihm war, erschien Iwan Iwanowitsch als ein sehr ruhiger Mann, sobald er sich aber wieder allein sah, kehrte er eine andere Seite heraus. Der Gouverneur ist nämlich in seinem Gouvernement der Vertreter des Czaren und besitzt sehr große Macht, besonders wenn er Militair- oder General-Gouverneur ist, und Iwan Iwanowitsch besaß selten ein gutes Gewissen. Bald munkelte man, er habe einen Mann in den glühenden Schmelzofen werfen, bald, er habe einen in den Keller einmauern lassen. Der Barin liebte der-

gleichen kleine Scherze und seine Leibeigenen konnten sehr froh sein, wenn er sie in seinem Zorne nicht an Leib und Leben strafte, so daß der folgende Vorfall als ganz harmlos erscheint:

Bei der Aufführung eines Theaterstückes erregte die Entwickelung sein höchstes Mißfallen, indem nach seiner Ansicht die Heldin nicht den rechten Mann geheirathet hatte. Sofort ließ er das Spiel unterbrechen, schickte nach dem Popen und gebot ihm, den Helden und die Heldin auf der Stelle mit einander zu trauen, welcher Befehl auch unverzüglich ausgeführt ward.

Trotzdem war der Barin ein sehr guter Christ, er besuchte fleißig die Kirche, spendete reichlich Almosen als eine Gewissenssalbe für die während der ganzen Woche begangenen Sünden und fastete streng zu allen Zeiten, welche die Kirche vorschreibt. Natürlich aß er sich am ersten Tage nach dem Fasten zu Schanden und fing genau sein altes Leben wieder an.

Iwan Iwanowitsch besaß die Charge eines Generals und wußte als solcher die Aufmerksamkeit des Czaren in einer ganz besonderen Weise auf sich zu ziehen; er lud nämlich das ganze Kavallerie-Regiment, das er nominell commandirte, zum Besuch zu sich ein. Der Kaiser ertheilte die Erlaubniß und so kamen einige tausend Mann in Begleitung ihrer Offiziere nach dem Gute unseres Freundes und wurden daselbst nebst ihren Pferden untergebracht und einen Monat hindurch vortrefflich bewirthet. Ein Orden war der Lohn des Barin für diese That des Patriotismus, er selbst verherrlichte sie aber, indem er sich in voller Generalsuniform vor dem im Hintergrunde sichtbaren Lager haltend, abbilden ließ.

Aus dem bereits Angeführten erhellt schon, daß unser Freund reich an originellen Einfällen war, dennoch möchten wir uns die Mittheilung noch eines Zugs nicht versagen.

Einmal drohte eine Sturmfluth die Dämme eines seiner vielen Seen zu durchbrechen. Iwan hatte irgendwo gehört, daß eine Reihe von Menschen vermöge ihrer Elasticität den besten Gegendruck zu üben vermöge. Sofort ließ er zweitausend seiner Arbeiter aufmarschiren und in doppelter Reihe gegen die Wetterseite des Dammes aufstellen. Die Elemente kehrten sich indeß an diese Schutzwehr nicht, der Damm brach und viele der armen Muschiks wurden mit hinweggespült.

Trotz aller dieser Grausamkeiten und Sonderbarkeiten erwies sich der Barin in vielen Beziehungen als ein gütiger Herr.

An einem reizenden See, nicht weit von seinem Palast, war inmitten eines schönen Gartens ein Pavillon erbaut und hier pflegte er an den großen Festtagen seine Leute mit Speise und Trank zu erlaben und ihnen Musik und allerlei Kurzweil zu bieten.

Ebenso hatte Iwan Iwanowitsch ein wachsames Auge auf sein Hospital, eine Anstalt, welche auf seine eigenen Kosten zu unterhalten, er gesetzlich verpflichtet war. Das Hospital war ein schönes Gebäude mit 150 Betten, wohlausgestattet mit allen Bedürfnissen, auch befand sich daselbst eine Apotheke, in welcher alle nöthigen Arzeneien sofort bereitet und auch den Dorfbewohnern zu einem sehr mäßigen Preise verabreicht wurden. Ein russischer Bauer braucht, wenn er Arzenei nimmt, eine recht tüchtige Dosis und recht scharf und übel schmeckende Ingredienzien.

Sehr wichtige Ereignisse im Haushalte des Barin waren auch diejenigen Tage, an denen die Popen kamen, um die Heiligenbilder von Neuem zu weihen. Das gesammte Hauspersonal mußte dieser Ceremonie beiwohnen, nach deren Beendigung der Oberpope den Gläubigen das Kreuz zum Kusse darreichte, voran dem Barin, welcher zuerst die Reliquie und dann die Hand des Popen küßte, was ihm die ganze Versammlung nachthat. Die Quantität geistiger Getränke, welche bei einem solchen Anlasse von den Popen vertilgt wurde, war ganz ungeheuer und sie waren in der Regel mehr oder weniger berauscht, wenn sie das Schloß verließen.

Einmal wurde bei Gelegenheit einer solchen Feier auch auf das Wohl des Kaisers getrunken. Ein Pope sprang auf, lief nach dem Heiligenbilde und begann das Gebet für den Czar zu sprechen, ehe er dasselbe jedoch zur Hälfte beendet hatte, taumelte er und fiel schwer betrunken zu den Füßen des Heiligen nieder. Weit entfernt, ihrem Bruder in Christo diese kleine Episode übel zu nehmen, lachten die andern Popen nur herzlich darüber und halfen ihn fortbringen.

Iwan Iwanowitsch liebte es ferner, auf einem an einem Ende des Saales aufgestellten großen vergoldeten Throne zu sitzen und seinen Bauern zuzusehen, die nach den Tönen eines auf der andern Seite des Saales aufgestellten Musikchors französische Quadrillen tanzen mußten. Wehe dem Armen, der dabei einen falschen Schritt machte, seiner wartete am andern Morgen eine empfindliche Züchtigung.

Außer den beiden Palästen auf dem Lande besaß Iwan Iwanowitsch noch ein sehr schönes Haus in Moskau, das mit noch größerem Luxus als jene Schlösser eingerichtet war. Er hatte darin seine eigene Kirche und hielt eine Art von kleinem Hofhalt. Seine Reisen vom Lande nach der Stadt und umgekehrt bewerkstelligte er in einem mit der höchsten Bequemlichkeit eingerichteten, von acht Pferden gezogenen Reisewagen, der außer allen möglichen Kissen für jede beliebte Körperlage auch Raum für die Unterbringung ansehnlicher Eß- und Trinkvorräthe hatte, da in jenen Tagen die Gasthäuser noch wenig Annehmlichkeiten boten. Der Barin stieg denn auch auf der ganzen Reise von seinem Gute bis Moskau nicht ein einziges Mal aus dem Wagen.

Trotzdem er es sich auf jede Weise angenehm zu machen wußte und seine von seinen eigenen Leuten ausgeführten Concerte sich in Moskau sogar eines bedeutenden Rufes erfreuten, gefiel dem Barin das Leben in der Stadt doch weit weniger als auf dem Lande und nur selten bekam die moskowitische Hauptstadt ihn zu sehen. In der großen Stadt hatte Iwan Iwanowitsch viele Seinesgleichen und wurde nicht wie ein König betrachtet; dies war aber wenig nach dem Geschmacke eines Barin und deshalb blieben sie meistens auf ihren Landsitzen.

Wie bereits angedeutet, hatten sich die Reisen unseres Iwan Iwanowitsch aber keineswegs auf die Fahrten zwischen Moskau und seinen Gütern beschränkt, er hatte vielmehr ein gutes Stück von der Welt gesehen, hatte Frankreich besucht, besaß eine Villa in Florenz, ein Schloß in Spanien und viele seiner extravaganten Ideen waren die Errungenschaft seines Aufenthaltes im Auslande. So hatte er sich von Paris Hemden mitgebracht und fand zu seinem großen Aerger, daß seine Waschfrauen die Hemden nicht so zu waschen verstanden, wie man dies in der französischen Kapitale besorgte. Indeß er wußte sich zu helfen, und schickte seine Hemden zur Wäsche nach Paris.

Bei aller Vollkommenheit, allem raffinirten Luxus fehlte seinem Hause noch eins, nämlich ein Harem, der aber erschien ihm, welcher in seinen ganzen Sitten und Anschauungen orientalisch war, ganz unerläßlich. Seine eigenen Bauhandwerker verstanden nun zwar nichts von dem Styl, in welchem ein solches Gebäude ausgeführt werden mußte; das that jedoch nichts. Er ließ Zeichnungen und Muster aus Konstantinopel kommen

und es währte nicht allzu lange, so stand der Harem fix und fertig, als ob er durch die Lüfte von Konstantinopel entführt worden wäre. Buntfarbige Glasscheiben warfen ihr rosiges Licht auf weißen Marmor, Teppiche, Divans, Porzellan u. s. w., Alles war türkisch.

Der Harem stand fertig, nun mußte er aber auch bevölkert werden, dies machte Iwan indeß nur wenig Sorge. War er nicht Herr und Gebieter über zwanzigtausend Sklaven? Er suchte unter diesen eine Anzahl der jüngsten und schönsten Frauen aus, sandte sie, um ihnen etwas Schliff geben zu lassen, auf einige Monate nach Moskau, und sein Harem war voll.

Inzwischen hatte Iwans Lebensweise doch in mehr als einer Hinsicht ihre Consequenzen nach sich gezogen. Er fing an bedeutend zu altern und unter seinen Leibeigenen gaben sich Zeichen kund, daß ihre Geduld im Ertragen aller Plackereien, mit denen er sie heimsuchte, erschöpft sei! Auch die Regierung war aufmerksam geworden und entsandte mehr Inspektoren als früher, um sich vom Stande der Dinge zu unterrichten; das Allerschlimmste aber war, auch die Einkünfte des Barins hatten sich bedeutend verringert, was den Leser nach allem Erfahrenen nicht Wunder nehmen wird.

Während Iwan Iwanowitsch früher seine Geschäftsangelegenheiten selbst besorgt hatte, überließ er sie allmählich Fremden, die nicht allein ihn plünderten, sondern auch den armen Muschiks das Fell über die Ohren zogen. Die Unglücklichen glaubten, dies geschehe auf Befehl ihres Herrn und ihre Erbitterung stieg immer höher. Nun kam die Zeit, wo die Bauern nicht mehr arbeiten und nicht mehr zahlen wollten, das baare Geld war erschöpft, die Werke brachten nichts mehr ein, die Fremden stahlen, was ihnen unter die Hände kam, Grund und Boden war der Regierung verpfändet und Iwan war ruinirt. Wäre er nicht thöricht gewesen, so hätte er sich noch wieder aus seiner schwierigen Lage befreien können, aber er machte nicht einmal den Versuch dazu. Er hatte noch kleinere Besitzungen in verschiedenen Theilen des Landes, von deren Ertrag es sich immer noch leben ließ, aber gleich den Bauern zuckte er die Achseln, seufzte: „Es ist Gottes Wille,“ und ging schlafen.

Doch nein, er schlief nicht, sondern lieh Geld zu den möglichst ungünstigen Bedingungen. Die Muschiks begannen die Wälder, die Werke, die Steinkohlenvorräthe zu verbrennen, die

Arbeiter beschädigten die Maschinen, es brach ein kleiner Aufstand aus. Das Theater ward zum Theil zerstört, die Fenster des Wintergartens und der Gewächshäuser wurden entzwei geschlagen, man ließ die Pferde aus den Ställen laufen, stahl die Meubles und Geräthschaften und versuchte sogar das Schloß in Brand zu stecken.

Diese Schläge waren stärker als Iwan Iwanowitsch sie zu ertragen vermochte, er starb und ward mit allem Pomp und allen Ceremonien eines regierenden Fürsten begraben. Kanonensalven begleiteten ihn ins Grab, sein Sarg war prächtig, jeder Priester erhielt ein neues Gewand, kurz, der bei dieser Gelegenheit entfaltete Luxus überstieg alle Grenzen.

Natürlich kostete dies Alles schweres Geld und da in der Kasse des Herrn sich nichts vorfand, so brachten die reichen Bauern es auf. Ihr Barin war zwar, wie sie sich ausdrückten, „zum Teufel gegangen," aber er mußte doch in einer seiner Vornehmheit angemessenen Weise beerdigt werden, also blieb nichts übrig, als die dazu nöthigen Summen herzugeben.

Am Tage nach dem Begräbniß des Iwan Iwanowitsch nahm die Krone von seinen Gütern Besitz; seine beiden hinterlassenen Söhne waren vollständig ruinirt.

Es würde wenig Interesse für den Leser bieten, wollten wir hier beschreiben, mit welcher reißenden Schnelligkeit unter der Verwaltung des von der Krone bestellten Administrators die Besitzungen tief und immer tiefer herabkamen. Jeder suchte sich auf jedem nur möglichen Wege zu bereichern. Die Wälder wurden niedergeschlagen, die Werke sogar ihrer Maschinen beraubt, jedes Stück Metall, dessen man habhaft werden konnte, zu Gelde gemacht, die Gebäude verfielen, ohne daß man nur eine Hand anlegte, sie zu erhalten. Das Ende vom Liede war, daß der Administrator ein ungeheures Vermögen gesammelt hatte und die Söhne des Barin Bettler waren.

Meine Leser werden es kaum glauben, wenn ich ihnen sage, daß ein Bild, wie ich es ihnen hier entworfen, bis zum Jahre 1861 in Rußland recht häufig zu sehen war, ja daß ähnliche Dinge in entfernteren Theilen der Monarchie noch bis auf den heutigen Tag vorkommen, mit Ausnahme derjenigen Abscheulichkeiten, welche, seit die Muschiks frei sind und das neue Gesetz in Kraft getreten ist, nicht mehr verübt werden können.

Die hier erzählte Geschichte ist übrigens in allen ihren Einzelheiten vollkommen wahr und habe ich auch einzelne der mitgetheilten Begebenheiten nicht selbst erlebt, so sind sie mir doch von zuverlässigen Augenzeugen berichtet worden. Die meisten der darin erwähnten Personen sind jetzt todt und die Abkommen der einst so begüterten einflußreichen Familien besitzen meistens weniger als nichts. Ihre Güter, ihre Häuser sind im Besitz von Fremden, ihre Bauern sind freie Leute. Ordnung und Gesetz sind endlich an die Stelle der Vergeudung und der Willkür getreten und derselbe Zustand der Fülle, der Wohlhabenheit und Ertragsfähigkeit, der zur Zeit Peters des Großen herrschte, ist wieder eingekehrt.

Ich habe in dieser Schilderung nicht nur ein Bild des Lebens und Treibens der russischen Barins geben, sondern auch darthun wollen, wie dieses Leben nothwendig ihren Untergang herbeiführen mußte, und ich glaube, man wird mir beistimmen, wenn ich wiederhole, daß mit diesem Untergang eine glückliche Zeit für Rußland angebrochen ist.

Ich habe im Verlaufe meiner Schilderung des Barin Iwan Iwanowitsch der Besuche gedacht, welche der Gouverneur seinem Hause abstattete und glaube keinen bessern Uebergang vom russischen Adel zum Beamtenstande finden zu können, als indem ich hier eine Schilderung des Gouverneurs gebe, mit welchem mich meine Geschäfte am häufigsten in Berührung brachten.

Seine Excellenz war einer der ehrenhaften Gouverneure von Rußland, d. h. er ließ sich weder bestechen, noch beschenken und leitete im Allgemeinen die Geschäfte seines Gouvernements mit Diskretion und Rechtschaffenheit. Er wohnte natürlich im Gouverneurhause, einem großen hell und unbehaglich aussehenden Gebäude, mit langen Reihen ungeheuer großer sehr dürftig meublirter Zimmer, die ihm aber der Inbegriff aller Pracht zu sein schienen. Die ganze Einrichtung machte den Eindruck, als sei sie darauf berechnet, den Eintretenden mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Scheu zu erfüllen.

Vor der Thür stand eine Schildwache, eine zweite schritt im Hausflur auf und ab, und die Art und Weise, wie die Kosacken Jedem, dem sie eine besondere Ehrfurchtsbezeugung schuldig zu sein glaubten, ihre Schwerter entgegenzückten, war schon geeignet, eine nur einigermaßen nervöse Person schreckhaft zusammenfahren zu lassen.

Der Gouverneur „empfing" wöchentlich ein Mal und an diesem Tage entfaltete seine Wohnung ihren vollsten Glanz. Die Vorzimmer waren mit Personen aller Stände angefüllt. Offiziere in Parade-Uniform mit Orden geschmückt; Civilbeamte in Gala mit Federhüten auf dem Kopfe und Degen an der Seite; die Magnaten der Stadt; Delegirte aus den kleineren Städten des Gouvernements in langen Röcken, hohen Stiefeln, das Haar stark gefettet, die Hände mit weißen waschledernen Handschuhen bekleidet, die Brust geschmückt mit an bunten Bändern herabhängenden silbernen Medaillen, und in ihrem ganzen Auftreten sehr unbeholfen und linkisch. Noch ängstlicher erschienen die Vertreter der Dörfer mit ihren bronzenen Amtsketten und Medaillen, um die sich einige Muschiks zu schaaren pflegten.

Ich habe an solchen Empfangstagen oft bemerkt, wie die leere, aufgeblasene Vornehmheit vor der erwarteten Begegnung mit einem wirklich vornehmen Manne in ihr Nichts zusammenschrumpfte. Einmal sah ich ein Individuum in einer höchst lächerlichen Uniform, welche zwischen der eines Cabinetsministers und der eines Postmeisters die Mitte hielt, steif und starr wie eine Schildwache in der Thür eines Vorzimmers stehen. Dieser Mensch war der Prokurator einer kleinen Stadt in unserer Nähe und pflegte zuweilen in unser Büreau zu kommen, wo er sich immer wie ein nach Raub brüllender Tiger benahm. Hier hatte sich der Tiger in ein Lamm verwandelt, er wagte kaum eine Muskel zu rühren.

Nachdem die Gesellschaft versammelt war, öffnete sich endlich die Thür zum sanctum sanctorum und der große Mann erschien. Der General — er war ein Militair-Gouverneur — trug Uniform und ging mit seinem langen Tschibuk in der Hand die Reihen der Versammelten entlang, Jeden mit einer Anrede beglückend. Gäste von größerer Distinction hatten später noch die Ehre einer Privataudienz.

So großartig dieser Empfang in Scene gesetzt ward, sah man den Gouverneur in seiner vollen Glorie doch erst an einem Abend, an welchem er das Theater besuchte. Er fuhr dahin in seiner einspännigen Droschke, hinter welcher als Bedeckung ein Kosack galoppirte. Sein Eintritt wurde mit tiefem ehrfurchtsvollen Schweigen begrüßt, er verbeugte sich vor dem Einen, nickte einem Andern zu, gab auch wohl einem Dritten durch ein Stirnrunzeln sein Mißfallen zu erkennen und schritt inmitten

der ihn mit angehaltenem Athem betrachtenden Versammlung seinem Platze zu.

Man darf sich nicht wundern, daß auch der General seine kleinen Schwächen hatte, er war nicht bloß ein Mensch und als solcher fehlbar, sondern war von unten auf zu seinem Range emporgestiegen und wer das durchgemacht, dem war es wahrlich nicht zu verdenken, wenn er sich nun, wo er dies durfte, auch seines schwer errungenen otium cum dignitate erfreute. Außerdem war er auch ein wirklich aktiver General gewesen und hatte mehrere Stufen seiner Carrière als Feldjäger oder Depeschenträger durch kühne und erfolgreiche Vollziehung seines Auftrages erworben.

Man erzählt von ihm folgende Geschichte:

Der Kaiser Nikolaus stellte an seine Militair-Couriere sehr hohe Anforderungen. Er verlangte, daß sie zwölf Meilen in der Stunde zurücklegten und zum Wechseln der Pferde war ihnen nur immer drei Minuten Zeit gewährt. Entfernungen existirten nicht, Ermüdung war ein Wort, das es in ihrer Sprache nicht geben durften. Natürlich vermochten nur Wenige diese Lebensart auszuhalten und von diesen Einer war unser General

Eines Tages als er noch einen ziemlich untergeordneten militairischen Rang besaß, kam er nach dem Winterpalast in St. Petersburg und stellte sich bei dem diensthuenden Adjutanten als Ueberbringer von Depeschen aus dem Kaukasus vor. Der Adjutant meldete ihn beim Kaiser, welcher diese wichtigen Dokumente stets eigenhändig in Empfang nahm und sich sofort nach erhaltener Meldung in das Zimmer begab, wo der Courier wartete. Dieser aber lag am Boden und schlief wie ein Todter. Man stieß und rüttelte ihn, vergeblich, er war den Anstrengungen der Reise endlich erlegen und nicht zu ermuntern. Man war in Verzweiflung. In Gegenwart des Czaren schlafen war unerhört, ein schweres Verbrechen und doch ließ sich der Unglückliche nicht ermuntern. Der Czar selbst kam endlich auf ein Auskunftsmittel. Er trat an den Schlafenden heran, beugte sich zu ihm nieder und rief ihm in der Sprache eines Posthalters ins Ohr: „Die Pferde sind bereit, Excellenz!" Sofort fuhr der Courier auf, in der Meinung, er sei unterwegs und rief: „Nun denn vorwärts in T— Namen!"

Von diesem Tage an machte er eine schnelle Carrière.

Eine nicht minder interessante Figur als der Gouverneur,

wenn auch in etwas anderer Beziehung, war ein Richter aus der alten Schule, dessen Bekanntschaft ich in einer ziemlich eigenthümlichen Weise machte. Ich war auf das Gericht einer Provinzialstadt gegangen, um ein Dokument zu unterzeichnen und wurde darauf aufmerksam gemacht, daß meine Identität festgestellt werden müsse, ehe der Richter meine Unterschrift anerkenne. Diese Forderung brachte mich in Verlegenheit, denn ich war zum ersten Male an dem Orte und kannte daselbst keinen Menschen, der Schreiber beruhigte mich aber mit der Versicherung, das habe durchaus nichts auf sich, er werde die Sache schon für mich ordnen. Er verließ das Zimmer und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Herrn zurück, den zu sehen ich noch niemals die Ehre gehabt hatte. Er mußte mich aber trotzdem kennen, denn er bekreuzte sich, sagte ich sei Derjenige, für den ich mich ausgäbe und das Papier ward sofort ausgefertigt. Nach wenigen Augenblicken sah ich vom Fenster aus meinen bereitwilligen Zeugen dem Schreiber nachlaufen, der nach dem Gasthause gegangen war, um dort für sich und jenen, natürlich auf meine Kosten, ein tüchtiges Mittagsessen nebst Wein auftragen zu lassen.

Der Mann, der mich mit so großer Gewissenhaftigkeit recognoscirt hatte, war Niemand anders als Roman Romanowitsch, damals dritter Richter, der aber im Laufe der Zeit zu der einflußreichen und einträglichen Stelle eines ersten Richters aufrückte.

Seine äußere Erscheinung machte nicht gerade einen günstigen Eindruck. Die Natur hatte ihn hinsichtlich der Stirn sehr stiefmütterlich behandelt, so daß sein Kopf mit dem sehr kurz geschnittenen, beinahe kahl geschorenen Haar Aehnlichkeit mit einem runden Kloße hatte, in dem zwei erbsgroße Augen saßen.

Dieser Kopf befand sich auf einem langen hageren Körper mit sehr großen Armen und Beinen. Beim Stehen hatte er die eigenthümliche Gewohnheit, welche man bei vielen Tschinowniks findet, eine Hand in die Tasche zu stecken und die andere auf dem Rücken zu halten und sie in einer förmlich krampfhaften Weise auf und wieder zuzumachen. Es hatte ganz den Anschein, als ob hier etwa die linke Hand nicht wissen solle, was die rechte thue, oder als ob die linke Hand in der Tasche Platz mache für das, was die rechte hineinzustecken hoffte.

Das Gehalt dieses würdigen Richters war bescheiden, denn

es belief sich auf dreihundert Rubel, er besaß jedoch die Macht, die Leute nach Sibirien transportiren zu lassen und in derselben eine wahre Goldgrube.

Man konnte Roman Romanowitsch nicht nachsagen, daß er in seinem Anzuge der Eitelkeit der Welt huldige, er trug die gewöhnliche Uniform des Richters, einen dunklen Rock mit Metallknöpfen und grünem Sammetkragen, die Farbe seiner Beinkleider, die allem Anschein nach schon seinem Großvater gehört hatten, war nicht mehr zu erkennen. Der Luxus der Wäsche machte ihm nicht viel zu schaffen und da er sich wöchentlich nur zwei Mal rasirte, so war seine Erscheinung an manchen Tagen von etwas mehr als zweifelhafter Beschaffenheit.

Roman Romanowisch liebte gut zu essen und zu trinken und war ein Freund des Kartenspiels, und diese Liebhabereien erforderten den größten Theil seines Einkommens, es blieb also für die Verschönerung seiner Person nicht viel übrig. Ebenso mußte er Pferd und Wagen halten, denn es war seiner Frau als der Gemahlin des ersten Richters doch nicht zuzumuthen zu Fuß zu gehen, wenn sie in die frische Luft wollte. Natürlich mußte die Dame auch gut gekleidet sein und sie erschien Nachmittags immer in Seide, besaß auch recht schöne Juwelen.

Das Haus des Richters war recht hübsch eingerichtet und vervollkommnete sich immer mehr. Er und seine Frau hatten die harmlose Gewohnheit, dann und wann ihre bescheidenen Wünsche laut werden zu lassen, welche alsdann an den Namenstagen von den Geschäftsleuten der Stadt, und besonders von denen, welche es mit dem Richter nicht verderben durften, erfüllt wurden.

In seinem Hause war Roman Romanowitsch sehr umgänglich, aß und trank und scherzte mit Jedermann. Sein Weinkeller war vorzüglich versehen und er konnte sich rühmen, Niemand eine Kopeke schuldig zu sein. Es hatte damit freilich eine eigene Bewandtniß, alle seine Gläubiger wohnten nämlich in der Stadt, in welcher er Richter war, und man konnte doch von ihm nicht erwarten, daß er thöricht genug sein würde, gegen sich selbst ein Urtheil zu fällen.

Die Gerichtssitzungen fanden im Gouvernementshause statt, einem häßlichen Kasten aus Ziegel und Kalk, das schon vor langer Zeit gebaut war und mit seinen schlechten Fenstern, kreischenden Thüren und wackligen Treppen weit eher einer in

Verfall gerathenen Fabrik als einem Regierungsgebäude glich. Der Gerichtssaal selbst war von mäßiger Größe, hatte eine lange Tafel, über die eine graue, tintenfleckige Decke gebreitet war und welche Stühle von allen möglichen und unmöglichen Formen umstanden.

Am Ende dieser Tafel saß der Richter mit seinem Schreiber; was letzterer für ein Geisteskind, wird man schon aus der Beschreibung seines Herrn abnehmen. Vor dem großen Manne erhob sich ein Pult, das immer mit Papieren bedeckt war, ihm zur Hand befanden sich die mächtigen Folianten, welche die dreißigtausend Artikel des alten Gesetzes enthielten. Mit einigem Geschick wurde es nicht schwer, aus diesen immer den Artikel herauszugreifen, der ihm gestattete, die Sache gerade so zu entscheiden, wie es ihm genehm war.

Mitten auf dem Tische stand ein dreieckiges vergoldetes Piedestal, auf dessen Seiten einige Worte eingravirt waren und daneben eine kleine vergoldete Nachbildung des russischen Doppeladlers. Sobald der Richter seinen Sitz eingenommen hatte, wurde der Adler auf das Piedestal gesetzt, das ganze Ding glich nun einer Honigkuchenfigur auf dem Jahrmarkt, sollte aber durch eine schwer verständliche legale Fiction die Gegenwart des Kaisers andeuten, in dessen Namen Recht gesprochen ward.

So lange der Adler auf seinem Horste saß, durfte kein unziemlicher Lärm gemacht werden; Lachen kostete eine hohe Geldstrafe, Zanken und Rauchen wurde mit Gefängnißstrafe geahndet, ein Fluch galt beinahe für ein todeswürdiges Verbrechen. Kaum war jedoch der Adler wieder weggenommen, so wurde ohne Rücksicht auf Richter oder Schreiber ganz munter gezankt und geraucht, gelacht und geflucht.

In vielen Fällen wurden die Parteien von einem Advokaten vertreten und dies war stets eine böse Zeit für den Richter, denn alsdann konnte er mit seinen dreißigtausend Artikeln nicht so nach eigenem Gefallen umspringen, sondern mußte doch der gesunden Vernunft etwas Rücksicht schenken. Roman Romanowitsch betrachtete einen Advokat deshalb auch als seinen natürlichen Feind, der nur vorhanden sei, ihn um sein tägliches Brod zu bestehlen.

Man war in der Stadt mit dem Richter und seinen Urtheilssprüchen keineswegs zufrieden, dennoch wollte Niemand von einer Veränderung etwas hören. Was man an ihm hatte,

wußte man, ob es mit einem Andern nicht noch schlimmer kommen möchte, war erst abzuwarten.

Roman Romanowitsch war dumm und unwissend, sein Zeugenverhör daher das Wunderlichste, was man erleben konnte, und nicht selten wurde er von einem Muschik jämmerlich in die Enge getrieben.

Mit der Einführung des neuen Gesetzes mußte der würdige Mann nothwendigerweise aus seiner Stellung entfernt werden, er hatte aber genug zusammengescharrt, um bequem leben zu können. Er wendet seine Muße hauptsächlich dazu an, die Extravaganzen der Regierung zu beklagen, welche ihre Richter gut bezahlt und als solche nur ehrliche Leute duldet.

Romans Nachfolger war Gospodin Ponomareff, ein Mann von guter Erziehung, der ohne gerade eine tiefe Gesetzeskunde zu besitzen, doch genug wußte, um seine Entscheidungen in Gemäßheit des neuen verhältnißmäßig viel einfacheren Gesetzbuches zu fällen. Sein Schreiber machte einen viel vornehmeren Eindruck als Roman Romanowitsch hervorzubringen konnte.

Zuerst vermochten sich die Leute in die neue Art und Weise, mit welcher die Justiz gehandhabt wurde, gar nicht zurechtzufinden. In den guten alten Zeiten, wo die Gerechtigkeit erkauft ward, dauerte ein Proceß, der jetzt in vier Wochen entschieden war, ebenso viele Jahre. Ebenso ging der neue Richter höflich mit den Leuten um, und die Muschiks konnten gar nicht begreifen, daß sie nicht angefahren und mit Fluch- und Schimpfworten traktirt wurden. Endlich bekamen auch die Kaufleute ihre Waaren, die sie dem Richter lieferten, baar bezahlt, was ein ganz unerhörter Fall war. Das Gerichtszimmer ward umgestaltet und erhielt ein der Würde des Ortes entsprechendes Ansehen.

Auch das ganze gerichtliche Verfahren ist ein anderes geworden. Es ist mündlich, der Angeklagte steht seinem Ankläger gegenüber und hört, was die Zeugen beschwören.

Der neue Richter besitzt nicht halb so viel Macht wie der alte, und in schweren Fällen ist der Spruch von zwei oder drei Richtern erforderlich.

Der neue Richter hält auch keine Equipage und giebt nicht so viel Mittagsmahlzeiten, wie sein Vorgänger, obgleich er ein Gehalt von viertausend Rubel hat.

Kurz, die ganze Rechtspflege ist gänzlich umgewandelt und

ich glaube, meine Leser werden nicht anstehen, dem neuen Richter den Vorzug vor dem alten zu geben. Mochte aber der alte Richter sich sein Einkommen in einer sehr zweifelhaften Weise verschaffen und in seinen Ausgaben nicht gerade haushälterisch sein, so waren seine Ansprüche doch bescheiden gegen die eines wirklichen Stadt-Tschinownik; ich will deshalb nun einen solchen beschreiben.

Wassily Wassiliwitsch Ribkoff hatte durch irgendwelche Mittel beim Departement der Straßen und Communikationen eine Anstellung als „Hilfsschreiber" erhalten, obgleich ich kaum glaube, daß er, als er in das Amt trat, die Kunst des Schreibens verstand. Dieser kleine Mangel war indeß kein Hinderniß für seine Anstellung, denn sein Vater bekleidete einen hohen Posten in demselben Verwaltungszweige und die Untergebenen des Vaters beeilten sich, dem Sohne hilfreich zu sein, um die Gunst ihres Vorgesetzten zu erwerben.

War Wassily auch ohne alle Kenntnisse, so besaß er dafür eine ganz gehörige Portion jener natürlichen Intelligenz und Schlauheit, die eine Eigenthümlichkeit des russischen Volkscharakter ist, und vermöge derselben beobachtete er von seinem Pulte im Zimmer aus Alle, die daselbst zu thun hatten und merkte sich ihre Wünsche, wie ihr Benehmen. Gleichzeitig befreundete er sich sehr genau mit dem Soldaten, der die Thür zu öffnen pflegte und beschenkte ihn jeden Tag, wenn er ihm beim Anziehen seines Rockes behilflich war, mit einem Zehn-Kopeken-Stück.

Das Departement, dem Wassily beigegeben war, zeichnete sich keineswegs durch strenge Gesetzlichkeit, Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit aus, und so sah der junge Mann Mancherlei, was ihn anfänglich in Erstaunen versetzte.

Wassily war beständig auf seinem Posten, während seine Collegen, mit Ausnahme der Tage, an welchen der Minister erwartet wurde, sich kaum zwei Stunden täglich daselbst sehen ließen. In Folge dieser Beharrlichkeit kannte der Hilfsschreiber bald alle Geschäfte des Departements durch und durch, er wurde befördert und gelangte endlich zum Posten des Büreauvorstehers. Damit war seinem Ehrgeiz Genüge geleistet. Seine Vorgesetzten, seine Brauchbarkeit erkennend, wollten ihn immer weiter, sogar bis zum Direktor des Departements befördern, er jedoch begnügte

sich mit seiner bescheideneren Stellung und wußte sie in folgender Weise nutzbar machen:

Alle durch sein Büreau gehenden Papiere mußten, bevor sie an den Direktor oder Minister gelangten, mit der Unterschrift unseres Wassily Wassiliwitsch versehen sein. Dieser setzte sich nun mit dem Soldaten in Verbindung, welcher Jedem, dem er die Thür öffnete, Anweisungen gab, wohin er sich zu wenden und was er zu zahlen habe. Das Geschäft ging vortrefflich und nicht nur Wassily legte den Grund zu einem Vermögen, sondern auch Alle, die mit ihm arbeiteten, standen sich gut dabei, denn Jeder erhielt seinen Antheil an der Beute.

Wassily war zu klug, das Geld, mit dem er bestochen ward, für sich zu behalten und war auch überdies sehr gutmüthig, so daß er eine Freude empfand, seinen Collegen, die bei dem ihnen von der Regierung gezahlten kläglichen Gehalt, halb verhungern mußten, eine Erleichterung ihrer Lage zu verschaffen.

Der Vorschrift gemäß mußten alle Tschinowniks Uniform tragen, aber Wassily, wie alle Andern, die sich den Luxus eines zweiten Rockes gestatten durften, erschienen für gewöhnlich im Civilrock und legten nur, wenn der Minister kam, die befohlene Uniform an. Bei solchen Gelegenheiten wußte Wassily sich dann kläglich in der abgeschabtesten Uniform und überhaupt in den bescheidensten Verhältnissen darzustellen.

Mit der Zeit bekam Wassily die ganze Leitung der Geschäfte seines großen Büreaus in die Hände. Seine Vorgesetzten waren Dummköpfe, die ihm Alles nachsahen; rafften sie sich gar ein Mal zu einer Rüge oder zu einem Verbot auf, so wußte er sie zum Schweigen zu bringen und seinen Willen durchzusetzen durch die Drohung, er wolle seine Entlassung einreichen, denn er wußte sehr wohl, daß er ihnen unentbehrlich war.

Ribkoffs Gehalt war in Anbetracht seiner Stellung ein sehr bescheidenes, auch erhob er es niemals, sondern ließ den vollen Betrag desselben unter seine Collegen vertheilen; ihm floß das Geld in anderer Weise in die Taschen und seine Forderungen wurden immer unverschämter. Indeß Diejenigen, mit denen er verhandelte, zahlten; sie rechneten das, was sie dem Tschinownik zahlen mußten, der Regierung bei dem an, was sie lieferten, und so ging der Betrug immer weiter.

Wassily wurde verschwenderisch: „Wie gewonnen, so zerronnen,“ war sein Motto und sein tägliches Feldgeschrei gegen

die mit der Regierung Contrahirenden lautete: „Ich brauche mehr Geld!" Man wird sich über diesen Ruf nicht verwundern, wenn man erfährt, daß Wassily bei einem jährlichen Gehalt von zwölfhundert Rubel, die er überdies noch nicht einmal nahm, zwei schöne Wohnungen, eine in der Stadt und eine auf dem Lande besaß, daß er und seine Frau jeder eine elegante Equipage hatten, daß seine Zimmer auf das prächtigste eingerichtet waren, daß er eine auserlesene Gemäldesammlung besaß, daß seine Kinder in ihrer Kleidung denen des Ministers nichts nachgaben und von eigens für sie engagirten Lehrern und Gouvernanten erzogen wurden. Trotzdem war Wassily weit entfernt, mit seinem Reichthum zu prunken; in seinem ganzen Verfahren lag Methode. Er war im Stande, vor der Thür seines Amtslokals mit einem Droschkenkutscher um ein paar Kopeken zu feilschen; war der Handel endlich geschlossen, so ließ er sich bis an die nächste Straßenecke fahren, stieg aus, warf dem erstaunten Rosselenker einen Rubel zu, sprang in seine dort harrende Equipage und fuhr unter vergnüglichem Schmunzeln über die Leichtgläubigkeit des russischen Publikums zu einem kleinen feinen Diner nach irgend einer Villa.

Ebenso zeigte er sich selten in der Oper oder im Ballet, sondern wandte seine Gunst mehr den kleineren Theatern zu, wo er nicht so vielen seiner Vorgesetzten begegnete und wo die Gesellschaft, besonders auch hinter den Coulissen, mehr nach seinem Geschmacke war.

Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Menschen wieder gesehen, der so lügen konnte wie Ribkoff. Er gab seinem Direktor gegenüber Schwarz für Weiß aus, bewies es ihm mit einer unglaublichen Nonchalance, und der gute, redliche Mann glaubte ihm endlich trotz aller inneren Unwahrscheinlichkeit. Eine der von dem schlauen Fuchs häufig angewendeten Listen war sein Handel mit Bildern, die er wohlfeil einkaufte und dann immer wieder an imaginaire Personen zu fabelhaften Preisen zu verkaufen pflegte. Fragte man dann, auf welche Weise Ribkoff zu dem vielen Gelde käme, das er verbrauche, so wurde Alles auf den Bilderhandel zurückgeführt.

Endlich schlug aber für Wassily Wassiliwitsch doch auch die Stunde des Verhängnisses; sein Vorgesetzter wurde durch einen fähigeren Nachfolger ersetzt. Nun ward Ribkoffs Entlassung angenommen, er schied aus den Reihen der Tschinowniks, aber mit

gefüllten Taschen und begleitet von der Achtung und Bewunderung des ganzen Departements.

Sehr wichtige Aemter, namentlich auf dem Lande, waren ferner die des Coroners und des Starschina.

Die Aufgabe des Erstern bestand darin, die ersten Vernehmungen bei Diebstahl, Raub u. s. w. vorzunehmen und die Sache für den ersten Richter vorzubereiten. Selbstverständlich hing nun sehr viel von dem ersten Berichte des Coroners ab, es lag zum großen Theil in seiner Hand, ob das Verdikt auf Schuldig oder Unschuldig lauten würde und es läßt sich leicht denken, daß an Orten, wo Diebstähle häufig vorkamen und der Rechtsgang ein langsamer war, der Coroner eine sehr einträgliche Stellung hatte.

Eins der merkwürdigsten Exemplare dieser Gattung von Beamten, das mir vorgekommen, war Gospodin Wolkoff, ein wahrer Stutzer, der immer sehr elegant gekleidet ging, stets sehr enge Glacéhandschuhe trug und der Einzige im Dorfe war der einen Cylinderhut besaß und ihn bei besonders festlichen Gelegenheiten aufsetzte. Die böse Welt wollte ferner auch noch behaupten, daß Wolkoff sehr gut lebe, niemals faste und den besten Wein tränke.

Sei dem wie ihm wolle, so mußte unser Coroner immer ein sehr guter Finanzmann sein, denn er bestritt alle diese Ausgaben von einem sehr bescheidenen Gehalt, von dem ihm außerdem noch ein Drittel zur Tilgung alter Schulden inne behalten ward.

Gehalt und Einkommen waren freilich, wie wir schon zu wiederholten Malen gesehen haben, bei russischen Beamten keineswegs gleichbedeutend und die Stellung eines Coroners ganz dazu angethan, letzteres auf alle Weise zu vergrößern.

Wolkoffs Preise waren indeß nicht unverschämt und richteten sich nach den Verhältnissen. Konnte Jemand zehn Rubel bezahlen, so nahm er sie, vermochte Einer nur drei Rubel zu leisten, so war er damit auch zufrieden, ja er verschmähte auch ein Geschenk von einem Rubel nicht. Dabei wußte er eine ganz eigenthümliche Atmosphäre von Furcht, Würde und Vertraulichkeit um sich zu verbreiten, wenn er in seiner Uniform, schwarzem Rock mit grünem Kragen und gelben Knöpfen mit dem Doppeladler, an dem Gerichtstische saß und die Muschiks verhörte.

Die ganze Verhandlung wurde schriftlich geführt, d. h. dem

Zeugen wurden sämmtliche Fragen, die er beantworten sollte, auf einem Bogen geschrieben vorgelegt, und er hatte auf dem neben jeder Frage gelassenen freien Raum die Antwort niederzuschreiben.

Da nun drei Viertel der zu vernehmenden Zeugen weder lesen noch schreiben konnten, so hatte der Coroner keine große Schwierigkeit, diejenigen Antworten zu erhalten, welche er wünschte. Er schrieb dieselben für die Zeugen nieder, diese setzten ihre drei Kreuze darunter und bekannten sich damit zu einer Aussage, von der sie vermöge ihrer Unwissenheit keine Ahnung hatten.

Einige dieser Protokolle waren ganz wundervolle Exempel des Scharfsinnes und der Erfindungsgabe unseres Gospodin Wolkoff. Bekam derselbe ein Individuum in die Hände, das zu seinem Unglück nicht zahlen konnte, so wurde ihm bewiesen, er habe beschworen, Schwarz sei Weiß und Weiß sei Schwarz; konnte dagegen Jemand zahlen, so ging er unschuldig wie ein Lamm aus jedem Prozesse hervor.

Ein Bauer hatte Eisen gestohlen und wurde auf frischer That ergriffen. Der Bericht bezeugte aber, das Eisen sei nicht gestohlen, sondern sei vom Rost zerstört worden. — Die Grubenarbeiter stahlen beständig Stäbe, die sie mit nach Hause nahmen und verbrannten. Im Berichte hieß es, die Stäbe wären nicht gestohlen, sondern der Regen habe sie hinweggespült. — Ein kleiner Grundbesitzer hatte seine Uhr verloren; man fand dieselbe bei einem Muschik, der keine genügende Erklärung geben konnte, auf welche Weise er in ihren Besitz gelangt sei. Die Untersuchung ergab, der Eigenthümer der Uhr habe sie selbst dem Muschik durch den Rauchfang ins Haus geworfen. — Es waren Banknoten gestohlen; man fand sie in dem Hause eines Mannes und die Nummern ergaben, daß es die gestohlenen waren; der geistreiche Coroner bewies jedoch, daß sämmtliche Banknoten gefälscht wären, womit jede weitere Verfolgung der Sache abgeschnitten war.

Endlich schlug aber doch die Stunde, welche der scharfsinnigen Amtsführung und dem lustigen Leben Gospodin Wolkoffs ein Ziel setzen sollte. Er ward beim Ausgeben einiger falschen Banknoten ertappt, die er, wie man ihm unwiderleglich bewies, von dem Verfertiger sehr billig gekauft hatte. Das war denn doch so stark, daß nichts übrig blieb, als das Dorf der ferneren Dienste dieses ausgezeichneten Beamten zu berauben.

Man würde sich jedoch irren, wollte man annehmen, daß die Leute dies als eine Erleichterung empfunden hätten. Sein Nachfolger war ein ehrlicher, aber beschränkter Mann, und es hieß allgemein, ein Spitzbube sei einem Dummkopf vorzuziehen. Die Unzufriedenheit währte denn auch so lange, bis das neue Gesetz einen Friedensrichter, Ordnung und Ehrlichkeit brachte.

Eine weit weniger angenehme und einträgliche Stellung als die des Coroners war und ist noch die Stelle eines Starschina, die ungefähr der eines Dorfschulzen bei uns entspricht. Der Starschina wird von der Gemeinde auf drei Jahre erwählt, erhält für diesen Zeitraum das ungeheure Gehalt von achthundert Rubel pro Jahr, wovon er noch drei Schreiber besolden und die Lokalitäten für sein Bureau zu zahlen hat, und ist genöthigt, sein Geschäft zu vernachlässigen, denn die Pflichten seines Amtes nehmen fast seine ganze Zeit in Anspruch. Man kann sich daher denken, daß die Wahl zum Starschina Seitens des Gewählten, der sich ihr doch nicht entziehen kann, nicht immer mit Freuden begrüßt und oft als ein ihm von seinen Mitbürgern gespielter Possen betrachtet wird.

Der Starschina hat die ihm vom Ispravnik oder Orts-Polizeichef zugehenden Befehle auszuführen, ebenso muß er die von dem Friedensrichter gefällten Urtheile vollstrecken. Zu diesem Zwecke stehen ihm, wie auch an einer andern Stelle erwähnt, die Stockies oder Dorfpolizisten zu Gebote.

Ferner ist der Starschina der Präsident der Communalrepublik und hat deren Beschlüsse in Ausführung zu bringen. Zum bessern Verständniß sei hinzugefügt, daß dieser durch allgemeines Stimmrecht erwählte Gerichtshof Criminal- und Civiljurisdiction besitzt, während der Starschina kraft seines Amtes auch die Funktionen eines Notars ausüben darf. Damit sind indeß seine Aufgaben nicht zu Ende, er muß auch die Steuern eintreiben und über die säumigen Zahler Pfändung verhängen.

Selbstverständlich ist diese Amtsthätigkeit nicht geeignet, dem Starschina Freunde zu erwerben, von allen Seiten regnet es Schläge auf den armen Mann. Der Ispravnik läßt ihn hart an, daß er die Kronsteuern nicht ordentlich eintreibt; der Friedensrichter beklagt sich über ihn beim Gouverneur; der Gemeinderath schilt, er führe seine Beschlüsse nicht aus; die Bauern schreien, er lasse sie doppelte Steuern zahlen; der Barin behauptet, er könne ihn nicht dazu bringen, ihm den Obrok ordentlich

einzuziehen, und der Coroner erklärt, die Commune habe sich niemals in einer so schlechten Verfassung befunden, wie bei diesem Starschina. Das Ende vom Liede ist, daß der arme Teufel sich das allgemeine Uebelwollen zuzieht und obenein noch das Bischen Vermögen, welches er etwa zusammengespart hat, während seiner Amtsführung zusetzt.

Ereignet sich im Dorfe ein plötzlicher Todesfall, bei dem der Verdacht eines Verbrechens nicht ausgeschlossen ist, so hält, nachdem die Polizei ihre Erhebungen angestellt, auch der Gemeinderath eine Todtenschau, wobei ihm das Recht zusteht, Zeugen zu vernehmen und „Personen und Papiere zu fordern". Diese Zeugenverhöre sind nun zuweilen höchst seltsamer Natur. So war z. B. ein Mann, als er über einen gefrorenen See ging, eingebrochen und ertrunken. Erst am andern Tage hatte ihn der Teichwärter herausgezogen. Bei der Verhandlung wurde dieser Wärter natürlich als Hauptzeuge vernommen, und der Starschina fragte ihn, ob er denn keinen Hilferuf gehört habe.

„O ja," war die Antwort, „ich hörte das Geschrei, ging nach der Schleuse und fragte, wer denn solchen Lärm mache. Der Mann rief, er ertrinke, ich sagte ihm aber, ich könne ihn nicht sehen. Er ließ sich aber nicht bedeuten und schrie immer fort; da sagte ich endlich: Ihr hört doch daß ich Euch nicht helfen kann, was nützt Euch denn Euer Geschrei, schweigt doch still, dann ging ich wieder in meine Hütte, denn ich war halb todt gefroren."

Was ist mit solchen Menschen anzufangen? Aber nicht nur beim Einzelnen, sondern auch bei der Gesammtheit, nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten stoßen die Behörden, sowie Einzelne bei neuen, dem Gemeinwohl förderlichen Einrichtungen oft auf einen hartnäckigen, bornirten Widerstand. Davon möge noch folgender Vorfall ein redendes Zeugniß geben.

Ich lebte eine Zeitlang im Gouvernement Wladimir in der Nähe einer kleinen Stadt von etwa fünfzehntausend Einwohnern, die aber berühmt wegen ihres Handels war. Die Einrichtung eines Telegraphenstranges, welcher die Stadt mit der nächstgelegenen Eisenbahnstation in Verbindung brachte, war deshalb eigentlich eine Lebensfrage für sie, trotzdem konnten die Einwohner aus Geiz sich nicht entschließen, die dazu nöthigen Mittel aufzubringen, und eine zu diesem Zwecke von mir angeregte Subscription hatte kein Resultat.

Als ich dem intelligenten und aufgeklärten Bürgermeister, der in den Städten nicht weniger geplagt ist, wie sein College der Starschina, und der mich in meinen Bemühungen redlich unterstützt hatte, mein Befremden über das Verhalten seiner Mitbürger zu erkennen gab, entgegnete er seufzend, er habe es nicht besser erwartet, denn er habe ihren Geiz und ihre Beschränktheit kürzlich in noch weit eclatanterer Weise kennen gelernt. Die Stadt litt Mangel an gutem Trinkwasser, der Bürgermeister hatte mehrmals aufgefordert, zur Abhilfe dieses Uebelstandes eine gute Röhrenleitung anzulegen, und als seine Mahnungen wirkungslos verhallt waren, den Bau auf eigene Kosten unternommen und die Wasserleitung der Stadt zum Geschenk gemacht. Der Dank für diese Großmuth war ihm darauf in folgender Frage ausgedrückt worden: „Es ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie uns Wasserleitung geben, wer wird sie aber in Ordnnng halten? Werden Sie dazu eine hinreichende Summe aussetzen?"

Diese Anekdote überzeugte mich, was von den Einwohnern der Stadt für die Anlage einer Telegraphenlinie zu erwarten war. Da uns nun aber eine solche Verbindung unentbehrlich war, so bissen wir in den sauern Apfel, legten die Drähte auf eigene Kosten und schenkten sie der Regierung, die sich bereit erklärt hatte, den Betrieb zu übernehmen.

Nun der Stadt der Telegraph nichts kostete, hieß sie ihn mit Freuden willkommen, feierte die Eröffnung der Linie als ein großes Ereigniß und schwang sich sogar dazu auf, die Gründer zu einem Festessen einzuladen.

Dieses Festessen begann mit „Sakuska", was ich mit „Voressen" übersetzen möchte. Dasselbe wird stehend an kleinen Tischen eingenommen und war bei dieser Gelegenheit aus Caviar, verschiedenen Sorten Käse, Heringen, geräuchertem Lachs, Radieschen, Sardinen, Anchovis und noch andern Arten geräuchertem Fisch nebst Brod und Butter zusammengesetzt. Daneben befanden sich in Flaschen mit bunten Etiketten versehen die dazu gehörenden Getränke, als Cognac, Sherry, Goldwasser, kurz alle Arten Wein, Branntwein und Liqueur. Auf einem Präsentirbrett wurden kleine Gläser gereicht und ich war nach den Gesetzen der russischen Gastfreundschaft verpflichtet, eins dieser Gläser zu nehmen und bei der ersten Flasche anfangend der Reihe nach ein Schnäpschen zu trinken. Erst nach Beendigung dieser Ceremonie begann die eigentliche Mahlzeit.

Man hatte mir den Ehrenplatz angewiesen. Wie ich bereits an einer andern Stelle erwähnt habe, ist es nicht Sitte, daß der Wirth mit an der Tafel Platz nimmt. Da nun bei dieser Gelegenheit der Bürgermeister den Wirth machte, so lief der arme Mann beständig von einem Gaste zum andern und nahm nur im Fluge an einem Seitentische einen Bissen zu sich.

Zu meiner rechten Hand saß der Adelsmarschall als Repräsentant des Volkes, zu meiner Linken der erste Richter als Repräsentant der Krone. Die übrigen Tschinowniks waren ihrem Range gemäß placirt, die Kaufleute entsprechend ihrer Zugehörigkeit zur ersten oder zweiten Gilde.

Sehr viele der Anwesenden trugen massive silberne Medaillen an Bändern um den Hals, welche von der Regierung hauptsächlich an Kaufleute und Industrielle verliehen werden und von denen es verschiedene Grade und Klassen giebt.

Diese ganze Gesellschaft befand sich in einem großen Zimmer, die Kaufleute der dritten Gilde, Handwerker und dergleichen speisten in einem andern Zimmer, das von dem ersten nur durch Pfeiler getrennt war, und der Leser wird sogleich erfahren, daß diese Einrichtung in einer sehr weisen Absicht getroffen war.

Das Diner, welches selbstverständlich à la russe servirt wurde und bei dem es nicht an leckerem Fleisch, Wild und Bärenschinken fehlte, war gut und es wurde ihm reichlich zugesprochen. Noch viel mehr ward aber getrunken. Wer aufgefordert wurde, mit einem Andern ein Glas Wein zu trinken, mußte mit einem vollen Glase Bescheid thun und dies bis auf die Nagelprobe austrinken. Es gehörte ein Kopf von Eisen dazu, dabei nüchtern zu bleiben, um so mehr, als alle Weinsorten ohne Auswahl durcheinander getrunken werden.

Der Bürgermeister erschien nur dann am oberen Ende der Tafel, wenn es sich darum handelte, einige Toaste vorzuschlagen, die dem Kaiser, den Ministern, dem Gouverneur, den vornehmsten Gästen galten, und ohne irgend eine Ansprache ausgebracht in Champagner, dem Lieblingswein der Russen, getrunken wurden.

Man nahm die Toaste mit lautem Beifall in dem einen Zimmer auf und sie fanden in dem andern ein donnerähnliches Echo. Einige der dort versammelten Gäste waren bald total betrunken, und da sie Toaste zu trinken pflegen, indem sie auf den Stuhl steigen und einen Fuß auf den Tisch setzen, so

gab es einen ganz entsetzlichen Lärm, wenn Einer wankte und in die Gläser und Schüsseln fiel.

Nach dem Essen wurden Kaffee, Thee und Cigaretten herumgereicht, dann warf man die dritte lärmende Abtheilung ohne viele Umstände hinaus, sofern sich deren Angehörige nicht gutwillig entfernten, und nun wurden die Karten herbeigeholt. Es muß ein Irrthum sein, daß die Karten in Frankreich zur Unterhaltung des wahnsinnigen Königs Karl VII, erfunden sind, ich halte sie vielmehr für slawischen Ursprungs, da die Russen ohne Unterschied des Standes Alle ihre Karten ebenso lieben wie ihre Heiligen. Ein sehr beliebtes Spiel heißt „Preference", ein anderes „Karolasch", das viel Aehnlichkeit mit unserm Whist hat. Hazardspiele sind Landsknecht, Brag u. s. w.

Der Marschall und der Richter erboten sich freundlich, meinem englischen Freund und mich Karolasch zu lehren, und bezahlten diese Ehre mit einigen Rubeln, die sie verloren; hierauf bestiegen wir unsere Schlitten in der Absicht, nach Hause zu fahren, hatten aber dabei die Rechnung ohne unsern Kutscher gemacht. Dieser hatte ebenfalls die Gastfreundschaft der Stadt genossen, verlor in Folge dessen den Weg und als ich beim Morgengrauen erwachte, fand ich, daß er uns während der ganzen Nacht im Kreise gefahren hatte, so daß wir statt unserer Kirchthürme immer noch die der Stadt sahen.

Der wackere Bürgermeister starb bald darauf, ich habe ihn nicht wiedergesehen. Es gab in Rußland Wenige, die ihn an gesunder Vernunft und richtiger Urtheilskraft übertrafen, und Keinen, der so viel Gutes für seine Vaterstadt gethan wie er. Sein Name wird dort stets in Ehren bleiben.

Sechstes Capitel.

Die Kirche, die Geistlichkeit, Glauben und Aberglauben.

Gotteshäuser. — Priester. — Vater Peter und Vater Nathaniel. — Heilige. — Ein gesegneter Fisch. — Der Teufel in der Grube. — Gute und böse Tage. — Vorherbestimmung.

Die Russen und besonders die Russen der niedern Klassen haben den größten Respekt vor der Religion, der sich jedoch nicht auf deren Diener, die Priester, erstreckt. Das kleinste Dorf hat seine Kirche, manche Dörfer besitzen deren zwei oder drei. Man ist zuweilen ganz erstaunt, einen elenden Weiler überragt von einer Kirche zu finden, in welcher der ganze Ort Platz hätte.

Die Kirchen werden stets von den Gutsherren erbaut und sind im Innern Rußlands viel schöner und zahlreicher als im Norden. Die Glocken sind in beständiger Bewegung, bald um den Gottesdienst, der sehr häufig abgehalten wird, einzuläuten, theils zu Ehren der zahllosen Feste und Vigilien, welche die Kirche eingesetzt hat. Glücklicherweise haben sie stets einen sehr schönen Klang, sonst müßte das unaufhörlich Läuten ganz unerträglich werden.

Im Innern sind die Kirchen reich geschmückt. Ueberall Gold und Silber, in welchem sich der Glanz von Hunderten von Wachskerzen spiegelt, die während des Gottesdienstes in kostbaren Kandelabern brennen. An den Wänden hängen kolossale Heiligenbilder in reich vergoldeten Rahmen, dagegen sieht man keine Statuen, da die griechische Kirche diese Art der bildlichen Darstellung in ihren Gotteshäusern nicht duldet.

Musikinstrumente sind durch den orthodoxen Ritus ebenfalls untersagt und werden durch einen Chor von Menschenstimmen ersetzt, der gewöhnlich sehr gut ist. Dieser Ton erhebt sich und füllt das Gewölbe viel mächtiger und feierlicher als der der Orgel. Die Gläubigen singen nicht mit, sondern der Gesang wird durch eigens gebildete Sänger ausgeführt.

Der Schmuck der Priester und aller Geräthschaften macht den Eindruck einer vollständig barbarischen Pracht, welche mit den Neigungen des halb civilisirten Volkes, dessen Sinne hier

gefangen genommen werden sollen, sehr wohl im Einklang stehen mag.

Der Russe bedarf bei allen Vorkommnissen des Lebens des Segens der Kirche. Er fängt nichts an, ohne sein Unternehmen segnen zu lassen, einen Hausbau, wie einen Umzug, die Construction einer Maschine, die Errichtung eines Comptoirs, kurz was man nur im bürgerlichen und häuslichen Leben beginnen will. In keinem Hause sieht man ein einziges Gemach, in welchem nicht ein Heiligenbild aufgestellt wäre, gleichviel ob dies ein Wohn- oder Schlafzimmer oder vielleicht ein sogenanntes Traktir ist, eine offene Schankboutike für Jedermann. Hoffen wir im Interesse der armen Heiligen, daß sie taub und blind sind, sonst müßten wir sie aufrichtig beklagen, daß sie verurtheilt sind, den Bacchanalien der Wodkatrinker zuzuschauen.

Ein Orthodoxer begiebt sich niemals auf die Reise, ohne das Bild seines Schutzheiligen in die Tasche zu stecken, eher ließe er die Kopfbedeckung zu Hause. Schon im zartesten Alter wird dem Kinde ein Kreuz oder ein Heiligenbild um den Hals gehängt, das es bis zu seiner Todesstunde tragen muß und unter keinem Vorwande ablegen darf.

Ich stand einmal an einem schönen Sommerabend am offenen Fenster, lauschte dem Gesange der Fischer, die in ihren Booten über den See fuhren, und fühlte beinahe eine Anwandlung von Neid in der Betrachtung des ruhigen und zufriedenen Lebens des Muschik. Es war Sonntag, den Weg entlang gingen viele Leute, die aus der Kirche kamen. Plötzlich verließ ein Mann, offenbar schwer, aber doch nicht sinnlos betrunken, die Straße und ging gerade in den See hinein. Die Leute am Ufer blieben stehen und sahen ihm zu, aber Niemand machte Miene ihn aufzuhalten. Man ließ ihn tiefer und immer tiefer hineingehen, bis er endlich an eine besonders tiefe Stelle gerieth und versank.

Ich traute meinen Augen nicht und glaubte immer noch, man werde dem armen Trunkenen zu Hilfe eilen, da sich aber Niemand rührte, so stürzte ich hinaus, eilte nach dem See, bot Leute auf, und wir zogen den Körper, natürlich als Leichnam, aus dem Wasser.

Die Polizei wurde benachrichtigt, kam herbei, hielt Todtenschau und überlieferte den Leichnam dessen Verwandten. Nun aber entstand die große Frage, weshalb der Mann ertrunken

sei? Und was ergab sich! Als man den Leichnam entkleidete und ihn sorgfältig untersuchte, fand sich, daß er weder Kreuz noch Heiligenbild um den Hals trug. Damit waren aber die Bauern vollkommen im Klaren. Es mußte ihm ja ein solch außergewöhnliches Unglück zustoßen, da er seinen Talisman abgelegt hatte. Die viel natürlichere Erklärung, daß er in der Trunkenheit den rechten Weg verfehlt hatte und im See umgekommen war, weil man ihm nicht rechtzeitig Hilfe geleistet, konnte dagegen keinen Eingang finden.

Ich habe schon gesagt, daß die Russen bei aller Ehrfurcht vor der Religion sehr wenig Achtung vor den Geistlichen haben, und dies ist ein Glück für das Land und dessen Bewohner, denn hätte das abergläubische Volk für seine Priester dieselbe blinde Verehrung, die es für die äußeren Ceremonien des Cultus besitzt, so würden die Geschicke des Landes in den Händen einer vollkommen unfähigen und unwissenden Körperschaft ruhen.

Die Priester zerfallen in zwei Abtheilungen, welche hinsichtlich des Charakters und der gesellschaftlichen Stellung ihrer Angehörigen vollständig verschieden von einander sind. Die höhere Klasse, welche die Aristokratie der Geistlichkeit bildet, aus welcher alle hohen Würdenträger der Kirche gewählt werden und die „der schwarze Clerus“ genannt wird, ist eine gelehrte Körperschaft. Viel zahlreicher ist aber die zweite Klasse, deren Mitglieder nur bis zum Range eines Kirchspiel-Pfarrers steigen können. Aus ihr rekrutiren sich vorzugsweise die Landgeistlichen, da der schwarze Clerus die Städte und Klöster nicht verläßt. Bei den Popen geht das Amt sehr oft vom Vater auf den Sohn über. Sie können, so lange sie unverheirathet sind, kein selbstständiges Amt bekleiden, dürfen aber, wenn sie Wittwer werden, keine zweite Ehe schließen. Die Mönchsorden sind zum Cölibat verpflichtet.

Die Landgeistlichen haben einen sehr schlechten Ruf, sie sind große Freunde von geistigen Getränken und man sieht sie an den hohen Festen wennmöglich noch betrunkener als ihre Pfarrkinder. Dies ist indeß gar kein Wunder, denn es ist Sitte, daß sie an den großen Festen von Haus zu Haus gehen, um die Heiligenbilder von Neuem zu weihen und die Familie zu segnen, wofür sie ein Stück Geld und ein Glas Branntwein empfangen.

Hätten die Geistlichen aus Achtung vor sich selbst von diesem einem Priester so unwürdigen Gebrauch abstehen wollen, so

wären sie Gefahr gelaufen, Hungers zu sterben, denn diese Collekte bildet fast ihr einziges Existenzmittel. Sie haben kein festes Gehalt, keine regelmäßigen Einkünfte und hängen gänzlich von der Großmuth ihrer oft selbst sehr armen Pfarrkinder ab. Selbst der Ertrag des in jeder Kirche befindlichen Opferstockes, in welchen die Gläubigen dann und wann eine Geldmünze werfen, kommt nicht gänzlich den Priestern zu Gute, sondern wird zum Theil zur Erhaltung der Kirche verwendet. Sogar die eifrigsten Mitglieder der Heerde, die gegen die Kirche sich freigebig zeigen, geben ihrem armen Popen nur widerwillig einige elende Kopeken.

Aus diesem Grunde kann und wird ein Priester niemals die Sporteln verschmähen, welche die hohen Feste für ihn abwerfen. Von dem Prinzip der griechischen Kirche ausgehend, daß keine kirchliche Handlung unentgeltlich verrichtet werden soll, hält er seinen Umgang im Dorfe, weiht die Bilder und steckt die Rubel ein, die er für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse braucht.

Der Bauer ergreift mit Freuden die Gelegenheit, seinen Hausgöttern ein neues Patent der Heiligkeit zu verschaffen — vielleicht fühlt er, daß sie durch die Auftritte, die sich fortwährend in ihrer Gegenwart abspielen, verunehrt sein müssen. Er empfängt den Priester mit der seiner Nation eigenen herzlichen Gastfreundschaft und giebt ihm reichlich zu essen und zu trinken. An manchen Festen, z. B. am Osterfeste, muß ein Geistlicher entweder viel Selbstbeherrschung oder einen sehr festen Kopf haben, um dem ihm in jedem Hause, das er besucht, vorgesetzten Imbiß mit obligatem Liqueur nicht zu unterliegen. Der Priester ist auch bei allen Familienfesten seiner Beichtkinder gern gesehen; die Taxe für die Gebühren der Geistlichen bei Taufen, Hochzeiten und dergleichen ist sehr gering, aber dennoch glaubt auch der Frömmste in seinem vollen Rechte zu sein, wenn er davon noch abhandelt. Der Bauer will einen verstorbenen Freund gern aus dem Fegefeuer erlösen und läßt sich das auch ein Stück Geld kosten, aber er fragt sich dabei doch, ob der Priester sich für die dazu erforderliche Anzahl Messen nicht einen zu hohen Preis zahlen lasse. Die Russen sind sehr freigebig gegen die Todten und entäußern sich ihrer letzten Kopeke für die Todtenmesse. Sehr oft sind Bauern zu mir gekommen und haben sich einige Rubel von mir geliehen, um die für diesen Dienst von dem Geistlichen geforderte Summe voll zu machen.

Die Popen werden bei der Feierlichkeit des Gottesdienstes von einem oder zwei Diakonen und ebensoviel Sakristanen unterstützt; Amt der Letztern ist das Intoniren der Gesänge, es werden deshalb immer Leute dazu ausgewählt, welche schöne Stimmen besitzen. Sonst sind diese Sakristane gewöhnlich ganz ohne Erziehung; manche können nicht einmal lesen, sie recitiren die Gebete auswendig und sie halten zuweilen das Buch, aus dem sie zu lesen scheinen, verkehrt oder haben es an einer ganz andern Stelle aufgeschlagen. Die Sprache des Gottesdienstes ist nicht das neue Russisch, sondern das alte Slawisch. Die Gemeinde versteht natürlich kein Wort, hat aber doch einen Begriff von der Bedeutung der verschiedenen Ceremonien. In einer griechischen Kirche befinden sich keine Sitze, die Gebete werden stehend mit vorgebeugtem Kopfe verrichtet; der Betende macht fortdauernd das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust.

Die Litaneien bringen einen feierlichen Eindruck hervor trotz der dabei vorkommenden ermüdenden Wiederholungen, so sagt der Priester zuweilen eine ganze Viertelstunde hintereinander immerfort „Gospodi pomelni“ (Herr erbarme dich unser) oder eine ähnliche Phrase.

Bei allen Fehlern, die sie besitzen, vernachlässigen die Popen, sie mögen betrunken oder nüchtern sein, doch niemals ihre Amtspflichten. Jede Kirche hat immer wenigstens zwei Geistliche, so daß im Falle der Unfähigkeit des Einen der Andere ihn vertreten kann. Ich habe nie ein Beispiel der Unregelmäßigkeit im Gottesdienst gesehen.

Vater Peter, der eine Geistliche unseres Dorfes, war ebenso lebenslustig und jovial wie unwissend: er spielte leidenschaftlich gern Karten, und da er nicht oft Gelegenheit fand, ein Spielchen zu machen, so ging es im Hause des Popen stets hoch her, wenn der Stannavoi oder der Local-Tschinownik ins Dorf kam.

Eines Sonnabend Morgens begann eine solche Gesellschaft ihre Partie „Preference“ und spielte munter darauf los, bis die Glocken die Dorfbewohner zur Vesper zu rufen begannen; Vater Peter war aber taub und that, als ob ihm die Mahnung der ehernen Zunge nichts anginge.

„Vater Peter, Vater Peter, komm zur Kirche, die Gemeinde ist versammelt und wartet, daß der Gottesdienst beginne,“ rief der Sakristan, ins Zimmer stürzend.

„Schon gut, Iwan, ich komme,“ antwortete der Pope, legte

die Karten hin und bat seine Freunde, seine Rückkehr aus der Kirche zu erwarten. Nun ging er in das Gotteshaus, hielt den Gottesdienst ab und kam, sobald derselbe vorüber, zurück, um, nachdem er sich durch ein Glas Wodka nach seiner Anstrengung gestärkt, sich wiederum an den Spieltisch zu setzen. Man spielte nun die ganze Nacht hindurch. Am Sonntag Morgen mußte der Sakristan seinen Vorgesetzten wieder zur Kirche rufen, und zwei Stunden darauf begann das Spiel abermals, um bis zum Montag Morgen zu währen. Der Pope mußte sein Vergnügen haben, aber die Amtspflichten durften darüber doch nicht vernachlässigt werden.

Vater Peter hatte im Uebrigen sehr eigenthümliche Begriffe über Mein und Dein. Ich gab ihm einmal eine Anweisung auf Holz aus unserm Forst, mußte aber bemerken, daß er dieselbe mehrmals benutzte und sah mich genöthigt, sie ihm wieder abzufordern. Da er aber Holz haben mußte, so stahl er nicht nur seinen Bedarf, sondern so viel, daß er von seinem Ueberfluß verkaufen konnte.

Ein ganz anderer Mann war der Oberpope auf unserer Besitzung, Vater Nathaniel. Er hatte eine gelehrte Bildung, verstand Latein und Griechisch und hatte sich um die Jugend unseres Dorfes ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er in seinen jüngeren Jahren sämmtlichen Kindern regelmäßigen Unterricht ertheilte. Aber selbst dieser in vielen Beziehungen sich vor den meisten seiner Amtsbrüder so vortheilhaft auszeichnende Mann war nicht frei vom Laster der Trunksucht und mußte in Folge des unmäßigen Branntweingenusses eines kläglichen Todes sterben. Der Wodka trat ihm in die Glieder und der Körper wurde von den Füßen beginnend nach und nach so durchdrungen davon, daß er im Feuer zu stehen schien. Die einzige Art, auf welche der Unglückliche sich Erleichterung verschaffen konnte, war, daß er sich in kaltes Wasser setzte. Endlich stieg der Spiritus bis zum Herzen und Vater Nathaniel starb unter furchtbaren Qualen.

Weit weniger nachsichtig wie hinsichtlich des Trinkens scheint man bei den Geistlichen in Betreff des Rauchens zu sein, ich habe wenigstens niemals gesehen, daß es einer öffentlich gethan hätte; in kleinen Privatgesellschaften gaben die Väter jedoch die Zurückhaltung auf und ließen sich eine Havannah schmecken. Es war ein komischer Anblick, wenn man so an einem Tisch saß, an

dem die Champagnerpfropfen knallten, und diese Männer mit ihren langen, ungeschnittenen Haaren und unrasirten Bärten — die orthodoxe Kirche verbietet ihren Popen, ein Scheermesser an ihr Haupt zu bringen — und in ihren langen weiten Röcken mit den Kreuzen auf der Brust, rauchend dasitzen zu sehen.

Von der kindlichen Ehrerbietung und Hingebung, mit der, wie ein Schriftsteller über „Frei Rußland" sagt, der Priester von seinen Beichtkindern behandelt werden soll, habe ich nichts bemerkt, wohl aber viele Beispiele des Gegentheils. Ich wurde einmal durch Feuerlärm nach einem etwa zehn Werste von unseren Werken gelegenen Dorfe gerufen und fand bei meiner Ankunft das gewöhnliche Schauspiel. Das halbe Dorf stand schon in Flammen nnd die Bewohner der noch verschonten Häuser retteten langsam und gemächlich in der schon von mir beschriebenen Ordnung ihr Hab und Gut, d. h. erst kamen die Heiligenbilder, dann der kleine Koffer, der alle Schätze des Muschik enthält, dann sämmtliche Fenster, die er aushebt, vielleicht noch einige Töpfe und Pfannen, und hat er dies zusammengetragen, so setzt er sich daneben und sieht dem Brande gleichmüthig zu.

Bei dem in Rede stehenden Feuer herrschte, wie gesagt, dieselbe Unthätigkeit und Verwirrung wie gewöhnlich, da aber meine Leute mit der Spritze angelangt waren, so wurden die Frauen wohl oder übel angehalten, Wasser zu tragen, und der Pope übernahm es, diese Thätigkeit zu beaufsichtigen. Unglücklicherweise war es Sonntag Nacht und er in seiner Feiertags-Verfassung, d. h. schwer betrunken. Er taumelte, fiel zu Boden und erhielt in demselben Augenblick mit dem Schwengel des Ziehbrunnens einen Schlag auf den Kopf. Ich sprang hinzu, um ihn aufzuheben, da rief mir eine am Brunnen beschäftigte Frau zu: „Kümmern Sie sich nicht um ihn, das Schwein ist das schon gewohnt." Zuweilen geben die Priester derartige Komplimente mit Zinsen zurück.

Ich hatte es mir zur Pflicht gemacht, reichlich zu den Bedürfnissen der Kirche und der Geistlichkeit beizusteuern, damit deren Einkünfte nicht durch den Umstand geschmälert werden sollten, daß die Besitzung in die Hände von Ausländern übergegangen war. Die Popen erkannten dies an, leiteten aber daraus eine Berechtigung für ihre Anforderungen an die Pfarrkinder her. So hörte ich Einen in der Kirche sagen:

„Schämt Ihr Euch nicht, Ihr, die Ihr Euch Russen und gute Christen nennt? Ihr gebt der Kirche nichts, Ihr seid eine elende Bande, Ihr laßt Fremde hierherkommen und die Kirche unterstützen, während Ihr, die Ihr geben müßtet, nichts thut! O, Ihr seid Schweine!" schloß er, als ob er in diesem einen Worte seinen ganzen Zorn, seine ganze Verachtung zusammenfassen gewollt.

Wie bereits erwähnt, vernachlässigen die Popen unter keiner Bedingung die Pflichten ihres Amtes, wie sie dieselben freilich erfüllen, damit nehmen sie es nicht immer sehr genau.

Auf unsern Besitzungen wurde eine neue Kirche geweiht und es war nothwendig, daß ich einem Theil der Ceremonien beiwohnte. Da ich nicht von Anfang an gegenwärtig sein mochte, so kam ich mit dem Oberpopen überein, daß er mich durch einen Kosacken benachrichtigen ließe, wenn meine Anwesenheit erforderlich sein würde.

Dies geschah, ich kam zur rechten Zeit und trat in den inneren Altarraum, wo alle Popen versammelt waren, und das Oberhaupt derselben las, das Gesicht dem dichtgedrängten Volke zugewendet, die Gebete. Sobald mich der alte Mann jedoch erblickte, unterbrach er seinen Vortrag, kam auf mich zu, reichte mir die Hand, erkundigte sich nach meinem Befinden, tauschte noch einige gleichgültige Redensarten mit mir aus und kehrte alsdann zu seinem Gebete zurück, da fortfahrend, wo er stehen geblieben war.

Nachdem er fertig war, nahm ein zweiter Pope seinen Platz ein und begann dasselbe Gebet von Neuem, wurde aber von einem andern Popen weggestoßen, der an der Reihe zu sein behauptete. Es entstand eine förmliche Balgerei, so daß die Diakonen, wahrscheinlich fürchtend, das Handgemenge könne sich ins Volk fortpflanzen, die Scene verdeckten, indem sie vortraten und so lange in tiefem Baß „Gospodi pomelni" sangen, bis die Popen die Sache ausgemacht hatten und der Gottesdienst weitergehen konnte.

Weit interessanter als die Einweihung einer neuen Kirche selbst ist die des Altars. Dieselbe ist von höchst bizarren Ceremonien begleitet und ich bedaure, nicht im Stande zu sein, deren Ursprung und Bedeutung zu erklären. Zuerst wird ein Tisch von polirtem Holze so weiß wie frisch gefallener Schnee herbeigebracht, an dessen vier Ecken man je einen Nagel einschlägt,

hierauf machen sich die Priester, angethan mit großen weißen Schürzen, daran, den Tisch zuerst mit Wasser und Seife und dann mit Rothwein zu waschen. Die vier eingeschlagenen Nägel werden mit Wachs überzogen, worauf der Tisch mit parfümirtem Oel, das sehr stark duftet, übergossen, endlich mit einem blendend weißen Leinentuche und darüber mit der reich gestickten Altardecke bekleidet wird. Die Gläubigen drängen sich mit brennenden Kerzen in der Hand um den Tisch, um etwas von dem Wachs zu erlangen, mit dem die Nägel überzogen sind, oder ihre Taschentücher in das wohlriechende Oel zu tauchen. Sie glauben sich dadurch einen unfehlbaren Talisman gegen Schmerz und Krankheit zu verschaffen.

Eine der Haupteinnahmen der Priester erwächst ihnen aus den Processionen, in welchen man die den Kirchen gehörenden Heiligenbilder umherträgt. In Moskau giebt es z. B. ein Bild der Jungfrau Maria, das zu seinem Privatgebrauch eine Carosse mit vier Pferden besitzt, in welcher es den eifrigen Mitgliedern der Gemeinde täglich Besuche abstattet. Der Wunsch, das heilige Bild bei sich zu sehen, ist so groß, daß man sich Monate vorher einschreibt, um dieses Glückes theilhaftig zu werden.

Wenn die Jungfrau, begleitet von zahlreichen Dienern, die entblößten Hauptes neben dem Wagen einhergehen, durch die Straßen fährt, so ziehen Alle, die ihr begegnen, ehrfurchtsvoll die Hüte. Auf dem Lande besuchen die Heiligenbilder jährlich einmal den zu ihrer Kirche gehörigen Sprengel. Dasjenige, welches unser Dorf beglückte, kam aus einem entfernten Kloster; nach seiner Ankunft wurde es sofort in die Kirche getragen, wo es einem Gottesdienste beiwohnte, alsdann wanderte es von Haus zu Haus, begleitet von dem Priester, der überall einige Münzen erhielt. Das Heiligenbild während der Nacht beherbergen zu dürfen, gilt für die größte Ehre und wird theuer bezahlt. Die während eines solchen Umganges veranstaltete Collekte bringt viel Geld ein, in unserm Dorfe z. B. beliefen sich die Gaben auf 6000 Rubel.

Beim Beginn der Procession bilden dieselbe nur eine Anzahl von Priestern, einige Frauen und vielleicht etliche Blödsinnige, aber sie wächst in jedem Dorfe und besteht endlich aus einem großen Schwarm elender, schäbig aussehender Menschen, die man sich nicht gern ins Haus kommen läßt. Als die Schaar einmal meine Wohnung heimsuchte, mußte ich nach

ihrer Entfernung Fenster und Thüren öffnen und Räucherwerk anzünden.

Die Zahl der Heiligen wuchs in Rußland so ungeheuer und hatte bereits eine so fabelhafte Höhe erreicht, daß Kaiser Alexander II. sich gezwungen sah, durch einen Ukas diesem Mißbrauch ein Ziel zu setzen.

Es ist gar nichts Seltenes, daß man Leute antrifft, die im guten Glauben behaupten, die Erscheinung von Heiligen gesehen zu haben. Ich glaube, die Erklärung dafür liegt in den häufig in Rußland vorkommenden Luftspiegelungen.

Als ich eines Tages durch eine weite Ebene, fast eine Steppe, fuhr, sah ich die Gestalt eines Mannes unbeweglich vor mir stehen. Worin derselbe sich von einem gewöhnlichen Sterblichen unterschied, vermochte ich nicht zu sagen, trotzdem machte er mir den Eindruck des Außergewöhnlichen, ja des Uebernatürlichen, und ich war so betroffen von der Erscheinung, daß ich wie gebannt darauf hinstarren mußte, bis sie sich langsam auflöste und endlich verschwand. Ohne allen Zweifel hatte ich es mit einer durch eine Luftspiegelung hervorgebrachten optischen Täuschung zu thun gehabt. Ich fragte meinen Kutscher, welcher Zeichen des größten Schreckens gab, und dieser behauptete, wir hätten einen Heiligen gesehen. Ich bin geneigt zu glauben, daß der Ursprung der meisten russischen Heiligen auf derartige Phänomene zurückzuführen ist und stütze mich zum Beweise für diese Behauptung unter Anderm auf folgende Anekdote:

Ich fuhr mit demselben Kutscher einmal vor einer kleinen Kapelle ungefähr zehn Werste von einer Stadt des Gouvernements Wladimir vorüber. Da mir dieses kleine Gotteshaus schon öfter aufgefallen war, so fragte ich den Kutscher, zu wessen Ehre es erbaut sei.

„Es ist die Kapelle des Elias," war die Antwort. „Leute, die aus der Stadt kamen, bemerkten eines Tages auf dem Wege einen Heiligen und suchten ihn zu fangen, aber er verschwand. Einige Tage darauf sahen ihn dieselben Personen wieder auf derselben Stelle und liefen ihm nach, aber er verschwand abermals. Kurze Zeit darauf erschien er zum dritten Male und entfloh den ihn Verfolgenden wiederum, indem er in einen Teich versank. Die Gläubigen veranstalteten nun eine Sammlung und bauten neben den Teich eine Kapelle; der Jahrestag der Er-

scheinung ist ein großer Festtag und das Wasser des kleinen Teiches besitzt bedeutende Heilkraft."

Auf mein Befragen, wann das Wunder geschehen sei, erfuhr ich, daß es sich ungefähr vor vierzig Jahren zugetragen habe.

Den Dienst bei der Kapelle versah ein Priester oder Diakon, der in einem kleinen Häuschen dicht neben derselben wohnte. Ich bemerkte oft dieser Hütte gegenüber am Rande des Weges eine Art Vogelfalle auf einem Holzpfeiler stehen, ohne daß ich mir die Bestimmung dieses Instrumentes zu erklären vermochte. Als ich ein Mal wieder vorüberfuhr, kam der alte Priester schnell aus seinem Häuschen gelaufen und ich sah, daß er eine kleine Gurke in die Falle legte. Mich umwendend, bemerkte ich, daß der Greis die Falle aufhob und seine Gurke mit enttäuschter Miene wieder herausnahm. Nun ging mir endlich ein Licht auf; die Falle war zur Aufnahme von milden Gaben für den Priester bestimmt und der arme Alte hatte mir, da ich niemals etwas hineinlegte, durch seine Gurke einen Wink geben wollen. Seitdem versäumte ich, wenn mich mein Weg vorbeiführte, nicht wieder, mein Scherflein hineinzulegen.

Mit dem Glauben an die wunderbare Erscheinung der Heiligen geht natürlich bei den Russen der Aberglaube in allen möglichen Formen Hand in Hand. Ich habe bereits bei verschiedenen Gelegenheiten einzelne Züge davon angeführt und möchte nun sämmtliche in dieser Beziehung von mir gemachte Beobachtungen in einem Bilde zusammenfassen, selbst auf die Gefahr hin, hier und da schon Berührtes nochmals zu wiederholen.

Ich kam eines Tages durch eine kleine im Gouvernement Tambow am Ufer des Oka gelegene Stadt und ging zu einem Kaufmann, dem ich das Recht der Fischerei in einem ziemlich bedeutenden Theile des Flusses überlassen hatte, um dort Sterlet zu kaufen, beiläufig gesagt, der berühmteste Fisch im ganzen Reiche und in der That eine große Delikatesse.

Der Pächter nahm mich mit nach seinen Fischkasten, um einen Fisch auszuwählen, es ließen sich mehrere sehen, er aber fuhr mit seinem Ketscher immer noch umher, um einen im Kasten befindlichen sehr großen Fisch aufzustören. Endlich gelang ihm das, ich erklärte mich bereit, diesen Sterlet zu kaufen und fragte nach dem Preise.

„Er kostete zehn Rubel," war die Antwort, „gestern war aber der Oberpope hier und dem gefiel der Fisch so gut, daß er ihn gesegnet hat, jetzt kann ich nun nicht weniger als fünfzehn Rubel dafür nehmen." Ich glaubte anfangs, der Mann scherze, mußte mich aber überzeugen, daß er im vollen Ernste rede und auch nicht eine Kopeke von dem geforderten Preise ablasse. Ob der Pope einen Antheil an den fünf Rubeln hatte, vermag ich nicht zu sagen.

Der Teufel und seine Macht, den Menschen Schaden zu thun, nimmt ebenfalls keinen geringen Antheil im Codex des Glaubens und Aberglaubens der russischen Bauern ein und ich habe davon mancherlei traurige und komische Beispiele erlebt.

Vor einigen Jahren hielt ich mich längere Zeit im Innern Rußlands auf und lebte unter Bauern, die vermöge ihrer Intelligenz schon etwas höher als der Durchschnitt der Landbevölkerung standen; die nachfolgende Erzählung erhält dadurch mithin ein noch charakteristischeres Gepräge.

An einem Herbstnachmittag saß ich in meinem Arbeitszimmer, als mir mein Diener einen Grubenarbeiter meldete, der mich dringend zu sprechen verlange. Es kam überhaupt nicht häufig vor, daß ein Bauer eine Unterredung mit seinem russischen Herrn wünschte und am wenigsten in der Stunde kurz nach dem Mittagsessen, es mußte, wenn dies geschah, etwas ganz Außerordentliches vorgefallen sein. Ich hatte mir nun allerdings durch die Leichtigkeit, mit denen ich meinen Leuten Gehör schenkte und den Antheil, den ich an ihren Leiden und Freuden nahm, das Vertrauen der Muschiks erworben, dennoch fiel auch mir die gewählte Zeit auf und einigermaßen gespannt befahl ich, den Mann hereinzuführen.

Der Bauer trat ein, sah sich erst überall um, dann unter den Tisch, drehte seine Mütze krampfhaft in den Händen und ich bemerkte, daß er kreidebleich war und am ganzen Leibe zitterte.

„Barin, ich habe den Teufel gesehen!" brachte er endlich mit bebenden Lippen hervor.

„Wo?" fragte ich.

„O, wir haben ihn festgemacht, er sitzt auf dem Grunde einer Erzgrube in unserm Dorfe und kann nicht heraus, das ganze Dorf umgiebt die Grube," fügte er in etwas zuversichtlicherem Tone hinzu.

„Gut, Iwan," antwortete ich, wir wollen hin und ihn fangen.

Ich ließ sofort drei schnelle Pferde vor meinen Trantaß spannen, stärkte, während dies geschah, den erschöpften Boten durch einige Gläser Branntwein und fuhr dann mit ihm in gestrecktem Galopp nach dem Dorfe. Es wäre vollständig verlorne Mühe gewesen, dem Manne begreiflich machen zu wollen, daß Der- oder Dasjenige, was sie in der Grube gefangen hatten, unmöglich der Schwarze in Person sein könne; das einzige Mittel, einen Russen zu überzeugen ist der Augenschein, und selbst dies zeigt sich nicht immer als ausreichend.

Bei meiner Ankunft. im Dorfe bemerkte ich sofort, daß sich etwas Außergewöhnliches ereignet haben müsse, denn man sah keinen einzigen von den Müßiggängern, die in jedem Dorfe auf den Straßen umherlungern, dagegen war auf dem benachbarten Hügel eine Bewegung sichtbar. Näher kommen sah ich eine Menge Volkes — Männer, Frauen und Kinder — die Grube umgeben. Alle sprachen auf ein Mal, was beiläufig gesagt, eine russische Nationaleigenthümlichkeit ist, und Alle waren fest überzeugt, daß sie den Teufel in der Grube gefangen hätten. Die Frage war nur, wie sie den wichtigen Gefangenen aus seinem Schlupfwinkel heraustreiben könnten und wer dieses Wagestück unternehmen solle.

Die einzige Art und Weise, wie man in diese noch sehr primitiven Anstalten für den Bergbau einfährt und aus ihnen wieder herauskommt, besteht darin, daß man sich rittlings auf ein an das Ende eines Taues befestigtes Holzstück setzt und sich vermöge einer Winde hinunter und herauf befördern läßt, eine Art des Einfahrens, die selbst, wenn der Teufel nicht in der Grube ist, keine besonderen Annehmlichkeiten bietet und unter dieser Voraussetzung doppelt mißlich erscheint.

Obgleich ich daher die letztere Eventualität nicht fürchtete, dankte ich doch für die mir zugedachte Ehre und sah mich vielmehr nach einem Stellvertreter um und fand denselben in einer jenen mit dem Ausdruck „Schlagetodt" zu bezeichnenden Persönlichkeiten, welche es in Rußland wie überall giebt, die stets zum Vorschein kommen, wo es sich um die Ausführung eines recht verwegenen Streiches handelt, und wieder verschwinden, nachdem sie den Lohn dafür in Empfang genommen.

Einige Gläser Wodka im Voraus und drei Silberrubel in

Aussicht, sowie das freundliche Zureden und Schulterklopfen seiner Gefährten, die selbst nicht gehen mochten, waren hinreichend, den Mann zu bestimmen, daß er die gefährliche Fahrt wage. Er ward auf das Querholz gesetzt und die Winde begann sich zu bewegen. Man war in solcher Eile, ihn in die Tiefe hinabzusenken, daß ich fürchtete, man werde ihn kopfüber hinabstürzen.

Er gelangte indeß ungefährdet hinunter und während er nun in der Grube die gefährliche Begegnung mit dem Gottseibeiuns bestand, machten sich in der fieberhaft ungeduldig harrenden Menge die verschiedenartigsten Ansichten geltend. Wohlverstanden, nicht etwa über die Existenz des Teufels überhaupt, oder ob sich derselbe in der Grube befinde, darüber herrschte kein Zweifel, sondern nur über das Verfahren, das man gegen ihn einschlagen müsse. Der Starschina überlegte, wo er den höllischen Gefangenen einsperren solle und ob es nicht gerathen sei, aus der nächsten Stadt militairische Hülfe zu requiriren; einige Andere meinten, ich hätte nicht recht gethan, daß ich nicht sofort die Feuerspritzen herbeordert habe, noch Andere erwogen die Frage, ob ihr Abgesandter nicht vielleicht schon vom Teufel zerrissen und verschlungen sei.

Diese letztere Befürchtung ward dadurch widerlegt, daß sich an dem Seile eine Bewegung kundgab. So hastig man das Tau hinuntergelassen, so langsam und vorsichtig zog man es wieder in die Höhe; die Leute an der Winde behaupteten, es müsse ein sehr schwerer Gegenstand daran hängen; eine ziemliche Menge der Dorfbewohner machten Miene davon zu laufen, und einige besonders Friedliche fragten, ob es denn absolut nöthig gewesen, den Teufel gefangen zu nehmen? Ob man nicht besser gethan hätte, ihn zu lassen, wo er war und ihn zu bewachen?

Endlich erschien der Kopf des modernen Tauchers und schon von Weitem rief er: „Ich habe ihn! Ich habe ihn!“

Die Bauern kamen nun doch zu der Ansicht, daß seine diabolische Majestät nicht so furchtbar sein müsse, wie sie sich vorgestellt, sie erwarteten also etwas gefaßter sein Erscheinen und erblickten — ein ungewöhnlich großes Exemplar einer Horn-Eule aus dem Ural, deren große Augen wie zwei Feuerräder glühten.

Die Enttäuschung war eine sehr große, um so mehr als sich das Gerücht inzwischen schon weiter verbreitet hatte und Schaulustige aus den benachbarten Dörfern herbeigeeilt waren.

Da nun einmal kein Teufel da war, wagten die Muschiks sogar nicht von mir zu verlangen, daß ich sie mit Wodka traktire, was in Rußland sonst der Beschluß jedes irgend außergewöhnlichen Vorfalls ist.

Am niedergeschlagensten war der arme Bursche, der das Wagestück bestanden hatte, denn wenn er auch die versprochenen drei Rubel erhielt, so gingen ihm doch die „Kudos" für seine Heldenthat verloren. Ich forderte ihn zu einem genaueren Berichte über sein Abenteuer auf und er erzählte mir:

„Als ich hinunter kam sah ich etwas Feuriges, da machte ich die Augen zu, griff danach, packte es fest in meine Arme und brachte es mit in die Höhe."

Ich nahm die Eule an mich, ließ sie ausstopfen und hatte sie Jahre lang als Erinnerung an die „Erscheinung des Teufels in der Grube" auf meinem Schreibtische stehen.

Ebenso merkwürdig wie der Aberglaube der Russen ist ihr Fatalismus und ihr Glaube an gute und böse Tage u. s. w.

Ich habe bereits erwähnt, daß sie „Aepfel- und Orangentage" haben und daß vor einem solchen kein Mensch eine dieser Früchte zu berühren wagt. Ebenso wird niemals eine Frau vor einem bestimmten Tage kalt baden, es mag noch so warm sein; ist es dagegegen an dem betreffenden Tage auch eiskalt, so badet sie doch, fest überzeugt, das Wasser sei warm genug und schade ihr nicht.

Wer eine Reise antreten will, hütet sich wohl, dies am Montag oder Freitag zu thun. Kein Fischer wirft vor einem bestimmten Tage seine Netze aus, ob alle Anzeichen ihm auch schon früher einen guten Fang verheißen. Kein Lamm, das vor dem im Kalender des Bauern verzeichneten Tag geboren ist, kann nach seiner Ansicht das Alter eines Schafes erreichen; keine Bäuerin entwöhnt ihr Kind der Mutter Brust anders als an einem bestimmten Tage im Januar oder Juli.

Auf diese Weise sind alle Ereignisse im Leben des Russen eingeengt und festbestimmt und er hält an diesem entsetzlichen Glauben mit einer unbegreiflichen Hartnäckigkeit fest.

Ich hatte in eine unserer Gruben neue Arbeiter eingestellt und hoffte schönes Erz zu finden; wirklich bemerkte ich, als ich eines Morgens hinkam um mich vom Fortgang der Arbeiten zu überzeugen, an der Erdart, welche die Leute aus einem neugeöffneten Stollen zu Tage brachten, daß unmittelbar darunter

Erz liegen müsse. Ich machte die Arbeiter darauf aufmerksam, diese aber waren anderer Meinung, zeigten mir die Erdart gerade als Beweis, daß kein Erz vorhanden sei und beklagten ihr Mißgeschick, daß sie so lange gegraben hätten, ohne einen Erfolg davon zu haben.

Ich stritt mit ihnen, erhielt aber nur die Antwort: „Barin, wir sind unser Leben lang Grubenarbeiter gewesen, unsere Väter waren es auch, ist es denkbar, daß Sie es besser verstehen als wir? Und wir wissen, daß, wo solche Erde vorhanden ist, sich kein Erz vorfinden kann."

Vergeblich deutete ich darauf hin, die Wissenschaft könne doch andere Anschauungen über diese Angelegenheit zu Tage gefördert haben, sie wollten nichts davon hören. Ich bot ihnen nun eine Wette: sie sollten weiter graben und fänden sie kein Erz, so wollte ich ihnen zu trinken geben, fänden sie dagegen welches, so sollten sie mir Gelegenheit geben, ihre Gesundheit zu trinken. Damit waren sie einverstanden und setzten ihre Arbeit mit erneuter Lust fort.

Am andern Morgen kam der Oberarbeiter zu mir, blickte unter den Tisch und in alle Ecken des Zimmers, um sich zu überzeugen, daß Niemand uns belauschen könne, zog dann aus seiner Tasche ein sehr schönes Stück Erz und sagte:

„Barin, Sie hatten doch Recht, es hat sich wirklich Erz gefunden; wir waren große Narren, uns einzubilden, wir wüßten so viel," fügte er hinzu, „aber das kommt blos davon, daß wir so fest an Allem hängen, was uns von den Voreltern überliefert worden ist."

Ich nahm natürlich den Betrag der gewonnenen Wette nicht an, sondern gab im Gegentheil einen Satz zum Besten.

Es kommt indeß immer noch so selten vor, daß sich Jemand so wie jener Oberarbeiter über die hergebrachten Vorurtheile zu erheben vermag. Ich faßte ihn seit jenem Vorfalle näher ins Auge und fand, daß er einer der intelligentesten Arbeiter war, mit denen ich während meines Aufenthaltes in Rußland zu thun hatte.

Von dem Fatalismus der Russen habe ich schon bei verschiedenen Gelegenheiten Beispiele anzuführen Gelegenheit gehabt, ich möchte jedoch dieses Kapitel nicht schließen, ohne noch eines Vorfalls zu erwähnen, der mehr als jeder andern geeignet ist,

die Behauptung zu unterstützen, daß der Russe ein fast ebenso großer Fatalist ist wie der Bekenner des Islam.

Die Feuerglocke hatte mich und meine Leute einmal wieder in ein benachbartes Dorf gerufen, und so schnell hatten die Flammen ihr verheerendes Werk gethan, daß bei unserer Ankunft daselbst mit Ausnahme der Kirche und des Herrenhauses bereits Alles niedergebrannt war. Als ich mich dem letztern näherte, sah ich, daß sämmtliches Hausgeräth in den Garten geschafft war und bemerkte den Hausmeister, der in mehrere Mäntel gewickelt mit einer mächtigen Flinte im Arm unbeweglich auf einem Haufen Möbel saß. Ich glaubte, der arme Mann habe vor Schreck den Verstand verloren und rief ihn an:

„Halloh! Ystimoff! Was thut Ihr hier? Warum schafft Ihr die Sachen nicht wieder ins Haus, die Feuersgefahr ist ja vorüber?"

„Nein," sagte er, „das Haus brennt doch nieder."

Ich sah ihn erstaunt an und fragte, wie er zu einer solchen Behauptung komme, worauf er mir mit wichtiger Miene erzählte:

„Ich ging vor ein paar Tagen in den Wald, da begegnete mir eine alte Frau, die sagte mir, das Dorf werde niederbrennen, denn sie habe soeben auf der Landstraße einen aus dem Dorfe gebürtigen Mann getroffen, der aus dem Gefängniß entsprungen sei. Wenn aber ein entsprungener Sträfling in sein Heimathsdorf zurückkehre, so brenne dies nieder. Ich fragte sie, ob das Herrenhaus, das doch eine Strecke vom Dorfe entfernt liege, auch mit abbrennen werde und sie sagte, ja. Da sie nun mit dem Brande des Dorfes Recht gehabt hat, wird es wohl auch mit dem Herrenhause seine Richtigkeit haben und deshalb ist es besser, die Sachen bleiben draußen."

Ich konnte ihn von seiner fixen Idee nicht abbringen, das Feuer kam jedoch nicht und das Haus steht heute noch. In welchem Zustande Ystimoffs Herr seine Sachen gefunden, nachdem dieselben eine Woche lang dem Regen ausgesetzt gewesen, sich das auszumalen, überlasse ich der Phantasie des Lesers.

Siebentes Capitel.

Feste, Festgebräuche und Volksbelustigungen.

Hochzeiten. — Begräbnisse. — Maslinitz. — Tänze und Spiele. — Bazare. — Wodka-Läden. — Kramläden. — Jahrmärkte.

Heirathen aus Liebe sind unter den Muschiks sehr selten; die Ehen werden in der Regel durch einen Heirathsvermittler zu Stande gebracht, und während früher hauptsächlich danach gefragt wurde, ob die Braut tüchtig arbeiten könne, spielt jetzt die Geldfrage die erste Rolle.

Ist ein Bauer in dem Alter, um sich zu verheirathen, so sieht er sich nach einer jungen, kräftigen, arbeitsamen Frau oder, um es beim richtigen Namen zu nennen, nach einem Lastthier um oder läßt Andere sich danach umsehen. Das Auffinden eines mit diesen Vorzügen begabten jungen Mädchens macht in einem russischen Dorfe auch durchaus keine Schwierigkeiten, denn die ganze Jugend ist gesund und robust, was schwächlich ist, stirbt schon in der Kindheit.

Ist die passende Braut ausgewählt, so fragt es sich, wie hoch dieselbe das Vorrecht erkaufe, die Kreuzträgerin des Bewerbers zu werden, oder wie viel ihre Familie geneigt sei, dafür zu zahlen, daß sie ihrer los werde. Der Bewerber setzt die Summe fest, auf welche er seine eigenen Reize schätzt und läßt die Eltern der Auserwählten wissen, daß er gegen Erlegung dieses Preises ihre Tochter heirathen wolle. In den niederen Klassen ist die Taxe gewöhnlich 20 Rubel, ein Tuchanzug, eine Anzahl baumwollener Hemden, ein Hut, ein paar Stiefel, kurz, eine ganze Ausstattung für den Mann. Außerdem muß die Braut ihre Aussteuer mitbringen, die Stück für Stück von den contrahirenden Parteien festgesetzt wird. Der Werth der Kleidungsstücke, welche die Braut ihrem Verlobten zubringt, richtet sich nach dem Stande, welchem beide angehören.

Sind alle finanziellen Fragen zur Befriedigung beider Theile geordnet, so findet die Hochzeit statt, welche stets auf Kosten der Braut und deren Eltern gefeiert wird. Letztere laden den Bräutigam und seine Freunde zu einer Reihe von Festlich-

keiten ein, an denen auch die Freundinnen der Braut theilnehmen. Die jungen Mädchen werden auf diese Weise für die Mühwaltungen entschädigt, denen sie sich durch ihre Hülfe bei Anfertigung der Aussteuer unterzogen, und es wird ihnen Gelegenheit geboten, ihrerseits auch einen Mann zu gewinnen. Das Hauptvergnügen besteht bei diesen Zusammenkünften außer dem Tanze in einem Spiel, das Aehnlichkeit mit unserm Ringelspiel hat.

Die griechische Kirche gestattet nicht, das Hochzeiten an einem der hohen Feste gefeiert werden und da sie auch während der Fasten nicht stattfinden dürfen, so sind der Tage, an welchen Hochzeit gehalten werden darf, verhältnißmäßig wenige.

Die Trauung findet gewöhnlich gegen Abend statt. Braut und Bräutigam treten mit brennenden Kerzen in der Hand an einen kleinen in der Mitte der Kirche aufgestellten Altar. Beiden werden vergoldete Kronen aufs Haupt gesetzt und dieselben während der ganzen Ceremonie von den Brautführern über sie gehalten. Der Pope steckt ihnen die Ringe an die Finger, fügt ihre Hände in einander, läßt sie drei Mal Wein aus einem Kelch trinken und führt sie drei Mal um den Altar und die Kirche.

Damit ist die Ceremonie beendet und die Hochzeitsfestlichkeiten beginnen.

Eine große Rolle spielt bei diesem Feste ein buntbemalter, eisenbeschlagener Koffer, welcher die Aussteuer der Braut enthält. In diesen wird die Ausstattung der Neuvermählten sorgfältig eingepackt und während der ganzen Hochzeitsfestlichkeiten mit herumgeschleppt, zuerst in die Kirche und dann nach dem Traktir, in welches man sich nach Beendigung der Ceremonie begiebt und wo man einen beträchtlichen Theil der Mitgift der Braut vertrinkt. Die jungen Gatten verlassen gewöhnlich die Schenke total betrunken und ziehen in diesem Zustande durch die Straßen, begleitet von einem ebenso betrunkenen Schwarme von Freunden und Freundinnen, welche die lächerlichsten Verkleidungen angelegt haben und mit Kesseln, Klappern u. s. w. einen wahren Höllenlärm vollführen. Es ist für Denjenigen, welcher die vorzüglichen Eigenschaften der russischen Bauern kennt und schätzt, ein sehr betrübender Anblick.

Diese Bacchanalien währen zwei bis drei Tage, wahrscheinlich so lange, bis die Mitgift der Braut und die Hochzeits-

geschenke der Freunde vollständig vertrunken sind. Endlich wird der Koffer nach dem Hause des jungen Paares gebracht, und damit hat die Hochzeitsfeier ein Ende, und Mann und Frau gehen ernsthaft an ihre Arbeit.

Alles in Allem ist die Art und Weise, in welcher die russischen Bauern ihre Hochzeiten feiern, sehr bedauerlich und je eher in dieser Beziehung eine Veränderung eintritt, um desto besser dürfte es sein.

Selbst die vornehmeren Bauern, welche nicht in das Traktir trinken gehen und keinen Umzug auf der Straße halten, essen, trinken und tanzen doch unausgesetzt vierundzwanzig Stunden hintereinander beim Vater der Braut.

In den besseren Klassen giebt die Braut dem Bräutigam statt des Anzuges einen sehr schönen warmen Schlafrock, den sie, so oft dies nothwendig ist, aus ihren eigenen Einkünften erneuert. Andere vom Vater der Braut dem Bräutigam zu übersendende Geschenke sind: ein Federbett mit gestickten Ueberzügen und einer seidenen Decke, Eiderdaunenkissen, persische Teppiche u. s. w. Diese Geschenke, sowie die Aussteuer der Braut, worin auch das Leinenzeug, und selbst die Leibwäsche für den Bräutigam mit inbegriffen ist, werden für die Freunde des Brautpaares öffentlich ausgestellt. Im Uebrigen sind auch die vornehmeren Russen sehr auf Aussteuer und Mitgift bedacht, und es werden vor der Hochzeit darüber sehr genaue Abmachungen schriftlich getroffen.

Die kirchliche Ceremonie ist bei allen Bekennern der griechischen Kirche vollständig gleich, und die in weißen Atlas gekleidete mit einem Orangenkranz und Spitzenschleier geschmückte Braut bringt an ihrem Hochzeitstage vor Beendigung der Trauung ebenso wenig einen Bissen über ihre Lippen, wie die Bäuerin auf dem armseligsten Dorfe.

Und noch Eins bleibt sich gleich, nämlich das Trinken, nur daß bei den Hochzeiten in den höheren Klassen es nur Champagner giebt, der aber in unglaublichen Quantitäten vertilgt wird. Unmittelbar nach der Trauung beginnt nämlich das Mahl und diesem schließt sich ein Ball an. Zu bemerken ist noch, daß bei einem Hochzeitsfeste so viel Kerzen angezündet werden als nur irgend anzubringen sind.

Die Sitte der Flitterwochen und der Hochzeitsreise kennt man in Rußland nicht. Das junge Paar verlebt die ersten

Tage seiner Ehe bei den Eltern der Braut. Kurz nach der Hochzeit müssen die jungen Eheleute den Verwandten, Freunden und Bekannten Visite machen, und ist auch diesem Gebrauche Rechnung getragen, so beginnt das Leben für sie seinen gewöhnlichen Gang.

Auch die Begräbnißfeierlichkeiten der Russen haben Mancherlei, was unser Gefühl verletzt, es finden sich dabei noch Ueberreste einer Barbarei, welche mit der immer mehr um sich greifenden Civilisation hoffentlich verschwinden werden. „Der Tod" ist in Rußland in einer Weise von einer Menge kirchlicher und bürgerlicher Formalitäten umgeben, daß man mit vollem Rechte sagen kann, der Verstorbene habe, nachdem der Geist schon den Körper verlassen, noch lange keine Ruhe.

Stirbt z. B. Jemand plötzlich oder wird getödtet, so verlangt das russische Gesetz, daß der Körper von Niemand, wer es auch sei, berührt werde und genau auf der Stelle bleibe, wo ihn der Tod ereilte, bis die Polizei dagewesen ist und ihren Bericht erstattet hat. Diese für eine anzustellende Untersuchung sehr zweckentsprechende Maßregel ist aber für die Nachbarschaft im höchsten Grade lästig. Ich weiß mich eines Falles zu erinnern, wo man einen Leichnam mitten im Sommer vierzehn Tage lang auf einer öffentlichen Straße liegen ließ.

Die Muschiks haben eine solche Angst, in eine Verhandlung wegen Mord oder zufällige Tödtung verwickelt zu werden, daß sie, wenn sie einen halbtodten Körper finden, demselben nicht etwa augenblicklich Beistand leisten, sondern zuvörderst zu den Vertretern des Gesetzes laufen und Anzeige machen.

Ich erinnere mich eines Falles, wo ich auf einer Reise durch das Gouvernement Wladimir einen Mann am Wege liegen sah, dem der Hals von einem Ohr zum andern durchgeschnitten war. Natürlich wollte ich sofort aus dem Tarantaß springen, um zu sehen, ob jener vollständig todt sei, aber der Postillon hörte nicht auf mein Rufen und trieb seine Pferde nur zur größeren Eile an, wobei er mir die Gefahr begreiflich zu machen suchte, deren ich mich durch eine Annäherung an den Ermordeten aussetzte. Ich würde in den Handel verwickelt werden und es sei sehr möglich, daß die Polizei mich selbst des Verbrechens beschuldige. Seine Angst ging so weit, daß er nicht einmal im Dorfe Anzeige beim Starosta machte.

Bei gewöhnlichen Todesfällen muß der Leichnam drei Tage

und zwei Nächte liegen, ehe er begraben werden darf, und während dieser Zeit wird der Todte unausgesetzt von gemietheten Leidtragenden bewacht. Man erwartet von diesen Leuten, daß sie während der ganzen Zeit beten, auch soll beständig ein Diakon anwesend sein, um die Todtengebete zu singen; ob diese Vorschriften aber so genau befolgt werden, ist eine andere Frage.

Der Leichenzug geht aus dem Trauerhause zunächst in die Kirche und wird eröffnet von dem nächsten Verwandten des Verstorbenen, der dessen Heiligenbild in beiden Händen vor ihm herträgt.

Je nach dem Reichthum des Dahingeschiedenen ist der Zug von mehr oder weniger Popen begleitet, welche den ganzen Weg lang singen und mit ihren Bannern und Heiligenbildern einen wirklich imposanten Anblick gewähren. Ferner wird auf dem Wege beständig Weihrauch verbrannt, um den Leichnam zu heiligen.

Die Kirche ist bei solch einem Anlaß stets gedrängt voll, denn die Russen versäumen nie eine Gelegenheit, wo es in der Kirche was zu sehen giebt, mag dies nun ein Leichenbegängniß oder eine Hochzeit sein.

Jede in der Kirche anwesende Person erhält eine der brennenden Kerze, die auf Kosten der Hinterbliebenen des Verstorbenen vertheilt werden.

Der Sarg wird mitten in der Kirche auf eine Bahre niedergesetzt und zwar offen, der Deckel steht daneben, so daß das Gesicht der Leiche zu sehen ist. War der Verstorbene ein Mann von Rang und Ansehen, so ist der Sarg mit Sammet ausgeschlagen und mit Stickereien verziert; der Sarg des Armen ist dagegen von der größten Einfachheit.

Nach der kirchlichen Ceremonie treten die Verwandten und Freunde des Verstorbenen an den Sarg heran und drücken einen Kuß auf die erkaltete Stirn. Diese Sitte ist nicht nur unangenehm, sondern auch offenbar gesundheitsgefährlich, denn namentlich im Sommer vermag der Geruch des Weihrauchs nicht den Leichengeruch, welcher die Kirche erfüllt, zu verscheuchen. Der Sarg wird hierauf zugenagelt und in das Kirchengewölbe getragen, wo man ihn in eine gewöhnliche zinnerne Hülle setzt.

Während vierzehn Tagen nach dem Begräbniß wird täglich in der Kirche ein Gottesdienst für die Verstorbenen gehalten und

ebenso finden in dem von ihm bewohnten Hause Gebete für die Ruhe seiner Seele statt.

Bei den Begräbnissen gewöhnlicher Leute nehmen, wie ich mir habe sagen lassen, die Angehörigen gekochten Reis mit auf den Kirchhof und verzehren ihn daselbst. Dagegen weiß ich aber aus eigener Anschauung, daß die Mitglieder der bessern Klassen eine wahrhaft rührende Pietät für ihre verstorbenen Verwandten an den Tag legen.

In unserm größten Dorfe lebte ein alter Graf, der Letzte einer langen Reihe mächtiger Aristokraten. Die sterblichen Ueberreste seiner Frau, sowie seines einzigen Sohnes und seiner einzigen Tochter ruhten im Grabgewölbe der Kirche, und jeden Tag, den Gott werden ließ, ging der alte Herr nach der Gruft, um dort zu beten. Begab er sich auf eine Reise oder kehrte er von einer solchen zurück, so war sein letzter und erster Weg stets nach der Stelle, welche seine heimgegangene Familie umschloß. Oft, sehr oft hat mir der arme alte Mann erzählt, er habe mit Denen, für welche er jetzt bete, Alles verloren, was er auf Erden besessen, und die Wahrheit dieser Behauptung leuchtete mir so recht ein, als ich den Letzten seines Stammes, den Besitzer eines fürstlichen Vermögens, zur letzten Ruhestätte begleitete und sah, daß nur Fremde anwesend waren, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Doch wenden wir uns zu meiner Beschreibung zurück.

Nachdem das Begräbniß vorüber, kehrt das Leichengefolge in das Trauerhaus zurück, wo sich dem Auge des Fremden manche Eigenthümlichkeiten darbieten. Die Diener tragen schwarze mit weißen Bändern versehene Kleider, sämmtliche Spiegel und Bilder sind von den Wänden entfernt und bei Seite geschafft; bei Manchen sind auch die Vorhänge von den Fenstern herabgenommen. Das ganze Haus hat ein trauriges, ödes Aussehen, trotzdem sieht man, daß ein Fest gefeiert werden soll, denn es sind Tische gedeckt und reichlich mit Weinflaschen besetzt.

Sobald die Popen anlangen wird mit ihrer Hilfe ein Getränk gebraut, dessen Hauptbestandtheil Honig ist; die Popen segnen es alsdann, verrichten noch einige Gebete vor dem in der Ecke befindlichen Heiligenbilde, und nun geht der Becher in die Runde; Jeder trinkt auf die Ruhe des soeben Begrabenen.

Bald darauf geht es an die Mahlzeit, bei der es gewöhnlich ziemlich lebhaft zu sein pflegt. Den Ehrenplatz an der Tafel

nimmt der nächste Verwandte des Verstorbenen ein, der nach dem, was ich gesehen, zu urtheilen, nicht allzu sehr ergriffen von der vorhergegangenen Ceremonie zu sein scheint, denn er fordert seine Gäste beständig auf, zu trinken und fröhlich zu sein.

Nach dem Essen wird geraucht, Thee getrunken und Karten gespielt. Ich war so erstaunt von Allem, was ich sah und hörte, besonders, da die Familie, in der ich mich befand, mir als höchst achtungswerth bekannt war, und ich wußte, daß der junge Mann, der uns bewirthete, seine zur Ruhe bestattete Gattin zärtlich geliebt hatte, so daß ich mich nicht enthalten konnte, mir an geeigneter Stelle darüber eine Erklärung auszubitten. Dieselbe lautete folgendermaßen:

Dieses Essen, Trinken und Unterhalten geschieht nur, um unseren Freund zu zerstreuen und ihn seinen Schmerz wenigstens für diese Zeit vergessen zu machen. Es giebt hier Leute unter uns, die selten etwas anderes als Wasser trinken, heute aber trinken sie Champagner so lange sie nur irgend können, um ihre Liebe für ihren Freund zu zeigen und ihn seinen Schmerz hinunterspülen zu helfen.

Neben den Hochzeiten und Begräbnissen giebt es noch eine Reihe anderer Feste und Feierlichkeiten, von denen in erster Reihe die „Maslinitz", der russische Carneval genannt zu werden verdient. Es ist dies die Woche, welche dem Beginn der langen erst mit dem Osterfeste beendigenden Fasten vorangeht, und während welcher man sich schon im Voraus für die bevorstehenden Entbehrungen schadlos zu halten sucht.

Während dieses „Maslinitz" spielen eine große Rolle eine Art Pfannkuchen, welche in den bessern Klassen mit frischem Caviar, bei den gewöhnlichen Leuten mit Butter, gegessen werden. Ferner finden während dieser Woche allerlei Volksbelustigungen statt. Besonders beliebt sind die Schlittenfahrten auf dem Eise, an denen Jung und Alt, Hoch und Niedrig in den wunderlichsten Verkleidungen unter Musik und Gesang sich betheiligt. Der Muschik dächte, er könne weder Glück noch Stern haben, wenn er sich in dieser Woche nicht betränke und keine Schlittenfahrt machte.

Jedes Haus, das nur einen Fiedler aufzutreiben vermag, hat seinen Ball und die Leute gehen uneingeladen von Haus zu Haus und nehmen an den daselbst veranstalteten Lustbarkeiten Theil. Man tanzt alle möglichen Arten von Tänzen, von der

französischen Quadrille bis zur „Kapaluschka", dem russischen Nationaltanz, der immer nur von zwei Personen auf ein Mal ausgeführt wird. Der Tänzer tritt seiner Tänzerin gegenüber und beginnt mit einer pantomimischen Aufforderung zum Tanze, die nach vielen Bedenklichkeiten und Parlamentiren zwischen den Beiden endlich angenommen wird. Nun tanzen die Beiden, zuerst Jeder für sich, mit möglichst kleinen Schritten und selten die Füße vom Boden erhebend und Arme und Körper in keineswegs ungraziöser Weise bewegend. Der Tanz endet damit, daß der Herr einen Kuß auf die Lippen seiner sich nun nicht mehr sträubenden Partnerin drückt.

Die Zuschauer folgen dem Tanze mit großer Aufmerksamkeit und geben bei besonders graziösen Stellungen ihren Beifall durch Händeklatschen zu erkennen. Höchst merkwürdig ist es übrigens, zu beobachten, wie bei allen diesen Belustigungen eine eigentliche Heiterkeit nicht zum Vorschein kommt. Es wird wenig gesprochen und die älteren Leute sitzen an den Wänden umher und sehen eher niedergeschlagen als fröhlich aus. Nur wenn sie aufstehen, um einen Schnaps zu nehmen, was ziemlich häufig geschieht, erheitern sich ihre Mienen.

Die sonst bei diesen Gelegenheiten gereichten Erfrischungen bestehen aus Kulibak, Kuchen aus Brodteig mit Fisch gefüllt, Reis, Fleisch und Aepfeln.

Viele der Gäste sind maskirt, die Frauen tragen häufig das nationale Festkostüm, den Sarafan, ein buntfarbiges mit Gold besetztes Ueberkleid, und darunter die Rubaschka. Das Haar der Unverheiratheten ist in einen langen Zopf geflochten, der mit vielen bunten Bändern durchwirkt ist, und eine Art Tiara, mit Perlen geschmückt, ziert den Kopf. Vervollständigt wird das Kostüm durch eine reichbesetzte Schürze, und bei den reicheren Bauern durch ein Halsband und Ohrringe von sehr großen Bernsteinkugeln.

Besitzt ein Dorf ein Herrenhaus „Gospotsky-Dom", so hält der Barin offenes Haus. Das größte Zimmer ist festlich geschmückt, es ist Musik vorhanden und in kleineren Zimmern stehen Erfrischungen der verschiedensten Art den Gästen zur freien Verfügung. Die Lustbarkeit beginnt immer nach Einbruch der Dunkelheit und währt die ganze Nacht. Die Gäste kommen und gehen beständig, denn es ist nicht Sitte, den ganzen Abend über in demselben Hause zu bleiben.

Alle Klassen der Bevölkerung mischen sich untereinander, der Tschinownik mit der Arbeiterin, der Schreiber mit der Dienstmagd. Die Popen kommen und gehen, tanzen aber nicht, sondern wenden ihre Aufmerksamkeit dem Champagner und den Speisen zu.

Ein Zimmer ist für die Raucher reservirt, die sich zwischen dem Tanze lieber an einer Cigarre erlaben und dem Gesange zuhören, den ein Gast, wahrscheinlich ein Muschik, zum Besten giebt.

Der Barin bewegt sich beständig zwischen seinen Gästen hin und her, hat ein Wort für Jeden und ein Willkommen für Alle.

Zuweilen stellen sich auch Bärenführer, wandernde Geschichtenerzähler und griechische Reliquienhändler ein, die ihre Künste produciren und ihre Waaren feilbieten, und Bettler bleiben sicher nicht aus. Alle aber werden gut aufgenommen, die russische Gastfreundschaft zeigt sich im besten Lichte. Von der andern Seite muß ich aber auch bekennen, daß ich sie nirgend mißbrauchen sah. Niemand betrank sich, Niemand fing Händel an, Alle schienen wohl befriedigt, und ich bin der Ansicht, daß es nur zum Vortheil der Aristokratie sein würde, wenn in Rußland häufiger eine solche Mischung der Stände stattfände.

Der übrigen Festtage der Russen sind unzählige; wenn man nach dem Kalender gehen würde, so gäbe es jede Woche vierzehn, in der Praxis sind sie jedoch auf vierzig festgestellt, die Sonntage nicht mitgerechnet.

Wie bereits erwähnt, versteht das russische Volk sich nicht zu vergnügen. Sehr selten sieht man ein Spiel spielen. Die Mädchen vereinigen sich in Gruppen und singen mit melancholischem Tone Nationallieder. Die Aelteren treiben sich vollständig müßig umher, kauern vor den Häusern oder schlafen auf dem Bauche liegend und bilden sich, einem orientalischen Aberglauben zufolge ein, daß die Ruhe ihnen den Kopf klar mache. Daß sich Viele auch betrinken, ist selbstverständlich.

Wie alle Leute, welchen jeder Vorwand recht ist, um ihre Arbeit einzustellen, scheint ihnen Müßiggang und Feiertag identisch. Besäßen sie Energie genug, sich wirklich zu amüsiren, so brauchten sie gar nicht so viel Festtage und würden sich schämen, sich unter dem Deckmantel der Religion der Trägheit und der Völlerei zu überlassrn.

Wie in allen orientalischen Ländern, wo das Volk nicht

lesen kann, besitzen auch die Russen ihre Erzähler von Profession. Ich bin denselben zwar nicht oft begegnet, habe aber doch zuweilen Gelegenheit gehabt, zu bewundern, mit welcher Masse von Legenden und Gedichten der Kopf eines Bauern angefüllt ist.

Spiele, welche die körperliche Gewandtheit und die geistige Regsamkeit entwickeln und fördern, sind mir bei den russischen Kindern fast niemals vorgekommen. Sie kennen nur ein sehr ruhiges Ballspiel, und eine Schlacht unter Kindern habe ich nie gesehen.

Das russische Volk hat eine große Vorliebe für Illuminationen. Am Osterfeste sind die Kirchen mit Lampions angefüllt, die lediglich von der Gemeinde besorgt werden und einen sehr guten Effekt machen.

Die Bazare, wie die Russen ihre Wochenmärkte nennen und welche ein höchst interessantes Schauspiel bieten, gehören gewissermaßen auch zu den festtäglichen Belustigungen, denn sie werden gewöhnlich Sonntags im größten Flecken des Landes vierzig Werste in der Runde abgehalten. Unser Dorf, welches der größte industrielle Mittelpunkt der von uns bewohnten Gegend war, besaß einen der wichtigsten Bazare in ganz Rußland, zu dem sich wöchentlich an fünftausend Menschen einfanden.

Der Zusammenfluß war im Winter viel größer als im Sommer, weil alsdann die Wege besser sind. Wer keine Geschäfte hat, kommt, um mit Freunden nnd Bekannten zusammenzutreffen und einmal wieder etwas von „der Welt" zu sehen. Bauern in Sonntagskleidern, Frauen im Nationalkostüm erfüllen die zum Markte führenden Straßen. Ehe sie den Bazar erreichen, setzen die Frauen sich erst nieder, um ihre schmutzigen Schuhe und Strümpfe mit reinen zu vertauschen, und Abends ziehen sie auf derselben Stelle die ersteren für den Heimweg wieder an.

Man findet in diesen Bazaren Alles; nicht nur alle erdenkliche Eßwaaren, sondern auch Kleidungsstücke, sowie alle diejenigen Gegenstände, deren die Landleute und die Leute des Mittelstandes bedürfen. Die nationale Industrie bringt ganz merkwürdige Erzeugnisse hervor. Die Thonwaaren, als Krüge, Töpfe u. s. w., sind oft in einem wahrhaft klassischen Style geformt, eine Kunst, die sich in vielen Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt hat. Diese Thonwaaren sind außerdem sehr fein in orientalischer Weise bemalt. Ferner fabricirt man

große schöne Tassen aus Holz, gleich denjenigen, welche dem Muschik in verschiedenster Weise zum häuslichen Gebrauche dienen, nur sind die, von denen ich spreche, sehr sorgfältig bemalt und lackirt.

Außer diesen Tassen sieht man Bretter und andere Holzwaaren in einer Weise bemalt und lackirt, daß sie den chinesischen wenig nachgeben. Unter tausend andern Curiositäten erblickt man auch ein altes Heiligenbild; es ist nicht zu verkaufen — das wäre eine Versündigung —, aber der Händler möchte es gern vertauschen, sei es gegen andere Waare oder auch gegen Geld.

Trotzdem sehr viel Wodka bei diesen Zusammenkünften getrunken wird, so kommt es doch niemals zu Händeln und Schlägereien, mag man nun kaufen oder verkaufen oder Gemeindeangelegenheiten mit einander diskutiren. Der russische Bauer bewahrt beim Trinken vollständig seine Sanftmuth und Heiterkeit.

Man bringt zu diesen Märkten sehr viel Getreide und andere Erzeugnisse des Ackerbaues. Die kleinen Händler kaufen hier aus erster Hand die Waaren, welche schließlich exportirt werden.

Der Bauer ist im Handel und Wandel sehr ehrlich; wenn man eine ganze Ladung nach einer kleinen Probe von ihm kauft, darf man sicher sein, daß die Qualität der gesammten Lieferung dieser Probe entspricht.

Der Bazar oder der Ort, wo er abgehalten wird, gehört gewöhnlich dem Besitzer des Dorfes, der von jedem einfahrenden Wagen eine kleine Abgabe erhebt und den Verkäufern ihre Stände vermiethet. Zuweilen ist auch das ganze Terrain von einem Spekulanten gepachtet, der es dann wieder einzeln vermiethet.

Der Grundherr besitzt auch noch das Privilegium, die Schankgerechtigkeit an die Wodkaverkäufer verpachten zu können, was ihm oft eine sehr bedeutende Revenue verschafft. So wurde für diese Gerechtigkeit in unserm nur viertausend Seelen umfassenden Dorfe jährlich ein Preis von 1200 bis 1500 Thaler gezahlt.

Damit wäre ich zu den Wodkaläden gelangt und möchte hier sogleich der sehr viel verbreiteten Meinung entgegentreten, als ob ein Tabak- oder Wodkaladen und ein Traktir gleichbedeutend wäre; beide sind im Gegentheil sehr verschieden.

Jedes nur einigermaßen ansehnliche Dorf hat sein Traktir, wo gegessen und getrunken wird. Die hier verabreichten Getränke sind: Wodka, Meth, Bier und Thee, welcher letztere von den Muschiks seit ihrer Emancipation viel genossen wird. Früher wurde der nationale Samowar von den Landbewohnern nicht viel gebraucht und ich habe oft Personen beiderlei Geschlechtes unter ihnen gefunden, welche nicht wußten, wie Thee schmeckt.

In dem Traktir schließen die Bauern ihren Handel ab, denn hier installirt sich der fremde Hausirer, wenn er auf seinen Rundreisen durch das Land das Dorf wieder berührt, um zu kaufen und zu verkaufen, Schulden einzukassiren und zu bezahlen. Hier werden die Gemeindeangelegenheiten diskutirt, hier werden Hochzeiten gefeiert, hier wird auch der Orts-Tschinownik aufgenommen und bewirthet.

Ganz etwas anderes ist der Wodkaladen, den man mit Recht den Fluch des russischen Dorfes nennen darf. Häufig ist es eine elende Hütte, die kaum ein Dach hat, um die Trinker vor der Unbill des Wetters zu schützen, in dem gottverlassensten Winkel des Dorfes liegt und von einem der gemeinsten Charaktere im Dorfe gehalten wird. Das ganze Meublement besteht aus einem hölzernen Tisch und einigen Bänken, einigen Schnapsfässern, die am Boden liegen, und einem halben Dutzend Schnapsgläsern.

Wenn der Muschik trinkt, so geschieht dies nicht etwa der Unterhaltung oder Gesellschaft, sondern lediglich des Trinkens halber. Aus diesem Umstande läßt sich einzig und allein die Erscheinung erklären, daß ein guter nüchterner Arbeiter an seinen größten Festtagen, wie z. B. Ostern, betrunken ist. Monate lang legt ein solcher Mann wöchentlich einige Kopeken zurück, um am Ostern seinen gehörigen Rausch zu haben.

Betritt ein solcher Mann einen Wodkaladen, so berechnet er ganz genau, wie weit seine Baarschaft reicht, und trinkt, solange dies der Fall ist, Glas auf Glas, bis er mit dem Kopf auf dem Tisch liegt. Man läßt ihn solange schnarchen, bis andere Trinker kommen, welche Plätze verlangen; sobald er aber im Wege ist, werden wenig Umstände mit ihm gemacht. Ein wohlgezielter Stoß befördert ihn mitten auf die Straße, und die Umgegend eines Wodkaladens gleicht namentlich in der Osterwoche zuweilen einem Schlachtfelde. Die Frauen, welche ihre vermißten Männer

zu holen kommen, haben oft nicht geringe Mühe, den Rechten zu finden.

Da das Volk ein ganz seltsames Gemisch von Ehrlichkeit und Spitzbüberei ist, so giebt es in diesen Spelunken oft höchst wunderliche Schauspiele. Ich sah einen Mann, der fünf Gläser bezahlt hatte, schon beim vierten unter den Tisch fallen, aber sein Recht mußte ihm werden. Der Wirth hob den Bewußtlosen mit einem Arm in die Höhe, brachte mit der andern Hand das ihm noch zukommende Glas an seine Lippen und die immer durstige Kehle schluckte es hinunter.

In diesen Wodkaläden kann man übrigens den Ursprung der meisten Verbrechen in Rußland finden. Trotz der strengen Gesetze, welche den Wirthen verbieten, Pfänder anzunehmen, sind sie doch die Hehler aller gestohlenen Sachen in der ganzen Gegend. Ganz gleich, was der Artikel einbringt, es müßte doch seltsam zugehen, wenn er nicht ein Glas Schnaps werth wäre.

Höchst merkwürdigerweise kommt es in diesen Höhlen niemals zu Schlägereien. Der betrunkene Muschik ist, wie bereits erwähnt, nicht streitsüchtig, sein Rausch nimmt vielmehr die Form der Zärtlichkeit an und Einer umarmt den Andern.

Eine wirklich durchgreifende Verbesserung der socialen Stellung der Muschiks ist erst denkbar, nachdem für eine bessere Ueberwachung der Trinkstuben gesorgt ist.

Da die Wirthe in den Branntweinschänken, wie erwähnt, fast durchgängig die Diebeshehler sind, so besteht zwischen ihnen und den Besitzern von Kramläden, welche am häufigsten solcher Angriffe auf ihr Eigenthum ausgesetzt sind, eine ganz natürliche Feindschaft, welche in unserm Dorfe namentlich mit einem Ladenbesitzer zuweilen in Thätlichkeiten ausartete.

Dieses Dorf, welches viertausend Einwohner besaß und sowohl geschäftlich, wie zum Vergnügen viele Fremde an sich zog, hatte fünf Verkaufsläden, welche sich wirklich sehen lassen konnten. Sie lagen sämmtlich in einer Reihe. Der Inhaber des ersten Geschäftes war ein Deutscher, der allerlei Kleinigkeiten, als Stahlfedern, Messer, Photographien u. s. w. verkaufte. Im zweiten Laden fand man neben einer vorzüglichen Auswahl in Leinwand, Drell und Tischzeug, auch Sammt- und Seidenwaaren, sowie schöne Shawls. Nummer drei war ein Spezereigeschäft, Nummer vier aber der originellste Laden der ganzen Reihe. Sein Inhaber, ein gewisser Feodor, zog den größten Theil des Jahres handelnd

im Lande umher und beehrte das Dorf nur etwa während drei Monate des Jahres mit seiner Gegenwart. Sein Lager bestand aus Knöpfen, Besätzen, Spitzen, Bändern, Seide, Garn, mit einem Worte aus solchen Artikeln, welche von Damen vielfach gebraucht werden. War Feodor anwesend, so verging fast kein Tag, wo ihm die Damen unseres Hauses nicht einen Besuch abgestattet hätten, trotz des eigenthümlichen Empfanges, der ihnen daselbst zu Theil ward.

Feodor hatte nämlich große Aehnlichkeit mit dem Bären im Winter. Er schlief gern und verschaffte sich diesen Genuß in so reichem Maße, daß er fast den ganzen Tag schlafend auf einer eisernen Bettstelle dicht neben seinem Ladentisch lag. Sein kleiner Knabe und Gehilfe hielt Wacht und weckte ihn beim Eintritt der Käuferinnen mit dem Rufe: „Feodor Iwanowitsch, die Damen kommen!“ Es bedurfte indeß noch manches Rüttelns, ehe Feodor sich gähnend und die Augen reibend aus seinem Schafpelz wickelte und die Kundinnen bediente.

Der Besitzer des fünften Geschäftes, Nikepatmikoff, sorgte in ganz ausgezeichneter Weise für die Feinschmecker. Seine Trüffeln, sein Champagner, seine Cigarren waren von den feinsten Sorten; aber er besaß eine Schwäche, die Habsucht, und diese verleitete ihn, ohne jede Rücksicht auf den Stand des Marktes, beständig seine Preise zu erhöhen. Es blieb zuletzt nichts übrig, als noch einen Laden zu concessioniren und ihn durch die Concurrenz zu billigeren Preisen zu zwingen.

Die Besitzer der Läden lebten übrigens im besten Einvernehmen. Sie saßen, wenn sie unbeschäftigt waren, vor den Thüren, vertrieben sich die Zeit mit Rauchen, Theetrinken, Brettspiel, und statteten einander nachbarliche Besuche ab. Wir hatten übrigens außer den fünf Hauptgeschäften auch noch einige andere kleinere Läden im Dorfe; wir hatten ferner Schneider und Schneiderinnen, Photographen, die ihr Geschäft sehr gut verstanden, mit einem Worte, es gab keinen Artikel für den gewöhnlichen Gebrauch, den man nicht daselbst haben konnte.

Da nun auch ein Bazar wöchentlich dort abgehalten wurde, so brauchten unsere Bauern ihrer Einkäufe halber das Dorf eigentlich nicht zu verlassen, um desto eifriger besuchten sie aber die in der Umgegend stattfindenden Jahrmärkte und zwar weniger der Einkäufe als des Vergnügens halber.

Die Jahrmärkte in Rußland — nicht zu verwechseln mit

den Messen und namentlich der großen Messe in Nishnij=Nowgorod, der wir später noch ein besonderes Kapitel dieses Buches widmen werden — sind nämlich eine Hauptbelustigung für das Volk. Ich möchte deshalb mit der Beschreibung eines solchen Jahrmarktes diesen Abschnitt beschließen und bitte deshalb den Leser, mir nach dem „Podnawieskoi", einem großen offenen Platze in Moskau, zu folgen, wo sich das Jahrmarktsleben in seiner ganzen Mannichfaltigkeit und Ursprünglichkeit vor uns abspielt, so daß man plötzlich aus dem neunzehnten in das siebzehnte Jahrhundert zurückversetzt zu sein glaubt.

Da sind die Carroussels, die Polichinelli u. s. w., die auf keinem Jahrmarkte fehlen, die Menagerien, deren Tiger, Löwen und Elephanten auf den Bildern sich aber häufig bei näherer Besichtigung auf einige Katzen und gelehrige Hunde reduciren, mit denen der genügsame Muschik für seine paar Kopeken aber auch zufrieden ist.

Große Anziehungskraft übt eine große hölzerne Bude mit der prunkhaften Inschrift „Londoner Pantomime"; es wird darin eine stumme Posse aufgeführt, deren Held als Muschik und deren Heldin als Ophelia mit dem Strohkranz gekleidet ist; was London damit zu thun hat, bleibt unerfindlich.

Aus dieser Bude tretend stoßen wir auf einen alten eigenthümlich verschlagen lächelnden alten Muschik. Er hat ein kleines Tabulet, das an einem um seinen Hals geschlungenen Bande befestigt ist, vor sich, und darauf ein Spiel ganz kleiner Karten, mit denen er beständig manipulirt. Er macht ein ganz ausgezeichnetes Geschäft und gewinnt ein hübsches Sümmchen in Kopeken von den Kindern, seinen einzigen Kunden, welche der Versuchung nicht widerstehen können, mit ihrem Kopekenstück den als Lockspeise ausgelegten Rubel zu gewinnen. Dies ist jedoch sehr schwierig, wenn nicht unmöglich; der Curiosität halber notirte ich mir eines Morgens die Nummer der aufgelegten Rubelnote und fand, als ich am Abend den alten Mann wieder aufsuchte, daß es noch dieselbe sei; er war also den ganzen Tag über der einzige Gewinner gewesen.

Die nächste Schaustellung ist für einen Ausländer etwas vollständig Neues. Auf einer durch einen Schirm gegen Sonne und Regen geschützten Plattform steht ein Mann, der sich durch eine große weiße Perrücke und dito Bart das Ansehen des Alters und der Weisheit zu geben versucht, obgleich der Ausdruck seines

Gesichtes und das, was er treibt, damit in directem Widerspruch stehen. Er ist nämlich eine Art von Hanswurst und amüsirt sein Publikum mit plumpen Späßen und Geschichten von etwas zweifelhafter Moralität. Er ist mit seiner Einnahme gänzlich auf den guten Willen seiner Zuhörer angewiesen, von denen mancher, nachdem er über die Possen gelacht, ohne sie bezahlt zu haben, das Weite sucht.

Ein sehr beliebter Handelsartikel auf den Jahrmärkten sind Nüsse; der Russe hat seine Hände gern beschäftigt, und wenn er nicht arbeitet, will er wenigstens in die Tasche greifen und Nüsse oder Sonnenblumensaamen hervorholen können. Wie auf allen Jahrmärkten, so nehmen auch hier die Spielzeugbuden einen sehr breiten Raum ein und kosten den Marktbesuchern viel Zeit. Man fordert einen Rubel für einen Gegenstand, den man schließlich für ein Zehnkopekenstück losschlägt, und es giebt ein endloses Herüber- und Hinüberhandeln, bis der Kauf abgeschlossen ist.

Die ebenfalls nicht fehlenden Wachsfiguren erweisen sich bei näherer Betrachtung als Holzpuppen. Interessanter ist der Geisterbeschwörer und Zauberer, der besonders durch Schlangen- und Feuerverzehren eine große Wirkung auf die Zuschauer erzielt.

Dicht neben dem Magier ertönen fromme Gesänge; es ist der Chor aus irgend einer Kirche, der sich auf dem Jahrmarkt einen ihm wohl zu gönnenden Nebenverdienst verschaffen will.

Das Gebäude, welches wir nunmehr betreten, ist immer gedrückt voll, denn der Eintritt ist frei. Der Profit erwächst hier durch den Verkauf von Wodka und Eßwaaren, wie sie die niederen Klassen lieben. Neben diesem Genuß für ihren Gaumen erhalten sie aber noch gratis die Darstellung von Nationaltänzen, die eine Tänzergesellschaft ausführt, doch ist es den Zuschauern unbenommen, sich nach Gefallen daran zu betheiligen.

Mehrere andere Schaustellungen illustriren den Ruhm der russischen Waffen, besonders in der Türkei und im Kaukasus. Auf dem großen Bilde außerhalb der einen Bude sieht man einen russischen Soldaten, der eine Prinzessin aus der Citadelle einer türkischen Stadt befreit. Er hat sich siegreich einen Weg gebahnt durch zehn bis zwölf Türken, die er getödtet hat — wie, das ist nicht recht ersichtlich, denn sein Schwert steckt in der Scheide und zwar aus guten Gründen: während er in dem einen Arm die Prinzessin trägt, hält er im andern einen Beutel, dessen Inhalt durch eine Inschrift auf 50,000 Silberrubel angegeben

ist. Zwischen den einzelnen Vorstellungen treten die Schauspieler heraus, um sich zu präsentiren, ich muß jedoch gestehen, daß ihr Anblick wenig Verlockendes hat. Es ist, die Prinzessin mit inbegriffen, eine elende, beinahe unbekleidete Gesellschaft, die sich in einer Reihe aufstellt, während der Clown seine Späße macht; das Publikum starrt sie an und Einige finden sich geneigt, näher zu treten, um die Erstürmung von Kars mit anzusehen.

In einer daneben liegenden Bude präsentiren sich für fünfzig Kopeken die Sieger vom Kaukasus. Unter den Klängen einer kriegerischen Musik geht der Vorhang in die Höhe und der „König von Kaukasus" tritt auf. Er beklagt sich gegen seine Gemahlin über die Last seiner Jahre und drückt den Wunsch aus, sein Reich dem großen Wohlthäter des ganzen Erdkreises, dem Kaiser, zu übergeben. Die Königin ist damit vollkommen einverstanden, nur bezweifelt sie, daß der Kaiser sich damit beschweren werde. Ein Diener tritt auf und meldet einen Gesandten Nikolaus' I., Kaisers der Welt. Der Herold folgt, von Bewaffneten eskortirt. Der König ist als Circassier gekleidet, der Herold als Muschik und die Ehrenwache des Königs als russische Feuerwehr. Was die Königin anbetrifft, so erscheint sie in gewöhnlicher russischer Tracht.

Da es gegen die Etikette zu sein scheint, daß der Gesandte die Unterredung eröffnet, so spricht ihn der König mit der Frage an, ob er wohl glaube, daß sein Herr, der Kaiser, einwilligen werde, die Last der Regierung seines Landes auf sich zu nehmen. Der Herold antwortet, er werde nach Petersburg gehen und fragen.

Nach seinem Abgange setzt sich das Königspaar nieder und trinkt Thee, aber der Bote muß auf den Flügeln des Windes zwischen den Ufern des Kaspischen Meeres und St. Petersburg hin und her gereist sein, denn er ist schon nach fünf Minuten wieder da und verkündet dem König, sein Herr habe geruht, seinen Wünschen zu willfahren und gleichzeitig dem nunmehrigen Exkönig den Titel Prinz und eine Stellung als General in der Armee zu verleihen. Als der König und die Königin diese Freudenbotschaft vernehmen, weinen sie vor Freude, das Volk, das gänzlich aus Russen zu bestehen scheint, stürzt voll Entzücken auf die Bühne und unter betäubender Musik und bengalischer Beleuchtung fällt der Vorhang.

Obgleich der Jahrmarkt nur für die niederen Volksklassen

ist, so besuchen ihn doch auch die vornehmeren Klassen, allerdings zu Wagen und, wie es scheint, hauptsächlich zur Belustigung der Kinder, und sie können dies ohne Besorgniß thun. So groß das Gedränge auf solchen Jahrmärkten auch sein mag, habe ich doch dabei nie Schlägereien oder dergleichen gesehen. Auch bei dieser Gelegenheit drängte sich mir die Wahrnehmung auf, welch' ordnungsliebendes Volk die Russen sind. Die zahlreich versammelten Polizisten hatten nichts zu thun und konnten ihre Aufmerksamkeit den Schaustellungen zuwenden, denn auch von Taschendieben ward man nicht belästigt.

Achtes Kapitel.

Jagd und Fischfang.

Wildreichthum in Rußland. — Adler und andere Vögel. — Pelzthiere. — Hasen. — Rehe. — Bären. — Wölfe. — Luchse. — Elenthiere. — Wilde Ziegen. — Angeln. — Netzfischerei. Fischestechen.

Rußland besitzt einen außerordentlichen Reichthum an Wild, aber die Russen sind keine passionirten Jäger, und diesem Umstande ist es vielleicht zuzuschreiben, daß es in ihrem Lande eine so große Menge wilder Thiere giebt.

Fasanen giebt es nur im Kaukasus, dagegen findet man in allen Theilen Rußlands graue und rothe Rebhühner, Auerhähne, Capercailzies und Rabschiks, alle Sorten Schnepfen, Hasen, Enten, Gänse, Schwäne, kurz die verschiedensten Arten, welche aufzuzählen zu lang sein würde.

Unter dem Hochwild giebt es Wölfe, Bären, Füchse, Luchse, Elennthiere und Rehe, ja man hat in der Nachbarschaft des Altaigebirges sogar schon Tiger geschossen. Dieselben waren ohne Zweifel durch die kirghisische Steppe gekommen und hatten sich nach den Altaiprovinzen im Süden von Semipalalinsk verirrt.

Im Gouvernement Nishnij-Nowgorod und in verschiedenen Theilen von Wladimir habe ich Adler von allen Arten und von allen Farben gesehen. Ganz besonders schienen mir die schwarzen Adler von einer unglaublichen Frechheit. Eines Tages bemerkte ich ein solches Thier auf einem Baume sitzend, unglücklicherweise

aber hatte ich keine Flinte bei mir und so suchte ich es zu verscheuchen, aber es that gar nicht, als ob es mich sähe. Als es endlich doch von meinem Geschrei und meinen Steinwürfen Notiz zu nehmen geruhte, machte es Miene, sich auf mich zu stürzen, so daß schließlich ich ängstlich ward und Derjenige war, welcher das Feld räumte.

Das kleinere Wildpret dieser Provinz ist so wenig an Flintenschüsse und Jäger gewöhnt, daß es gar keine Scheu kennt; man kann die Vögel buchstäblich mit der Hand greifen und muß, wenn man sie schießen will, sie erst künstlich wegscheuchen, um sie in Schußweite zu bringen.

Die Trappen, welche in Rußland von enormer Grüße sind und zuweilen 35 Pfund und darüber wiegen, stellen sich in den ackerbautreibenden Gegenden nach der Ernte ein und sind besonders gierig auf Erbsen. Es hat seine großen Schwierigkeiten, diesem scheuen Vogel in den ungeheuren Steppen nahe zu kommen; das einzige Mittel ist, sich hinter einem Ackerwagen zu verbergen, auf diese Weise sich so nahe wie möglich an ihn heranzuschleichen und geduldig die Gelegenheit zum Schießen abzuwarten. Man hat die Trappen zuweilen die wilden Truthühner genannt, aber mit Unrecht, denn sie haben mit letzteren sehr wenig Aehnlichkeit; jedoch ist auch das Trappenfleisch genießbar und sogar wohlschmeckend, wenn man es vor dem Kochen vierundzwanzig Stunden in die Erde gräbt.

Die Thiere, welche jetzt in Sibirien ihres Pelzes halber gejagt werden, als der Marder, der Luchs, das Hermelin u. s. w., waren ohne Zweifel früher in ganz Rußland heimisch, ebenso der Biber, dessen in einem höchst merkwürdigen, zu meiner Kenntniß gelangten Dokumente, gedacht wird. Iwan, der Schreckliche, welcher um das Jahr 1560 regierte, octroyirte den Bauern eines Dorfes im heutigen Gouvernement Wladimir das Privilegium, den Biber in den benachbarten Wäldern jagen zu dürfen. Die in dem Schriftstück bezeichnete Gegend war nämlich damals mit dichtem, fast undurchdringlichem Walde bedeckt und Iwan mußte diesen passiren, um nach Kasan, das er belagern wollte, zu gelangen. Die Bauern sollen nun den Czaar und seine Streitmacht durch den Wald geleitet und dafür gedachtes Privilegium erhalten haben. Heutzutage ist der Wald ausgerodet und die Gegend urbar gemacht, er spielt aber unter dem Namen, der „Wald von Muroni“ noch eine große Rolle in den Sagen und

Nationalgesängen, und die geschäftige Phantasie bevölkert ihn noch jetzt mit furchtbaren Räubern und wilden Thieren.

Nur sehr wenig Bauern jagen mit dem Gewehr, obgleich sie sehr schnell ausgezeichnete Schützen werden. Im Ural, wo man das Schießgewehr etwas öfter findet, besteht dasselbe meistens in einer sehr schweren Flinte mit engem Lauf, womit der Bauer aber jede Art Wild tödtet.

Ueber Eröffnung und Schluß der Jagd bestehen Anordnungen, doch kehrt man sich außer in der unmittelbaren Umgebung der großen Städte nur sehr wenig daran. Als allgemeine Regel kann man annehmen, daß wenn ein Bauer mit seiner Flinte ausgeht, er auch Alles schießt, was ihm vor das Rohr kommt. Weit öfter bedient er sich jedoch gegen das Wild der Listen und Ränke, welche ein wahrer Jäger als seiner unwürdig verschmähen würde. So lockt er z. B. den Rabschick, der vielleicht der verbreitetste Vogel in Rußland ist, dadurch an, daß er dessen Ruf vermittelst einer aus einem Federkiel gefertigten Pfeife nachahmt. Die Rabschicks kommen herbeigeflogen, lassen sich nieder und werden mit leichter Mühe gefangen oder erschlagen.

Nachdem der erste Schnee gefallen, setzen sich die Capercailzies und die Auerhähne auf die Bäume und man verfolgt sie alsdann durch das Gehölz auf einem mit einem guten Renner bespannten Schlitten. Im Frühling dagegen nähert man sich dem sehr listigen und wilden Capercailzie, der bei dem geringsten Geräusch davon fliegt, auf folgende Weise: Der Vogel setzt sich auf die Spitzen der jungen Tannen und stößt von Zeit zu Zeit einen eigenthümlichen Ruf aus, wobei er die Gewohnheit hat, die Augen zu schließen. Der Bauer, welcher dies weiß und auf der Lauer liegt, benutzt den günstigen Augenblick, um sich heranzuschleichen und hinter einem Baum zu verbergen. Hier wartet er die Wiederholung des Rufes ab, um auch seinerseits dasselbe Manöver zu wiederholen, und so geht es fort, bis er in die nächste Nähe des Vogels gelangt ist; er muß sich jedoch sehr in Acht nehmen, um kein Geräusch zu machen, denn das Rascheln eines Zweiges oder ein falscher Tritt reichen hin, um den Vogel sofort davonfliegen zu machen.

Im Frühling, wenn der Schnee geschmolzen ist und die Sonnenstrahlen wieder ihre Macht erlangen, ist die Zeit, wo die meisten Auerhähne geschossen werden. Die Hähne versammeln sich alsdann auf den Lichtungen, um mit einander zu kämpfen,

und kehren, wenn sie einen ihnen zusagenden Ort gefunden haben, jeden Morgen dahin zurück. Der Bauer spürt diese Stelle aus und errichtet, wenn er sie entdeckt, inmitten des Buschwerks eine kleine Hütte, die er sorgfältig unter Laubwerk verbirgt. Nachdem dies geschehen, bleibt er einige Tage fort, um die Vögel an den Anblick der Hütte zu gewöhnen. Ist dann endlich der Tag für die Jagd erschienen, so wird jedes Mißtrauen der Hähne dadurch verscheucht, daß man ausgestopfte Weibchen geschickt, so daß sie den Anschein des Lebens haben, auf die ringsum befindlichen Bäume setzt; der Jäger hat sich schon am Abend in die Hütte einquartirt und Oeffnungen hineingeschnitten, um den Lauf seiner Flinte durchzustecken, alsdann erwartet er geduldig und ohne sich zu rühren den Anbruch des Tages. Beim ersten Schimmer der Morgenröthe fliegen die Hähne unter lautem Geschrei heran, fordern sich durch heisere Rufe heraus und gehen wüthend auf einander los. Nun ist die Zeit für den Jäger gekommen. Je auf die Weise, als sich die Auerhähne ihm nähern, schießt er sie, manche derselben, indem sie auf der Erde hocken, andere, nachdem sie auf die Bäume zu den ausgestopften Weibchen geflogen sind.

Sobald die Sonne am Horizonte erscheint, fliegen die Ueberlebenden davon, bis dahin sind sie aber von ihrem Kampfe so vollständig in Anspruch genommen, daß sie den Flintenschüssen nicht die geringste Aufmerksamkeit schenken. Ich schoß eines Tages nach zwei Kämpfern; der Eine fiel, aber sein Gegner kümmerte sich nicht darum und fuhr fort, den Leichnam mit seinem Schnabel zu bearbeiten, bis ein zweiter Schuß auch ihn zu Boden streckte. Man füllt auf diese Weise seine Jagdtasche sehr schnell; ich habe schon in der kurzen Zeit vom Anbruch des Tages bis zum Aufgang der Sonne fünfunddreißig Auerhähne geschossen.

Ebenso legt man auch einen Hinterhalt am Ufer der Seeen und Flüsse oder auch in den vor Anker liegenden Böten. Die wilden Vögel kommen Abends und Morgens dahin, um zu trinken, und ein einziger im Versteck liegender Jäger schießt oft vierzig bis fünfzig auf einer Jagd. Es ist sehr selten, daß ein Bauer Schnepfen, Rebhühner und überhaupt solche Vögel schießt, die nicht auf den Lockruf hören. In Folge davon ist ein Ueberfluß an Wild, von welchem Derjenige, der nicht in Rußland gewesen ist, sich kaum eine Vorstellung machen kann. Mit einem

guten Hunde erlegt selbst ein mittelmäßiger Jäger an einem Morgen fünfzig bis sechzig Stück. Ich sah einen Jäger im Monat August regelmäßig vierzig bis fünfzig Schnepfen von einer Jagdpartie heimbringen, und ich kenne nichts Delikateres als das Fleisch dieses Vogels.

Ich ging eines Tages durch einen soeben trocken gelegten Teich, ohne etwas Besonderes zu bemerken, als ich aber nach einigen Stunden zurückkehrte, war das ganze Teichbett mit Vögeln von allen Arten und allen Größen buchstäblich bedeckt. Es war ein wunderbares Schauspiel; die armen Thiere waren so erschöpft, daß sie sich nicht zu rühren vermochten und wir sie mit der Hand greifen oder sie mit unseren Stöcken erschlagen konnten.

Im Frühling sind die zahlreichen kleinen Inseln, welche in der Nähe von St. Petersburg im finnischen Meerbusen liegen, von rothen Drosseln und Strandläufern der verschiedensten Art bedeckt.

Ich habe mir sagen lassen, das Studium der Naturgeschichte werde in Rußland sehr vernachlässigt, was sehr zu beklagen ist, denn gerade dieses Land bietet für den Zoologen und ganz besonders für den Ornithologen ein reiches Feld der Beobachtungen.

In Rußland errichtet jeder Bauer neben seinem Hause einen kleinen Holzverschlag für die Zugvögel, von welchem dieselben im Frühling Besitz nehmen und den sie erst verlassen, wenn der Eintritt der rauhen Jahreszeit sie wieder von dannen treibt.

Auch Hasen, welche meistens zur Abart der blauen Hasen gehören und sehr groß sind, giebt es in bedeutender Menge; die Russen aber schätzen sie nicht sonderlich und schießen sie nur selten. Indeß macht sich der Bauer zuweilen das Vergnügen, der Spur des Hasen zu folgen, wenn er dieselbe im Schnee findet. In der Nähe des Lagers beschreibt diese Spur gewöhnlich einen leichten Bogen, und sobald der Bauer dieses Zeichen erblickt, macht er sich zum Schuß fertig und verfehlt selten sein Ziel. Ich habe in den Gegenden, welche im Frühling durch das Austreten der Flüsse meilenweit überschwemmt werden, gesehen, daß junge Burschen ganze Wagen voll Hasen brachten. Sie hatten sich einen erhöhten Platz ausgesucht, auf den sich die Hasen vor dem ansteigenden Wasser flüchteten und sie dann mit Stöcken erschlagen.

Unter meinen Lesern giebt es gewiß Viele, die genauer

wissen möchten, in welchen Gegenden sich diese schöne Jagden befinden; ich kann darauf nur antworten: fast überall in Rußland und nicht zu fern von den Städten. Die Jagdliebhaber brauchen nur nach Moskau zu gehen und sich dort, was nicht schwer hält, in einen Kreis von Gutsbesitzern einführen lassen, so finden sie reichlich Gelegenheit, ihre Passion zu befriedigen. Mit Ausnahme einiger exclusiver Kreise in der Umgegend von Petersburg ist für Jeden und ganz besonders für jeden Fremden die Jagd frei und die Jäger werden auch noch mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft aufgenommen. Ich kenne z. B. einen Ort, ungefähr achtzig Meilen von Moskau, der an der Eisenbahn liegt und deshalb leicht zu erreichen ist, und wo es fast zuviel Wild giebt. Man kann sich gar kein größeres Vergnügen vorstellen, als eine Jagdpartie in Central-Rußland im Monat August. Der einzige Uebelstand dabei ist, daß man von bösartigen Mücken und Fliegen bald aufgefressen wird. Ich schützte mich dagegen durch ein Mittel, welches ich zum Nutzen und Frommen der Jäger aller Länder hier anführen will. Ich trug nämlich beständig ein Fläschchen voll Speiseöl bei mir, in das ich einige Tropfen Creosot gegossen hatte, und wusch mir, sobald ich den Feind in der Nähe witterte, Gesicht und Hände damit; die Insekten müssen einen großen Abscheu vor dem Geruch des Creosot haben, denn es kam mir so leicht keins zu nahe.

In den Provinzen Wladimir, Nishnij-Nowgorod und Twer giebt es sehr viele Bären, besonders ist der braune Bär sowohl in seiner kleinen wie großen Art dort zahlreich zu finden. Schwarze Bären sind selten, doch habe ich einmal daselbst gleichzeitig fünf, zwei alte und drei junge, gesehen. Bei Verfolgung des Bären nimmt der russische Jäger zuweilen zu folgender Kriegslist seine Zuflucht:

Hat er die Spur eines Bären entdeckt, so sucht er in der Nachbarschaft desselben drei Bäume auf, die in geringer Entfernung von einander so stehen, daß sie ungefähr ein Dreieck bilden. Die Bäume müssen ferner groß genug sein, so daß ihre vereinigten Aeste das Gewicht eines Menschen tragen können und doch wiederum nicht so groß, daß ein einzelner Ast einen Bären aushielte. Der Jäger verschränkt nämlich die in der Mitte der Wip el der drei Bäume befindlichen Aeste dergestalt, daß sie ein Versteck für ihn bilden, und befestigt an einen andern nahe stehenden Baum eine Kuhglocke, an welche ein Strick gebunden

ist, dessen Ende er in der Hand behält. Hierauf klettert er mit seiner Flinte im Arm in sein Versteck und setzt vermittelst des Strickes die Glocke in Bewegung. Der Bär hört das Geläut und glaubt eine Kuh in der Nähe; leise schleicht er heran, um sich den Braten zu holen. Bei der Glocke angekommen, findet er keine Kuh und dreht nun den Kopf in der drolligsten Weise von der Welt nach allen Seiten; der Jäger macht ein Geräusch, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, und der Bär läuft, die Nase in die Höhe gerichtet, auf die Jenen bergenden Bäume zu. Jetzt ist der Augenblick zum Schusse gekommen, und wenn die Flinte des Bauern losgeht — sie versagt allerdings in zehn Fällen neun Mal —, so ist der arme Petz in einer übeln Lage, denn die Flinte enthält außer einer doppelten Ladung Schrot sicher noch zwei Kugeln oder ein Stück Eisen oder einige Kieselsteine.

Ist der Bär nur verwundet, so geht er für's Erste nicht von der Stelle und erwartet die Gelegenheit zur Rache; der Muschik muß alsdann geduldig auf seinem Baume warten, bis seine Freunde ihn aus seiner Haft erlösen, oder bis dem Bären die Sache doch schließlich zu langweilig wird und er sich davontrollt.

Das größte Abenteuer, welches ich auf einer Bärenjagd bestand, war folgendes:

Ich hatte die Gewohnheit, demjenigen Bauer, welcher die Spur eines Bären aufgefunden hatte und mir davon Anzeige machte, eine Belohnung von fünfundzwanzig Rubel zu zahlen, und wie man sich denken kann, hatte ich dadurch vorzügliche Kundschafter. Der erste Muschik, welcher gegen Ende des langen Winters eines schönen Morgens mit der Anzeige kam, daß er einen Bären aufgespürt habe, wohnte in einer nicht unbeträchtlichen Entfernung von meinem Hause. Wir kamen gegen Abend in seinem Dorfe an. Ich kehrte bei meinem Muschik ein, wo sich auch der Forstaufseher schon eingefunden hatte, und nachdem ich mit letzterem die Verabredungen für den nächsten Morgen getroffen und zu Abend gegessen hatte, legten wir uns schlafen. So ermüdet ich aber auch von der langen Fahrt war, konnte von Schlafen keine Rede sein, denn wir wurden in einer so entsetzlichen Weise von Insekten angefallen, daß wir das mehr als ungastliche Lager schnell verließen und so gut oder so schlecht es eben ging, das Ende der Nacht erwarteten.

Schon einige Stunden vor Tagesanbruch waren wir auf unserm Wege nach dem Walde. Der Schnee hatte zu schmelzen begonnen, so daß wir keine gute Schlittenbahn fanden, besonders an offenen Plätzen, wo der Schnee durch den Wind hinweggefegt war. Das Rütteln des Schlittens machte die Reise unangenehm, aber der Anblick der erhabenen Majestät des alten Waldes ließ das Gefühl körperlichen Unbehagens nicht aufkommen. Kein Mensch, der sich gewöhnt, seine Umgebung mit Aufmerksamkeit zu betrachten, kann einen dieser jungfräulichen Wälder passiren, ohne Wunder darin zu entdecken. Die gigantischen Bäume, deren Stämme und Aeste in phantastischer Weise verschlungen sind, verdunkeln den Weg und die vom Winde entwurzelten und quer auf die Straße geworfenen Stämme machen in dem grauen Morgenlichte und unter ihrer Schneedecke denselben feierlich wehmüthigen Eindruck, welchen man beim Anblick der Ruinen eines Tempels empfindet, dessen Entstehung gleich der des russischen Urwaldes einer grauen, nebelhaften Vorzeit angehört.

Wir verließen unsere Schlitten und drangen zu Fuß weiter in die Wildniß vor; bei jedem Schritte sanken wir tiefer in den Schnee und waren sehr erfreut, als wir endlich vor der Winterresidenz unseres Bären angelangt waren. Die Löcher im Schnee, durch welche Petz frische Luft athmete, zeigten durch ihre Färbung, daß Braun zu Hause sei, wir machten uns daher ohne Aufenthalt ans Geschäft.

Einen Bären zu schießen, wenn derselbe aus seinem Winterquartier hervorkommt, ist durchaus nicht ungefährlich, denn geht der Schuß fehl, so wird der Bär der Angreifende, und Derjenige, welcher der Grube zunächst steht, riskirt zu Boden geworfen und arg zugerichtet zu werden. Es ist aus diesem Grunde nothwendig, daß dicht hinter dem Schützen ein Mann mit einem Spieße steht und den Bären im entscheidenden Augenblicke die Spitze dieser Waffe kosten läßt. Mit diesem Posten kann jedoch nur ein erfahrener Jäger betraut werden, der eine sichere Hand hat und nie den Muth verliert. Was den Schützen selbst anbetrifft, so muß er noch ein zweites Gewehr hinter sich in Reserve haben, da es oft vieler Schüsse bedarf, um einen Bären völlig zu tödten.

Sind alle Vorbereitungen getroffen, so suchen die Muschiks durch Rufen und Schreien den Bären aus seiner Höhle hervorzulocken. Nützt dies nichts, so fahren sie mit einem kleinen

Baumstamm in die Grube hinein und stacheln ihn auf. Nun steckt das Thier, welches meistens verschlafen ist, seinen Kopf durch die Oeffnung, der Schuß kracht, und ward gut gezielt, so stürzt der Bär todt zusammen; war er jedoch schon wach, ehe er aufgerüttelt ward, so stürzt er mit einem durchaus nicht angenehmen Sprunge aus seiner Grube hervor.

Bei der Gelegenheit, von welcher ich jetzt berichte, hatten wir uns in unsern Voraussetzungen betrogen, der Bär war nicht in der Grube, allen Anzeichen nach konnte er dieselbe jedoch erst vor wenigen Minuten verlassen haben und nicht weit sein. Wir trennten uns daher, um ihn aufzujagen. Ich ging mit einer Doppelflinte bewaffnet und einem Muschik hinter mir, der eine zweite trug, in das Dickicht; wir hatten erst wenige Schritte gemacht, so hörten wir den Bären brummen, konnten ihn jedoch nicht sehen. Plötzlich entdeckte ich ihn vierzig bis fünfzig Schritte von mir entfernt. Ich sah mich um, um mich zu überzeugen, daß meine Reserveflinte in der Nähe sei, und entdeckte, daß der Kerl, welcher sie trug, sich so schnell als es seine Füße konnten, aus dem Staube machte. Ich eilte ihm nach und hielt ihn fest, inzwischen war uns der Bär aber auch langsam näher gerückt. Das Unterholz war so dicht, daß ich nicht genau sehen konnte, um einen sichern Schuß zu thun; es blieb mir jedoch keine Wahl, ich mußte feuern. Ich fehlte die Schulter und schoß das Thier in die Seite, es schien aber dadurch wenig verletzt zu sein, ließ nur ein Brummen hören und rückte mir näher auf den Leib. Nun schoß ich ihm eine zweite Kugel vor die Stirn, erreichte aber dadurch keine andere Wirkung, als daß Braun den Kopf schüttelte und ein zweites Brummen hören ließ. Die Situation ward kritisch, ich hatte nur noch eine Ladung im Gewehr und mein Spießträger jagte auf eigene Faust und war noch nicht herangekommen. Zum ersten Male lernte ich jetzt die Vortheile eines Hinterladers kennen, denn ich hatte gerade Zeit, mein Enfield-Gewehr nochmals zu laden, bis das Thier ganz dicht bei mir war. Zur Seite springend, zielte ich auf das Herz, schoß und der Bär fiel todt nieder. Ich ließ mir dies übrigens eine Lehre sein, auf einer Bärenjagd mich niemals wieder auf mich allein zu verlassen.

Mit der gehörigen Vorsicht ist eine Bärenjagd kein allzu großes Wagniß, und was Reisende von der Wildheit dieser Thiere und ihrer Neigung, Menschen anzufallen, erzählen, erscheint

mir übertrieben. Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, daß ich immer viel Mühe gehabt, den Bären nahe zu kommen, denn sobald sie Menschen wittern, machen sie sich davon.

Dasselbe gilt von den Wölfen. Ich bin ihnen in allen möglichen Situationen begegnet und habe nur ein einziges Mal einen gesehen, der Miene zu machen schien, mich oder die Pferde meines Tarantaß anzufallen.

Der Bär hat eine ganz merkwürdige Abneigung gegen die Musik. Ich zog zwei junge Bären auf, die beständig bei uns im Salon waren; sobald sich Jemand an das Klavier setzte, fingen sie an ganz jämmerlich zu schreien und ließen sich, so lange das Spiel währte, durch Nichts beruhigen.

Nur zwei Mal habe ich gehört, daß Leute von Bären angefallen wurden. Einmal hinterbrachte ein junger Mann den Kohlenbrennern, daß er einen Bären im Walde gesehen habe. Es war im Winter und das Thier war wahrscheinlich durch das Geräusch der Holzaxt aus seinem Schlafe geweckt worden. Einer der Arbeiter begab sich nach dem bezeichneten Ort. Der Bär steckte den Kopf aus der Grube, der Bauer versetzte ihm einen Axthieb, aber in demselben Augenblicke warf sich das Thier auf ihn und riß ihm die Stirnhaut ab. Am andern Tage trafen Muschiks, die mit einem Wagen durch den Wald fuhren, beinahe auf jener Stelle einen Bären, gewiß denselben, halb schlafend auf dem Wege liegen. Da er sich nicht rührte, schlug ihn der Fuhrmann mit seiner Peitsche, aber Petz verstand keinen Spaß, sprang auf ihn und skalpirte ihn ebenso wie den Kohlenbrenner. Die beiden Leute wurden in unserm Hospital glücklich geheilt ihr Schädel blieb jedoch kahl.

Bei den großen Treibjagden sieht man zuweilen Luchse, von den Russen wilde Katzen genannt. Ich habe das Glück gehabt, ein solches Thier bei einer in der Umgegend von St. Petersburg abgehaltenen Treibjad zu sehen. Unbeweglich, ermüdet und halb schlafend stand ich auf meinem Posten und hatte wahrscheinlich schon oft die Gelegenheit zum Schusse vorübergehen lassen, als mich plötzlich das Geräusch von Zweigen, die ganz in meiner Nähe brachen, ermunterte. Ich schaute nach der Richtung, aus welcher der Ton kam und hatte einen Anblick, der mich so überraschte, daß ich zu träumen glaubte. Ich sah ein Thier, das ich noch niemals in Freiheit erblickt hatte und hielt es im ersten Augenblick für einen jungen Tiger oder

Leoparden. Es war von der Größe eines kleinen Schäferhundes; nach seinen großen und starken Beinen zu schließen, mußte es eine bedeutende Kraft besitzen; die Brust war breit, der Kopf groß; das Fell war röthlich grau und gefleckt.

Ich war so vollständig unvorbereitet auf eine solche Erscheinung und so sehr dadurch überrascht, daß ich gar nicht daran dachte zu schießen, und dies war im Grunde recht gut, denn mein Gewehr war nur mit No. 4 geladen, was auf ein solches Thier keine große Wirkung hervorgebracht haben würde. Es entfernte sich in kleinem Tritt und während ich ihm nachblickte, fiel es mir ein, daß ein günstiges Ungefähr mich hatte einen Luchs sehen lassen; ein zweites Mal ist es mir nicht passirt.

Die Bauern fangen sehr viele Bären und Elenthiere in Schlingen. Sie haben eine wahre Leidenschaft für diese Unterhaltung, denn das ist sie ihnen, und legen dabei eine unglaubliche Geschicklichkeit an den Tag; es kommt höchst selten vor, daß sie eine Schlinge vergeblich legen. Eine Bauer läßt sich die Mühe nicht verdrießen, mehrere Wochen lang den Spuren einer Heerde Elenthiere zu folgen, bis er ihren Ruheplatz ausfindig gemacht hat. Alsdann legt er seine Schlinge auf einen von den Thieren häufig betretenen Pfad, befestigt sie mit einer handfesten Kette an einen Baum und bedeckt sie mit Erde und Laub.

Sobald die Heerde den gedachten Pfad geht, muß ein Elenthier, man könnte sagen, mit Nothwendigkeit in die Schlinge fallen und so die Beute des Jägers werden; tödtet man die armen Thiere nicht auf der Stelle, sondern gelingt es ihnen, davon zu kommen, so sind sie fast noch übler daran, denn sie lassen meistens einen Huf zurück. Ob die Elenthiere diese grausame Verstümmelung überleben, vermag ich nicht zu sagen, von den Bären weiß ich es jedoch bestimmt, denn ich habe einen geschossen, welcher auf diese Weise eine Tatze verloren hatte und mit den ihm gebliebenen dreien ebenso schnell lief, wie andere auf vieren.

Wird ein Bär gefangen, so versucht er sich die Tatze mit den Zähnen abzubeißen, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen; ich tödtete einen Bären, der sich in einer Schlinge gefangen, und sah, daß er die Tatze an der Stelle, wo er festgehalten war, benagt und sie beinahe durchgebissen hatte.

Die Wolfsjagd, wie man sie in Rußland betreibt, ist wahr-

haft aufregend. Die Jäger sitzen in einem großen Schlitten, während ihnen ein kleinerer Schlitten vorausfährt, in welchem sich zwei Mann befinden, von denen einer die Pferde lenkt und der andere ein lebendiges Schwein auf dem Schooße hält, ein zweites Schwein liegt in einen Sack gesteckt als Reserve unter dem Sitz.

Hinten an dem großen Schlitten ist ein etwa zwanzig Metres langer Strick befestigt und an diesem ein Bündel Heu, das durch die Bewegung des Strickes nachgeschleppt wird und auf dem hartgefrorenen Schnee Sprünge macht, wie ein lebendiges Thier.

Die beiden Schlitten fahren im Galopp, sie vermeiden das Gebüsch und halten sich mehr auf den Ebenen, in der Nähe der Dörfer. Der Mann im ersten Schlitten kneift sein Schwein in die Ohren, so daß dessen Geschrei weit durch die stille kalte Winternacht ertönt, und zwar wählt man immer solche Nächte, in welchen der Mond scheint, so daß man schon aus der Ferne die Wölfe unterscheiden kann. Sie erscheinen, zuerst springenden Schatten gleichend; je deutlicher ihre sich bewegenden, hageren Gestalten sich auf dem Schnee abzeichnen, desto größer wird die Erregung. Die Schlitten setzen indeß ihre rasche Fahrt fort und das Schwein schreit; würde es einen Augenblick schweigen, so verschwände sofort der ganze Haufe. Die Wölfe nähern sich, sie erblicken das über den Schnee tanzende Heubündel, stürzen darauf zu und erfüllen die Luft mit ihrem heisern Geschrei, von dem Grunzen des Schweines accompagnirt.

Dies ist der kritische Moment. Zuweilen entdecken die Wölfe die Spiegelfechterei und machen Kehrt ehe man noch schießen kann, in den meisten Fällen können sie aber dem Grunzen des Schweines nicht widerstehen und nähern sich auf Schußweite. Auf ein gegebenes Signal schießen sämmtliche Jäger gleichzeitig, und mit Ausnahme der Todten und Verwundeten verschwindet plötzlich Alles wie durch Zauberei. Abgesehen von der Erregung, welche man empfindet, wenn man sich von seinem Wilde gejagt sieht, ist es auch an und für sich schwer, bei dieser Gelegenheit richtig zu zielen. Zuvörderst ist die Schneebahn niemals glatt und in Folge dessen erleidet der Schlitten ein fortwährendes Stoßen und Rütteln, was dem Zielen sehr hinderlich ist, dann aber muß man auch im vollen Fahren schießen, denn sobald der Schlitten an=

hält, entfliehen die Wölfe mit der Schnelligkeit des Blitzes. Manche Jäger springen aus dem Schlitten während er in vollem Galopp dahinsaust, dies hat jedoch seine Schwierigkeiten, besonders wenn man in einem großen Pelze und in Pelzstiefeln steckt.

Man erzählt viel von der Klugheit der Wölfe, ich glaube jedoch nicht daran. Eines Tages befestigte ich an den an meinem Schlitten befindlichen Strick zwei Heubündel in einer Entfernung von zehn Metres von einander, um zu sehen, was die Wölfe thun würden, wenn sie an dem ersten entdeckt, daß es eine Täuschung und kein lebendiges Thier sei. Zu meinem großen Erstaunen warf ein Wolf, nachdem er das erste Bündel zerrissen, sich mit derselben Gier auf das zweite, hatte jedoch, ehe er dasselbe erreicht, schon die gerechte Strafe für seine Dummheit empfangen.

Von der andern Seite habe ich freilich bemerkt, daß so melodisch das Quieken und Grunzen unseres Schweines auch klingen mochte, wir doch sicher sein konnten, von unserm Jagdausfluge unverrichteter Sache zurückzukehren, wenn wir schon nach acht Tagen zum zweiten Male an demselben Orte jagten, und ganz besonders, wenn wir einen verwundeten Wolf hatten lebend entschlüpfen lassen.

Die beste Lockart für die Wölfe ist ein lebendiger Hund, der auf sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Könnte man einen Hund dazu abrichten, in einer Entfernung von zwanzig Metres bellend hinter dem Schlitten herzulaufen und sich diesem in demselben Maße zu nähern als er von den Wölfen bedroht wird, so dürfte man hoffen, alle sich in der ganzen Gegend aufhaltenden Wölfe auszurotten.

Der Wolf macht, um sich Nahrung zu holen, ganz erstaunliche Märsche. Ich bemerkte eines Tages einen alten Wolf, der sich vor seinen Gefährten durch die eigenthümliche Art auszeichnete, mit welcher er die ihm von seinem Schwanze noch gebliebene Hälfte trug. In der folgenden Nacht sah ich ihn über zehn Meilen entfernt von dem Orte wieder, wo ich ihn zuerst erblickt hatte. Die Russen veranstalten auch Treibjagden auf Wölfe, wobei zuweilen bis zu zweihundert Treiber beschäftigt werden; mir ist es aber stets als ein mittelmäßiges und kaltes Vergnügen erschienen, wenn ich ruhig auf meinem Platze bleiben und warten soll, bis das Wild mir zugetrieben wird.

Die Wölfe sind sehr schwer zu zähmen. Ich habe mehrere Male versucht, ganz junge Wölfe zu zähmen, konnte jedoch niemals zu einem Resultate kommen, sie haben sich stets mit ihrem Halsbande erdrosselt. Es soll damit indeß nicht gesagt sein, daß es niemals gelänge. Im Hofe des Chefs des Minendepartements zu Jekatarinburg, liegen zwei Wölfe an der Kette, welche die Stelle der Hofhunde versehen; sie sind so zahm, daß sie sich von den Personen, die sie kennen, streicheln lassen.

Im Ural findet man ein Thier, das die Einheimischen wilde Ziege nennen. Obgleich es sehr häufig vorkommen soll, bin ich doch nicht so glücklich gewesen, eins zu sehen; trotzdem ich nun nicht nach eigener Anschauung urtheilen kann, glaube ich doch nicht, daß es eine Ziege ist, sondern vielmehr, daß es sich um eine Abart des Dammhirsches handelt. In den südlichen Theilen des Ural, nach Ufalleh zu, giebt es sehr viele Rehe.

So sehr der Jäger in Rußland seine Rechnung findet, so wenig hat der Angler dort zu hoffen. Nicht, daß es an Fischen fehlte, aber, den Hecht ausgenommen, lohnt es nicht der Mühe, sie zu fangen, und da die großen Hechte in Seen leben, welche fast immer mehr oder weniger mit Wurzeln und Gestrüpp durchzogen sind, so ist es beinahe unmöglich, ihnen mit der Angelschnur beizukommen.

Einige Flüsse im Ural haben schwarze oder sogenannte Berg-Forellen, aber nicht in so großer Anzahl, daß es sich verlohnte, danach zu fischen. In einigen ganz entlegenen Theilen des Ural findet man auch Aesche, welche den Liebhaber wohl in Versuchung führen könnten, wenn es nur nicht allzuweit bis zu ihnen wäre.

In den meisten nördlichen Flüssen und in der Wolga hält sich der Sterlet auf, ein äußerst wohlschmeckender Fisch, dessen Fang aber nicht das geringste Interesse bietet.

Außer den bis jetzt erwähnten Fischen giebt es in Rußland nur noch gemeine Sorten, wie Rothfedern, Plötzen, Weißfische u. s. w. Diese sind in großem Ueberflusse vorhanden und die Russen, welche, vermöge ihrer vielen Fasten sehr starke Fischesser sind, fangen zu jeder Jahreszeit und auf jede mögliche Art ungeheure Quantitäten davon. Wenn man ihre aus der Rinde der Platane gefertigten Netze sieht, so wundert man sich, daß es in Rußland überhaupt noch Fische giebt und nicht schon alle längst den Weg in die Küche gewandert sind.

Die Newa liefert einen ganz vorzüglichen Lachs in ziemlich großer Menge. Derselbe wird in Netzen gefangen; das Angeln ist in diesem Flusse ganz unmöglich.

Auch in den Flüssen des Ural und in vielen Flüssen Sibiriens giebt es sehr viele Lachse, für den Augenblick sind aber diese Regionen für den Liebhaber doch noch zu weit entfernt und zu wenig erreichbar. Auch Finnland besitzt einen großen Reichthum an Forellen.

Die Russen verstehen das Netz in außerordentlich geschickter Weise zu handhaben. Man sieht zuweilen auf einem gefrorenen See ein ganzes Regiment Muschiks in Bewegung. Einige nehmen Maaß, Andere schlagen Löcher in das Eis, noch Andere pflanzen hier und da rothe Fahnen auf. Diese Operation geht methodisch nach gewissen bestimmten Regeln vor sich und liefert immer das beabsichtigte Resultat, nämlich sämmtliche im See befindliche Fische zu fangen.

Fast alle diejenigen Fische, welche während der Fastenzeit die Hauptnahrung ausmachen, kommen aus der unteren Wolga oder aus dem Don. Wohlverstanden ist hier nur die Rede von den großen sechzig Pfund und darüber wiegenden Fischen, wie z. B. der Stör, der Hausen u. s. w.

In Rußland, wie in allen nördlichen Ländern, ist auch der Gebrauch des Fischestechens sehr verbreitet, kurz, man sucht der stummen Bewohner der Gewässer habhaft zu werden, wie man nur weiß und kann. Und es liegt ein eigener bestrickender Reiz in dieser Beschäftigung. Wenn man an einem schönen Sommerabend in der Nähe eines Flusses oder Sees sitzt, dem Murmeln des Wassers lauscht und die sich in der klaren Fläche spiegelnden Sterne bewundert, so dringt auch der klagende Gesang des Fischers zu uns herüber (die Volksgesänge der Russen haben stets einen nur ihnen eigenen melancholischen Ton) und unwillkürlich beneidet man das friedliche und zufriedene Leben, welches der Muschik führt.

Neuntes Capitel.

Klima; Nahrungsmittel und Dienstboten.

Winter und Sommer. — Schneller Temperaturwechsel. — Schnelle Aufeinanderfolge der Jahreszeiten. — Ein Sturm. — Ein Waldbrand. — Lebensweise des Muschik, des kleinen Handwerkers und Kaufmannes, der höheren Stände. — Russische Delikatessen. — Russische Köche. — Sonstiges Dienstpersonal.

In einem Reiche, von solcher Ausdehnung wie das russische, muß selbstverständlich die allergrößeste Verschiedenheit des Klimas herrschen. Eine recht genaue Vorstellung davon erhält man im ethnographischen Museum zu Moskau, wo Exemplare aller Völkerschaften, welche dem Scepter des Czaaren unterworfen, der Reihe nach dargestellt sind, von dem Eskimo bis zum kupferfarbigen Feueranbeter.

Im europäischen Rußland, wie in vielen Theilen Sibiriens — mit dem wir uns in einem späteren Kapitel noch besonders zu beschäftigen haben werden — kann man das Klima durchaus nicht als unangenehm oder gar als unerträglich bezeichnen. Es ist wahr, die Winter sind nach unsern Begriffen sehr streng, ist aber nur kein scharfer Wind, so empfindet man die Kälte nicht so sehr.

Als Durchschnittsgrad der Kälte kann man ungefähr 20° Reaumur annehmen, ungewöhnlich sind allerdings auch 30° nicht; vermöge der außerordentlichen Klarheit und Trockenheit der Atmosphäre sind aber auch diese noch recht gut zu ertragen.

Diesseitig vom Ural, in Mittel- und Nord-Rußland, frieren die Flüsse in der Regel Ende November neuen Stiles zu und thauen Ende März wieder auf; eben so lange fällt Schnee. Es treten jedoch während der Wintermonate häufig plötzliche und große Temperaturveränderungen ein. Ich erinnere mich, daß im Monat Februar 1868 in Nishnij-Nowgorod das Thermometer innerhalb 16 Stunden von 5° Wärme auf 41° Kälte stieg.

Der Russe ist durch die Gewohnheit mit diesem Temperaturwechsel vertraut und hat in seiner Kleidung wie in seinen Wohnungen Vorkehrungen getroffen, um sich gegen die Kälte zu schützen, nnd ich habe selbst beim strengsten Winter in Ruß-

land lange nicht so sehr durch das Klima gelitten wie z. B. in England.

Sommer und Winter folgen einander so unmittelbar, daß Derjenige, welcher an ein allmählicheres Kommen und Schwinden der Jahreszeiten gewöhnt ist, sich zuerst gar nicht darin zu finden vermag. In Folge dieses raschen Wechsels geht es denn auch mit der gesammten Vegetation so schnell, daß, trotzdem der Winter später weicht als im westlichen Europa, die Ernte in Rußland doch noch früher stattfindet.

Die Sommer sind heiß, zuweilen sogar unerträglich heiß, obgleich meistens ein leichter Wind der allzu drückenden Hitze entgegenwirkt; die Abende aber sind ohne Ausnahme kühl und sogar etwas feucht. In manchen Gegenden, wie z. B. in der Umgegend von St. Petersburg, bringt diese Eigenthümlichkeit des Klimas für Personen, die nicht daran gewöhnt sind, sogar ernste Gefahren mit sich.

Das russische Klima ist dem Wachsthum von Getreide und Gemüsen außerordentlich günstig und wäre der Boden in Mittel-Rußland besser, würde man ganz überraschende Resultate sehen.

Da im Innern und im Norden des russischen Reiches die Kälte doch zu streng ist, als daß die Obstbäume im Freien zu überwintern vermöchten, so kann dort von Obstbau nur wenig die Rede sein. Nördlicher als im Gouvernement Wladimir werden z. B. Kirschen im freien Lande nicht zur Reife gebracht, um so mehr ist man darauf bedacht, die bessern Obstsorten in Treibhäusern zu ziehen und erzielt dadurch oft ganz überraschende Resultate. So sieht man in Rußland Pfirsiche, die zuweilen zwei Pfund wiegen, doch sind sie viel besser zum Ansehen als zum Essen; mit ihrem Geschmack ist es nicht weit her.

Wie bekannt, ist das südliche Rußand mit einem großen Fruchtreichthum gesegnet. Die Aepfel und Trauben der Krim haben in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen. In der Umgegend von Kiew und den angrenzenden Distrikten wachsen die Birnen in den Wäldern wild und bilden im getrockneten und eingemachten Zustande einen bedeutenden Handelsartikel. Kiew ist überhaupt berühmt wegen seiner eingemachten Früchte und Confituren, dieselben werden dort in einer Mannigfaltigkeit und Vorzüglichkeit bereitet, wie man es vielleicht auf der ganzen Erde kaum ein zweites Mal findet.

So sehr das südliche Rußland vermöge seines Bodens und

seines Klimas für den Weinbau geeignet erscheint, so wenig ist doch in dieser Hinsicht bis jetzt geleistet worden. Gegenwärtig hat der Rebenbau in der Umgegend des Don allerdings an Ausdehnung gewonnen, aber man versteht mit der gewonnenen Traube nicht umzugehen und erzielt deshalb nur ein sehr mittelmäßiges Getränk. Hier ist noch ein sehr großes Feld für eine gewinnbringende Thätigkeit, und hat dieselbe Platz gegriffen, so kann Rußland mit gutem Erfolge in die Reihe der weinbauenden Nationen treten und, an Quantität wie an Qualität, sehr ansehnliche Erzeugnisse liefern. Ein unternehmender Grundeigenthümer, Fürst Woronzow, der auf seinen Gütern den Weinbau in einer rationellen Weise betreibt, erzeugt ein Gewächs, das sich mit dem französischen messen kann.

Das russische Klima hat ferner Unregelmäßigkieten, für die eine Erklärung zu geben, ziemlich schwierig sein dürfte; hierzu gehört das ganz plötzliche Hereinbrechen orkanähnlicher Stürme, wie ich einen solchen nachstehend zu beschreiben versuchen möchte.

An einem Maitage saß ich auf dem Balkon meines Hauses und erfreute mich an der Ruhe und Klarheit der Atmosphäre, die ein hervorstechender Zug des russischen Klimas ist. Mein Auge erfrischte sich am Anblick des jungen Grüns, das nun, da endlich der Schnee geschmolzen, schnell hervorzukeimen begann, und meine Gedanken flogen noch einmal zurück zu dem nun überwundenen langen kalten Winter, um sich mit so größerer Freude dem Sommer und seinen Genüssen zuzuwenden.

Im Park hielten die Staare bei ihrem Durchzuge auf den Zweigen des knospenden Lindenbaumes Rast, der etwas entfernter liegende Wald war voll von Hasen, welche man zwischen den noch kahlen Bäumen umherspringen und die hervorschießenden Sprossen des Unterholzes benagen sah; die Waldvögel begrüßten den kommenden Frühling ebenfalls mit Entzücken und die Schmetterlinge flatterten bereits um die sich soeben erst aus ihrem Moosbett erhebenden wilden Blumen.

Der See lag klar und ruhig wie ein Spiegel da und strahlte die Bläue des Himmels noch schöner zurück; mit einem Worte, es herrschte in der Natur der tiefste Friede, eine Stille, die auf die Dauer sogar etwas Bedrückendes enthielt. Aber sie sollte nicht allzu lange währen; wenige Minuten genügten, um die Scene vollständig zu verändern.

Ganz plötzlich überzog sich der Himmel mit schweren,

schwarzen Wolken, so daß der Tag in Nacht verkehrt schien. Der Donner rollte und der Wind erhob sich mit solcher Heftigkeit, daß er große Staubwolken aufwirbelte, welche sich zu riesigen Sandhosen gestaltete.

Und nun öffnete der Himmel seine Schleusen; der Regen strömte hernieder als ob der jüngste Tag gekommen sei und eine neue Sündfluth Menschen und Thiere von der Erde vertilgen solle. Der Wind artete zum Sturme aus und entwurzelte Bäume, welche seit Jahrhunderten dem Toben der Elemente getrotzt hatten.

Der ruhige See ward zum Meere, das Wasser bäumte sich kochend und sprühend zu Wogen auf und stürmte mit einer solchen Gewalt gegen den Damm, daß es denselben zu durchbrechen drohte.

Dächer stürzten krachend auf die Straßen hinab, Mauern, die jedem Angriff Stand zu halten schienen, wurden vom Sturme umgeblasen, als ob sie von Pappe wären, die ganze Gegend stand unter Wasser und um die Schrecken vollzumachen, prasselte nun noch ein Hagelschauer, dessen einzelne Körner so groß wie Taubeneier waren, hernieder. Alle Elemente schienen im Kampfe gegeneinander.

In den Werken flogen Eisen, Kohlen, Holz und Maschinen in einer wirren Masse durcheinander. Selbst die Pferde im Stalle blieben nicht unverletzt und bäumten sich wiehernd vor Furcht. Die Gänse und Enten krochen in die entferntesten Winkel, die kleinen Vögel flogen schutzsuchend in die Häuser und die Tauben schlugen mit den Flügeln und schrieen, als ob sie geschlachtet werden sollten.

Die Naturerscheinung war furchtbar, großartig und einmal gesehen, nicht so leicht zu vergessen, und dennoch dauerte sie kaum so lange, wie ich gebraucht, sie zu beschreiben. In zehn Minuten war Sturm, Hagel und Gewitter vorüber, der Himmel lachte wieder in Bläue und Sonnenschein und nur die angerichteten Verwüstungen erzählten von dem Aufruhr, der kurz vorher die Natur durchraft.

Zuweilen können diese Unwetter auch die Ursache der in Rußland häufig vorkommenden Waldbrände sein, indeß wird der etwa zündende Blitz doch meistens wieder durch den wolkenbruchartigen Regen gelöscht und in der Regel entstehen jene furchtbaren Brände durch die Unvorsichtigkeit der Menschen und nicht durch ein Naturereigniß.

Die russischen Wälder sind noch in vielen Gegenden von einer ungeheuren Ausdehnung und wenig oder gar nicht von der Axt berührt. Werst auf Werst erstrecken sie sich ohne eine andere Unterbrechung als die einsamen Wohnungen der Bienenzüchter, welche sich, ohne Jemand um Erlaubniß zu fragen und von irgend Jemand wegen Steuern und Abgaben behelligt zu werden, in dieser Einöde angesiedelt haben. Alle halbe Jahre geht ein solcher moderner Eremit vielleicht nach einem viele Werste weit entfernt liegenden Dorfe, um seinen Mehlvorrath einzukaufen, sonst aber sieht er jahraus jahrein kein lebendes Wesen, es sei denn, daß ein Bär vom Geruche des Honigs angelockt, ihm einen sehr unwillkommenen Besuch abstatte und ihm in kurzer Zeit die Arbeit eines Jahres zerstöre.

Diese Bienenzüchter sind es nun hauptsächlich, die bei ihren Wanderungen durch die Wälder jene Brände hervorrufen, welche den russischen Forsten so großen Schaden thun.

Sobald nämlich ein Muschik nach einer längeren oder kürzeren Wanderung Rast macht, ist sein erstes Geschäft, ein Feuer anzuzünden, nicht um sich daran zu wärmen oder Speisen zu kochen, sondern um die wilden Thiere abzuschrecken, noch weit mehr aber, die bösen Geister, die Kobolde und Elfen, von denen er sich überall umgeben und gegen die er durch das Feuer geschützt zu sein glaubt. Unglücklicherweise denkt er niemals daran, wenn er sich von seinem Lagerplatz erhebt, das Feuer auch wieder ordentlich auszulöschen. Er überläßt es seinem Schicksal, und macht sich der Wind auf, so ist das Unglück fertig.

Die durch die heißen Strahlen der Sommersonne ausgedörrte Vegetation giebt den Flammen eine ausgezeichnete Nahrung, so daß sie sich mit rasender Schnelligkeit verbreiten. In wenigen Minuten stehen weite Strecken in Feuer, das der Wind meilenlang fortpflanzt.

Und nicht nur das Holz ist trocken und leicht entzündbar, der Boden selbst hat sich durch den heißen Sommer diese Eigenschaft übertragen, besonders da er sehr viel Torf enthält. Dieser fängt auch an zu brennen, so daß auch an der Erde das Feuer wie eine züngelnde Schlange sich fortwindet.

Die aufsteigenden Rauchwolken verkünden den Bewohnern der umliegenden Dörfer schon aus weiter Ferne das ihnen drohende Unheil, aber sie achten nicht viel darauf und thun

nichts, um einem Ereigniß entgegenzuarbeiten, das in seinen Folgen sie mit furchtbarer Schwere treffen kann.

Viele Meilen weit verbreitet sich zuweilen die Feuersbrunst, ein ganzes Gouvernement wird davon durchleuchtet und noch immer geschieht nichts, den Flammen Einhalt zu thun, die ein prachtvolles, grandioses Schauspiel gewähren.

Inmitten des wogenden Feuermeeres, des Prasseln und Knacken der Zweige und Aeste stehen wie Felsen in der brandenden See die alten großen Bäume, die Riesen des Forstes, denen selbst die Flammen nichts anzuhaben vermögen.

Die wilden Thiere stürzen aus ihren Höhlen hervor und versuchen dem Feuer zu entrinnen, das sich erbarmungslos an ihre Fersen heftet. Die Hasen sitzen von Entsetzen gelähmt ganz still, und lassen das Verderben über sich ergehen, die Singvögel verstummen, während die großen Vögel mit lautem Gekreisch aufflattern, um dann vom Rauche erstickt kopfüber in die Flammen zu sinken.

Dann und wann erreicht das Feuer einen Haufen trockenen Holzes, das die Bauern gefällt, gespalten und als Wintervorrath aufgeschichtet haben. Dies scheint den Flammen neue Kraft zu verleihen, denn mit verdoppelter Wuth rasen sie weiter und es sieht aus, als vermöchte nichts ihnen Einhalt zu thun.

Nicht mehr bleibt der Brand auf den Wald beschränkt, auch Dörfer werden davon ergriffen und die strohgedeckten Häuser, die mit Heu und Korn gefüllten Scheuern lodern in einem Moment empor, im andern liegt des Muschiks ganze Habe in Asche.

Erst wenn das Feuer auch Städte zu bedrohen scheint, wendet man ihm die Aufmerksamkeit zu, welche man ihm von Anfang an hätte widmen sollen. Der Lokal-Gouverneur wird ängstlich und sagt sich, daß es doch wohl seine Pflicht gewesen wäre, früher Vorkehrungen gegen das Umsichgreifen des Brandes zu treffen. Er läßt die Ortsvorstände der niedergebrannten Dörfer vor sich kommen, fordert sie zur Berichterstattung auf und macht ihnen Vorwürfe, daß sie die Flammen nicht gelöscht haben. Die Löschapparate werden inspizirt und wie gewöhnlich in der größten Unordnung befunden; aber es muß etwas geschehen, denn wenn die Sache dem Kaiser zu Ohren kommt, so wird eine Commission zur Untersuchung an Ort und Stelle gesandt, welche währscheinlich sämmtliche Beamten, vom Gouverneur bis zum Starosta absetzen würde.

Nun ist der Augenblick gekommen, wo der Muschik seine Geschicklichkeit entfalten kann. Aus der ganzen Umgegend werden alle nur irgend zur Arbeit tauglichen Männer aufgeboten, mit Hacken und Spaten und Aexten bewaffnet, und nun geht es unter Anführung eines Starosta vorwärts. Ein Theil der Leute, welche Aexte führen, bildet einen Kreis um die in Flammen stehende Strecke und ziehen mit ihren Werkzeugen eine Furche in den Boden, während hinter ihnen ein anderer Theil der Mannschaft mit Spaten und Hacken einen Wall aufwirft. Der auf diese Weise gebildete Graben setzt den Flammen, die hauptsächlich durch Gras und Unterholz neue Nahrung bekommen, einen Damm.

Solche Feuersbrünste erlangen oft eine ganz erschreckliche Ausdehnung. Derjenige große Waldbrand, welcher im Jahre 1863 stattfand, begann im Gouvernement Twer und verbreitete sich bis in die Nähe der im Herzen des Königreichs Polen gelegenen Stadt Wilna.

In engster Verbindung mit dem Klima eines Landes stehen die Nahrungsmittel, welche das in demselben lebende Volk vorzugsweise zu genießen pflegt. Auch in dieser Beziehung ist die Lebensweise in Rußland je nach den verschiedenen Gegenden, noch mehr aber nach den verschiedenen Klassen verschieden. Die vornehmeren Leute in den großen Städten essen und trinken so ziemlich Dasjenige, was in allen andern größeren Städten Europas gebräuchlich ist; will man daher die Eigenthümlichkeiten des Landes kennen lernen, so muß man sich zu andern Klassen, nach kleineren Städten und ganz besonders nach dem Lande wenden.

Die Lebensweise des Muschik, um mit diesem anzufangen, ist sehr einfach. Kohlsuppe, Schwarzbrod und, als eine Delikatesse Buchweizen in Oel gekocht, machen seine tägliche Nahrung aus. Dazu kommen als besondere Leckerbissen kleine Gurken, die im Sommer frisch, im Winter in Salz und Wasser eingemacht, gegessen werden, endlich zur Fastenzeit alle Arten Fische, was für welche, ist den Leuten vollkommen gleichgültig. Viele dieser Fische werden in dem ersten besten See gefangen und sind ihres Zeichens ganz gewöhnliche Weißfische, die besseren Sorten kommen aus der Wolga, dem Don und aus Sibirien.

Während des Winters und in der Fastenzeit wird Oel in großen Quantitäten consumirt; was die Qualität betrifft, so

sind die Bauern darin nicht besonders heikel, es gilt ihnen gleichviel ob es aus Raps, Mohn, Sonnenblumensaamen oder sonst einem andern Material gewonnen ist. Kartoffeln, welche der Muschik „Teufels=Aepfel“ nennt, werden nur ausnahmsweise gegessen.

Fleisch bekommt der Muschik nur sehr selten zu sehen; gestattet er sich aber ja einmal eine solche Delikatesse, so besteht dieselbe gewöhnlich in Ochsenleber oder Ochsenfuß oder einem andern Stück, das sonst kein Mensch haben will. Hat er ein derbes Stückchen Fleisch, so wandert es in den Suppentopf.

Der Salzverbrauch der Russen ist ganz enorm und die Regierung hat wohl gewußt, was sie that, als sie gerade diesen Artikel mit einer hohen Steuer belegte, sie erzielt dadurch eine sehr bedeutende Einnahme.

Für gewöhnlich trinkt der Muschik Wasser; will er es sich wohl sein lassen, Quaß, ein aus gegohrnem Roggen bereitetes Getränk, und an Feiertagen thut er sich in der von uns berichteten Weise an Wodka gütlich.

Nach dieser Beschreibung wird es dem Leser einleuchten, daß der Muschik in Folge seiner Lebensweise kein kräftiger Mann sein kann. Ob seine Enthaltsamkeit die Folge seiner Armuth oder der Vorschriften seiner Kirche ist, habe ich nicht festzustellen vermocht, bin jedoch eher geneigt, das Letztere anzunehmen; ist doch den Angehörigen der orthodoxen griechischen Kirche an mehr als 200 Tagen des Jahres der Fleischgenuß verboten.

Steigen wir auf der sozialen Stufenleiter eine Sprosse höher, so finden wir als Grundlage dieselben Nahrungsmittel, aber mit anderen Zuthaten.

Der kleine Kaufmann und Handwerker hat auch sein schwarzes Brod, seinen Quaß und seine Kohlsuppe, würzt aber die letztere mit vielem Fleisch. Er ißt ebenfalls Buchweizen und Gurken, außerdem aber noch andere Gemüse und auch dazu wieder tüchtige Stücke Fleisch. Manche von diesen Klassen der russischen Bevölkerung bevorzugte Gerichte sind nachahmungswerth. So ist z. B. zu Anfang des Winters ein eingemachter Apfel, d. h. ein Apfel, der einige Zeit in Brodwasser gelegen, zu einem Stück Roastbeaf etwas sehr Empfehlenswerthes. Pfirsiche werden von diesen Leuten in einer ganz unübertrefflichen Weise eingemacht. Pilze aller Arten werden so köstlich zubereitet, daß mir, indem ich darüber schreibe, das Wasser im Munde zusammenläuft.

Außer Quaß sind in diesen Ständen noch Meth und eine Art Bier, Bräga genannt, die gewöhnlichen Getränke.

Auch in den Häusern der Landedelleute findet man die vorgenannten Gerichte, doch treten hier noch die feineren Sorten der Fische geräuchert und eingesalzen, guter Käse und die verschiedensten Arten Wildpret hinzu; auch trinkt man neben Quaß und Bier viel Wein.

Endlich muß ich noch einiger Rußland besonders eigener pikanter und delikater Gerichte erwähnen. Frischer Caviar (er ist so zart, daß es selbst in St. Petersburg unmöglich ist, ihn ganz frisch zu haben) auf einen Moskauer Kalasch (weißes geröstetes Brod) gestrichen mit einer Idee Zwiebel dazu, ist eine Speise, welche dem Gourmand in keinem andern Lande der Welt geboten wird, während der eingesalzene Caviar das unangenehmste ranzigste Zeug ist, was man sich denken kann. Von dem Wohlgeschmack des Sterlet habe ich an anderer Stelle gesprochen. Großes Lob verdienen die Pilze; eine russische Doppelschnepfe, Ende August auf den Kornfeldern geschossen, übertrifft an Feinheit des Fleisches jedes andere Wildpret, und ein kaltes „Rabschick" oder Baum-Rebhuhn mit Gurken ist ein Essen für Götter.

Von ausländischen Luxusartikeln findet man in Rußland Champagner und Cigarren besser als in irgend einem andern Lande, es sind aber dort auch die feinsten Kenner dieser Herrlichkeiten.

Mit Ausnahme des Muschik lebt man in Rußland durchaus nicht schlecht, nur kocht man im Allgemeinen zu viel mit Talg, was einem westeuropäischen Magen nicht recht behagen will. In dieser Beziehung leistet wiederum der Muschik das Unglaubliche.

Ich machte eines Tages einen Diener darauf aufmerksam, daß eine Stearinkerze nicht fest auf dem Leuchter stehe. Ohne sich lange zu besinnen, nahm er die Kerze heraus und brachte die Sache dadurch in Ordnung, daß er ein Stückchen davon abbiß, welches er mit sichtlichem Wohlbehagen verzehrte. Noch merkwürdiger ist aber ein anderer Vorfall.

Ein Kaufmann hatte die Lieferung des Petroleums zur öffentlichen Erleuchtung contraktlich übernommen, kam aber eines Morgens mit langem Gesichte zum Departements-Direktor mit der Erklärung, daß er von dem Contrakt zurücktreten müsse,

denn er könne nicht so viel Petroleum in die Laternen gießen, wie von den Muschiks ausgetrunken werde.

In den vornehmeren russischen Häusern wird die Küche meistens von Männern besorgt, und diese Kochkünstler verstehen ihre Kunst aus dem Grunde, ihre Crêmes und „Eis" sind unübertrefflich. Es giebt aber fast keinen Koch, der nicht tränke, und Diebstähle in ihrem Departement rechnen sie sich durchaus nicht zur Sünde an. Bei besonderen Gelegenheiten und an hohen Festtagen ist es eine Seltenheit, wenn der Koch nüchtern ist. Wir brauchten an solchen Tagen auf dem Lande gewöhnlich die Vorsicht, den Koch einzuschließen, um nicht des Mittagsessens entbehren zu müssen.

Im Allgemeinen sind Dienstboten in Rußland eine große Plage, obgleich man zugeben muß, daß sie auch wieder Eigenschaften besitzen, die mit ihren Fehlern aussöhnen. Sie werden gewöhnlich nach ihren schriftlichen Zeugnissen, die sie vorlegen, gemiethet, und es kommt selten vor, daß man sich auch mündlich bei der früheren Herrschaft nach dem Verhalten des zu Engagirenden erkundigt. Jene schriftlichen Zeugnisse sind nun aber so gut wie gar keine, da in früherer Zeit ein Diener den Herrn, der ihm ein schlechtes Zeugniß schrieb, bei der Polizei verklagte. Dessenungeachtet konnte man, wenn der Diener ein Zeugniß verlangte, gesetzlich gezwungen werden, ihm ein solches auszustellen. Ich suchte mir dadurch zu helfen, daß ich einfach schrieb; „Iwan oder Mascha trat in meinen Dienst am 1. Januar 1870 und verließ ihn am 12. April 1870."

Die Mägde sind nicht dazu zu bringen, daß sie Zimmer scheuern oder Wäsche reinigen; zu diesen Arbeiten müssen noch besondere Tagelöhnerinnen angenommen werden. Die Bedienung bei Tische und was dahin gehört wird meistens von Dienern besorgt. Dagegen sind die russischen Frauen ganz vorzügliche Kinderwärterinnen und ich glaube, daß ein Kind bei keiner Pflegerin besser aufgehoben sein kann, als bei ihnen.

Eine andere gute Eigenschaft der russischen Dienstboten ist die, daß sie die Gewohnheiten ihrer Herrschaften sehr schnell kennen lernen, und daß sie in Betreff ihrer Verpflegung sehr wenig Ansprüche machen. Auch ihr Lohn ist sehr gering, so daß die große Zahl von Dienstboten, welche man in Rußland bedarf, nicht theurer zu stehen kommt, als die wenigen, die man in andern Ländern hält. Endlich macht auch die Wohnungsfrage,

die bei uns oft so schwer ins Gewicht fällt, dem russischen Herrn in Betreff seiner Dienstboten wenig Kopfzerbrechen. Der Koch schläft auf einer Bank oder einem Tisch in der Küche, die andern Dienstboten kriechen unter, wo sie gerade ein warmes Fleckchen finden.

Man miethet die Dienstboten auf einen Monat, doch kann das Dienstverhältniß jeder Zeit nach einer drei Tage vorher erfolgten Kündigung von beiden Seiten aufgehoben werden.

In Städten muß jedes Haus einen „Dwornik“ oder Thürhüter haben, der sehr verschiedenartige Pflichten zu erfüllen hat. Er muß Holz und Wasser tragen, das Haus rein halten und bewachen, und ist außerdem der Polizei für Anmeldung und Abmeldung der ankommenden und abreisenden Fremden, sowie für Registrirung ihrer Pässe verantwortlich. Der Dwornik ist somit eine wichtige Person und genießt in dieser Eigenschaft auch des Vorzugs einer eigenen Wohnung, bestehend aus einem kleinen nach dem Hofe zu belegenen Zimmer oder Verschlag.

Bei der Wahl der Kutscher giebt immer die Länge ihres Körpers und ihres Bartes den Ausschlag.

Der Hausherr hat stets die Pässe seiner gesammten Dienerschaft in Händen, um auf diese Weise gegen ihr eigenmächtiges Fortlaufen gesichert zu sein.

Zehntes Kapitel.

Handel und Industrie.

Ursprung, Blüthe und Niedergang der Eisen- und Kupferwerke. — Strikes und Verbindungen. — Goldminen. — Kohlengruben. — Baumwollen-, Leinen- und Tuchwebereien. — Rübenzucker. — Creditverhältnisse. — Exporthandel. — Zölle. Kleinhandel.

Vor etwa fünfzig Jahren war die wichtigste Industrie in Rußland die Gewinnung der Metalle; es sei mir gestattet, den Ursprung dieser Thätigkeit mit einigen Worten zu schildern.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts lebten zu Tula zwei Grobschmiede, welche viel von den ungeheuern Schätzen an Eisen gehört hatten, die in allen Theilen des Reiches beinahe

an der Oberfläche lagerten, denen es ferner nicht entgangen war, daß überall ungeheure Wälder einen unerschöpflichen Vorrath an Brennmaterial lieferten, und die zum Ueberfluß noch erfuhren, daß die Regierung Denjenigen, die diese Reichthümer ans Licht zu fördern unternähmen, große Privilegien gewähren würde.

Die beiden Schmiede hießen Demidow und Botaschew, zwei Namen, welche jedem Russen gegenwärtig bekannt sind. Sie waren geniale, mit einer seltenen Energie begabte Männer, und wenn man die Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten, überblickt, so weiß man in der That nicht, ob man mehr die Kühnheit und Größe ihrer Entwürfe bewundern soll, oder die geduldige Energie und Beständigkeit, die sie bei deren Verfolgung und Ausführung bewiesen. Alle Beide haben aber das von ihnen Unternommene fast in derselben glücklichen Weise ausgeführt.

Demidow begründete zuerst ein Etablissement im nördlichen Ural, in Newianks; nach kurzer Zeit hatte er Schmelzöfen und Schmieden an allen den Orten angelegt, wo man sich Wasser verschaffen konnte.

Ich glaube nicht, daß ein authentisches Dokument existirt, welches einen genauen Nachweis über die von Demidow gegründeten Gießereien zu geben vermöchte. Was Botaschew anbetrifft, der in des Erstern Fußstapfen trat, so steht fest, daß er bei seinem Tode fünfundzwanzig Schmelzöfen hinterließ, durch welche Gruben im Umfange von anderthalb Millionen Morgen Land ausgebeutet und über fünfzigtausend Arbeiter beschäftigt wurden.

Nach Demidow's und Botaschew's Tode wurden ihre Besitzungen getheilt, von ihren Nachfolgern einzeln vergrößert, von folgenden Geschlechtern wieder getheilt und so durch sie gewissermaßen der Stamm gebildet, welchem die zahlreichen, von der russischen Eisenindustrie getriebenen Zweige entsprossen sind. Die Ausbeutung der Kupferminen ist verhältnißmäßig viel jüngeren Datums. Das gegenwärtig so berühmte Bergwerk von Nishnij-Taghilsk, das erste, welches wirklich Wichtigkeit erlangt hat, wurde erst im Jahre 1814 eröffnet. Es liegt auf der Stelle eines der von Demidow eingerichteten Etablissements und gehört noch heutigen Tages dieser Familie. Bald entdeckte man, daß alle östlichen Züge des Ural von einem nördlich von Taghilsk gelegenen Punkte an bis nach Orenburg im Süden einen wahren

Ueberfluß an Kupfer enthielten. Es wurden also die ganze Strecke entlang Minen eröffnet und Hüttenwerke angelegt.

Nachdem wir auf diese Weise den Ursprung und die Fortschritte der Metall-Industrie Rußlands betrachtet, müssen wir uns mit deren Niedergang und Fall beschäftigen, denn sie ist gegenwärtig tief gesunken. Wir haben die Gründe davon schon in einem früheren Kapitel angedeutet. Die reich gewordenen Nachkommen der beiden Schmiede hielten es für überflüssig, die Arbeiten ihrer Väter fortzusetzen. Sie waren durch den Reichthum zu bedeutendem Einfluß gelangt, wurden von der Regierung geadelt und zu den höchsten Würden erhoben, vernachlässigten die Quellen ihres Vermögens und überließen sie Miethlingen, die sie zu Grunde richteten. Nach und nach entstanden neue Eisenwerke, die ihnen Concurrenz machten, was ein Sinken der Preise und eine Abnahme der Einkünfte der beiden Familien verursachte. Sie hatten aber die Gewohnheit angenommen, auf sehr großem Fuße zu leben, und vermochten weder ihre persönlichen Ausgaben einzuschränken, noch ihren Minen den früheren Werth wieder zu verschaffen und sahen sich bald in die Nothwendigkeit versetzt, theils vom Staate, theils von Privatleuten bedeutende Anlehen auf Hypotheken zu nehmen.

Es währte nicht lange, so waren die Demidow's und Botaschew's außer Stande, die Zinsen der contrahirten Anlehen zu bezahlen, ihre Schuldenlast ward immer größer und die Regierung beeilte sich, von diesen Verlegenheiten Vortheil zu ziehen und die Hand auf die verschuldeten Besitzungen zu legen. Die Minen wurden durch ein Aufsichtscomité verwaltet, welches dieselben nominell zum Vortheil der Besitzer ausbeutete, in Wahrheit hatte dieses System aber keinen andern Zweck, als die Interessen des Staates zu garantiren. Von dem Augenblicke seiner Einführung an gingen die alten Familien mit schnellen Schritten ihrem Untergange entgegen, der für einige ihrer Mitglieder, die dem Namen nach Eigenthümer der großen Besitzungen geblieben sind, ein vollkommener geworden ist.

Unter der gouvernementalen Vormundschaft haben die Minen niemals prosperirt, dieselbe hat vielmehr die Verringerung des Ertrages und den Verfall der Hüttenwerke zur Folge gehabt. Die Abtheilung der Minen hat jedes Jahr ein größeres Deficit, obgleich mehrere der bestgelegensten Etablissements des Reiches sich in ihrer Verwaltung befinden.

Dieser Mißerfolg kann nun allerdings nur der in der russischen Verwaltung herrschenden Corruption zugeschrieben werden. Die Minen bringen sehr viel ein, aber das Geld fließt nicht in die Kassen des Staates. Nach alter Unsitte wurden die Beamten sehr schlecht besoldet und waren in Folge dessen bei jedem ihnen zu Theil werdenden Auftrage in erster Linie darauf bedacht, für sich selbst zu sorgen. Ein solches System ist höchst beklagenswerth, denn man hat kaum das Herz, die Leute wegen ihrer Unredlichkeit zu verurtheilen, wenn man weiß, daß sie von ihrem Gehalte buchstäblich nicht leben können. Ich habe mehrere hohe Beamte dieser Abtheilung gekannt, welche mit der größten Entschiedenheit den schamlosen Unterschleifen ihrer Untergebenen ein Ende zu machen suchten, aber sie waren zu sehr in der Minderzahl und auch über ein zu ausgedehntes Territorium verstreut, als daß ihre Bemühungen hätten von Erfolg gekrönt werden können.

Das ganze industrielle und commerzielle System des Staates ist wurmstichig. Fügt es der Zufall, daß man einmal einen fähigen und pflichtgetreuen Director hat, so wird derselbe in seinen Bestrebungen dergestalt von den Bureaukraten gekreuzt, daß er zuletzt schlaff und muthlos wird. Ein Mann, dessen Redlichkeit über jedem Zweifel erhaben ist, sagte mir, als er mir das ihm anvertraute Hüttenwerk zeigte:

„Sie dürfen nicht erwarten, hier so vollkommene Erzeugnisse wie bei Ihnen zu sehen. Die Regierung ermuthigt uns nicht so, daß wir uns Mühe geben. Ich habe mein ganzes Leben schwer gearbeitet, um nun endlich zu einer Stelle zu gelangen, die, während die ganze Verantwortlichkeit auf mir lastet, mir monatlich siebzig Rubel einbringt. Ich sorge dafür, daß das Hüttenwerk die Kosten deckt, weiter geht mich nichts an, denn brächte es auch noch zweimal so viel ein, so würde ich doch keinen Dank für meine Mühe erhalten."

Man kann darüber streiten, ob diese Anschauung ehrenhaft sei oder nicht, natürlich ist sie jedenfalls. Es ist Herkommen oder Regel, daß der Director eines Etablissements seinen Platz nur so lange behält, als er versteht, die Einnahmen die Ausgaben deckend zu erhalten; sobald er Zuschuß verlangt, wird er abgesetzt. Die Directoren der wenig einträglichen Minen suchen daher auf die erfindungsreichste Weise ihre Rechnungen ins Gleichgewicht zu bringen. Nach den Mittheilungen, welche ich

über den Betrieb eines jetzt der Regierung gehörenden, vom großen Demidow gegründeten Hüttenwerkes erhielt, muß das dort fabricirte Eisen viel theurer zu stehen kommen, als man es verkaufen kann. Ich bat den Director um Aufschluß, und er gab mir ohne Rückhalt zu, daß das Hüttenwerk hülflos ruinirt sei.

„Trotzdem bringt es der Regierung etwas ein," fügte er hinzu. Erstaunt fragte ich, wie dies möglich sei.

„Meine Schmelzöfen bringen nichts, aber mein Bruder ist Director der dem Staate gehörenden Gießereien und er kauft mir das rohe Eisen ab."

Sein Bruder kaufte ihm in der That sein Roheisen um das Doppelte des wirklichen Werthes ab und half ihm so, sein Deficit decken und dem Staate noch außerdem Erträge vorspiegeln zu können; auf diese Weise verursachte er der Regierung einen ungeheuren Schaden, behauptete sich aber auf seinem Platze, und das war die Hauptsache. Bei der großen Wichtigkeit, welche die metallurgische Frage in politischer Hinsicht für Rußland hat, verdienen gerade diese Mißbräuche die ernsteste Aufmerksamkeit. Eine ganze, über eine weite, weite Fläche des Reiches zerstreute Bevölkerung lebt lediglich von den Minen.

In vielen Generationen sind die Männer vom Vater auf den Sohn immer Grubenarbeiter gewesen, kennen keine andere Hantierung und sind auch zu nichts Anderem zu gebrauchen. So lange es in den Minen und Gießereien Arbeit giebt, geht es den Leuten wohl und sie sind zufrieden; an dem Tage, wo die Arbeit aufhört, tritt Hungersnoth, Unzufriedenheit und endlich Emeute ein. Die Unruhen, welche kürzlich in einigen Theilen Rußlands ausgebrochen waren, hatten lediglich hierin ihren Grund. Die Bauern weigerten sich, Steuern zu zahlen. In einem großen Dorfe, dessen Bevölkerung zwölftausend Seelen beträgt, nahm die Erregung einen ganz ernsthaften Charakter an. Mehrere hundert Arbeiter, welche ihre Abgaben nicht entrichten wollten, behaupteten, dies sei ihnen von einem Manne verboten worden, der ihnen ein mit goldenen Lettern gedrucktes Buch gezeigt habe.

Diese Leute gehörten zu einem Werke, das unter der Administration des Staates seinem Untergange entgegengeht. Würden die Arbeiten, so wie es sein müßte, geleitet, so fänden die Leute gar keine Zeit, sich mit solchen Albernheiten zu beschäftigen.

Der Regierung sind jetzt über die Nothwendigkeit einer

durchgreifenden Reform in den Minen die Augen aufgegangen und sie hat beschlossen, sich nicht nur derjenigen Privatwerke zu entäußern, welche an den Staat als an den Inhaber der darauf lastenden Hypotheken gefallen sind, sondern auch derjenigen, die der Staat selbst begründet hat, und nur eins oder zwei zu behalten, welche für die Arsenale nützlich sind.

Die russischen Hüttenwerke haben eine ganz eigenthümliche Physiognomie; sie sind auf einer riesigen Leiter aufgebaut und beobachten einen besonderen modus operandi, mit einem Worte, sie bilden eine durch und durch nationale Einrichtung.

Viele dieser Werke beuten ein Terrain von 300,000 bis zu 1,500,000 Morgen Ausdehnung aus; hier und da, an dazu passenden Stellen, erheben sich Gebäude. Auf diese Weise bilden sich kleine Fürstenthümer, die zahlreiche Dörfer enthalten und deren Einwohner nur von den Gruben leben.

Es ist leicht einzusehen, daß der Herr einer solchen Besitzung einen ganz ungeheuren Einfluß auf die von ihm abhängige Bevölkerung ausübte und sogar noch ausübt, da von der Art und Weise, wie das Hüttenwerk geleitet wird, das Wohl und Wehe der Arbeiter und deren Familien abhängt. Trotzdem sind gerade diese Werke in letzterer Zeit die Orte gewesen, wo die in Europa grassirende Krankheit der Strikes in Rußland zur Erscheinung gekommen ist. Wir müssen zum Verständniß der Situation noch einige Worte über das Sonst und Jetzt in den Verhältnissen der russischen Hüttenarbeiter sagen.

Bei der Emancipation der Leibeigenen im Jahre 1861 erhielt nur der gewöhnliche Muschik von seinem bisherigen Herrn einen bestimmten Strich Landes. Die den größeren Werken zugehörigen „Mistaravoys" oder Arbeiter wurden aber nicht in demselben Lichte betrachtet und es wurde ihnen nur an sehr vereinzelten Stellen Landbesitz zuerkannt, ja, wo man ihnen solchen geben wollte, waren sie nicht einmal sehr bereitwillig, ihn anzunehmen. Ich kenne einen Fall, wo der Besitzer eines der größten Werke zur Zeit der Emancipation seinen Mistaravoys zu denselben Bedingungen wie den übrigen Muschiks Land anbot, aber kaum der zwölfte Theil der Arbeiter machte von diesem großmüthigen Vorschlage Gebrauch.

Die Arbeiter erhielten ein Stück Gartenland, aber keinen Acker, haben keine Stimme in den communalen Fragen der Landvertheilung und fühlen im Allgemeinen überhaupt kein

großes Interesse für die Angelegenheiten des Dorfes, das sie, da sie keine Abgaben von ihrem Acker zu zahlen haben, ganz nach Belieben verlassen, um sich „auswärts“ Arbeit zu suchen. Der Russe ist nämlich der ärgste Partikularist, den man sich denken kann. Verläßt er sein Dorf, um in einem andern Arbeit zu suchen, so geht er „in die Fremde“, während der Angehörige des einen Dorfes im andern als „Fremder“ bezeichnet wird.

Der Mistaravoy puddelt das Eisen, walzt es, schmiedet die Nägel; der gewöhnliche Muschik dagegen brennt die Holzkohle, schlägt das Holz, gräbt das Erz u. s. w. Ehe ein gewöhnlicher Bauer ein Mistaravoy werden kann, muß er einen förmlichen Lehrcursus durchgemacht haben.

Die Strikes der russischen Arbeiter unterscheiden sich dadurch von denen der Arbeiter anderer Länder, daß erstere durchaus keine vorherige Kündigung eintreten lassen. Hat irgend ein Schwätzer den Leuten in den Kopf gesetzt, daß sie in einem benachbarten Werke mehr verdienen können, so bleiben sie ohne Weiteres eines schönen Montags Morgen von der Arbeit weg. Jeder Versuch, sie zur Vernunft zu bringen, ist alsdann vollständig nutzlos, man kann nichts weiter thun, als sie durch Schaden klug werden lassen. Wenn sich der Hunger bei ihnen einstellt, kehren sie von selbst zur Arbeit zurück.

In den Verbänden, die sie untereinander errichtet haben, sind bestimmte Gesetze aufgestellt in Betreff der Lohnsätze, welche der Herr dem Arbeiter und Handlanger zu zahlen hat; wie lange ein Arbeiter als Handlanger dienen muß, ehe er sich „Meister“ nennen darf; ferner sind die Tage festgesetzt, welche als Feiertage betrachtet werden und an denen es ganz unmöglich ist, sie an die Arbeit zu bringen, u. s. w. Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Verbänden und denjenigen anderer Länder: die Leitung derselben geschieht nämlich ganz unentgeltlich und die Verbände verpflichten sich, wenigstens so viel ich weiß, niemals zur Unterstützung strikender Brüder.

Ein russischer Strike geht auch niemals aus irgend einer Berechnung der Herstellungskosten gegen den Verkaufspreis hervor oder aus der Ueberlegung, daß der Herr wohl im Stande sei, einen höheren Lohn zu zahlen, sondern lediglich aus dem Wunsche, etwas mehr Geld zu haben, um Wodka dafür trinken zu können, denn der Hüttenarbeiter trinkt noch viel mehr als der gewöhnliche Bauer.

Die Gesetze über die Gruben und Werke sind in Rußland noch von einer so mangelhaften Beschaffenheit, daß es für die Strikenden nie an einem Vorwande oder an einer Entschuldigung fehlt. Durch ein altes Statut, das bei Aufhebung der Leibeigenschaft gleichfalls hätte in Wegfall kommen sollen, ist jeder Hüttenwerksbesitzer verpflichtet, seine Arbeiter zu beköstigen, gleichviel, ob sie augenblicklich beschäftigt sind oder nicht. Obgleich dieses Gesetz nicht immer genau durchgeführt wird, liegt darin für die Leute doch eine große Versuchung zur Trägheit. Es muß durchaus auf einem Versehen beruhen, daß, während dem Arbeiter das Recht zugestanden ward, sich seine Arbeit wo es ihm gefällt zu suchen, der Herr noch dieselben Verpflichtungen gegen die Leute hat, wie zur Zeit der Leibeigenschaft.

Die Strikes der Arbeiter in Rußland sind jedoch noch gar nichts im Vergleich zu den Verschwörungen, denn so kann man es wirklich nennen, unter denen ein Arbeitgeber durch die Muschiks zu leiden hat. Fängt z. B. der Vorrath des Erzes für den Schmelzofen an knapp zu werden, so verlangen die Bauern mehr Geld für das Graben und Heranschaffen desselben. Fehlt es an Kohlen, so erhält der „Barin" die Anzeige, daß die Wege jetzt sehr schlecht sind und er demzufolge höheres Fuhrlohn zahlen müsse. Mit einem Worte, es ist gerade keine Annehmlichkeit, in den Händen der Muschiks zu sein.

Ein recht interessanter Fall dieser Art ereignete sich unter den Bauern eines Dorfes im Gouvernement Wladimir, den ich hier mittheilen will, weil er am besten zeigt, wie diese Verschwörungen entstehen und wie man sich dagegen zu wehren hat.

Aus Sparsamkeitsrücksichten und weil man einer besseren Beleuchtung bedurfte, hatte sich in gewissen Werken die Nothwendigkeit herausgestellt, Gas einzuführen. Die Gasanstalten wurden gebaut und mit den Muschiks ein Lieferungsvertrag auf Birkenrinde abgeschlossen, welche in Rußland allgemein zur Gasbereitung verwendet wird.

Alles ging vortrefflich; die Werke waren nach kurzer Zeit brillant erleuchtet, nun aber schien den Bauern die Gelegenheit doch zu günstig, als daß sie sich dieselbe hätten unbenutzt entgehen lassen sollen. Sie raisonnirten folgendermaßen:

„Wir bekommen jetzt für das Pud Rinde fünfzehn Kopeken (beiläufig gesagt, ein brillanter Preis), wenn wir uns nun Alle verbinden, es nicht mehr unter dreißig Kopeken heranzuschaffen,

so muß uns der Barin diesen Preis zahlen, denn er hat die alten Lampen alle weggeworfen und kann ohne Rinde die Werke nicht erleuchten."

Die Gesellschaft zog nach dem Traktir, wo unter vielem Wodkatrinken und noch mehr Schwören und Bekreuzen vor den Heiligenbildern das Complott geschlossen ward.

Der Director nahm die ihm in Folge dieser Vereinbarung gestellte Mehrforderung mit großer Freundlichkeit auf und bewilligte sie ohne Widerrede, denn er hatte bedeutende Aufträge, und Finsterniß in seinen Werken würde ihn ruinirt haben.

Die Bauern jubelten über den Erfolg ihrer List, um so mehr, als der Director nicht nur die Höflichkeit selbst gegen sie gewesen war, sondern sich auch nicht durch eins oder das andere der in seinen Händen befindlichen Mittel an ihnen gerächt hatte. Er hatte ihnen weder verboten, ihr Vieh in den Wald zu treiben, noch im Flusse zu fischen u. s. w., und sie gingen mit sich zu Rathe, ob sie nicht bald wieder eine Preiserhöhung eintreten lassen sollten. Der große Fehler, den sie begangen, sollte ihnen bald klar werden.

Eines Morgens war der Weg vom Flusse bis zu den Werken bedeckt mit Wagen, welche von dort angekommenen Schiffen Ladungen schwarzer Steine herbeibrachten. „Was ist das für Zeug?" fragten sich die Bauern untereinander, da es aber keine Rinde war, so kümmerten sie sich nicht weiter darum, sondern trafen ihre Maßregeln, um mit diesem, wie sie wähnten, unentbehrlichen Artikel bald wieder aufschlagen zu können.

Der Director seinerseits hatte es durchaus nicht eilig mit der Erklärung, welche Bewandtniß es mit dem schwarzen Stein habe. Ihm war es vorläufig genug, daß die Bauern große Vorräthe von Rinde aufhäuften, er wußte, daß sie ihm dieselbe zu einem andern Satze, als sie sich vorgenommen, lassen mußten. Um diesen Satz schon im Voraus festzustellen, berechnete er ganz genau, wie theuer ihm die per Dampfschiff von England nach St. Petersburg gesandte, von dort nach Moskau per Eisenbahn beförderte und von dort wieder hunderte von Meilen zu Wasser und zu Lande gebrachte Ladung Steinkohlen — denn dies war, wie der Leser bereits errathen haben wird, der schwarze Stein — zu stehen kam. Es war ein hoher Preis, aber der Director hatte seinen Plan gemacht und war sicher, daß der Muschik am Ende alle Kosten tragen müsse.

Nachdem sämmtliche Kohlen abgeladen und untergebracht waren, ließ er die Bauern zusammenkommen, zeigte ihnen die Vorräthe und fragte:

„Was fordert Ihr denn jetzt für Eure Rinde? Wißt Ihr auch, was ich hier habe? Kohle, sehr schöne Kohle, voller Gas! Eure Rinde ist schlechtes Zeug und giebt erbärmliches Gas. Ich habe mir jetzt Kohlen von England kommen lassen und will Euch nun erst zeigen, was eigentlich Gas ist. Was kostet Eure Birkenrinde jetzt? Macht, daß Ihr fortkommt, ich habe nichts mehr mit Euch zu thun."

Im Traktir ging es wiederum sehr lebhaft zu. Die Bauern besprachen die Sache und kamen zu dem Schlusse: „Der Iwan Iwanowitsch ist ein sehr geriebener Bursche, er hat die Steine herbringen lassen, um uns bange zu machen, aber da irrt er sich; wir lassen uns nicht anführen, aus Steinen kann man kein Gas machen, das wissen wir besser."

Unter Lachen und Geschrei kehrten sie nach dem Comptoir zurück, forderten denselben unverschämten Preis und erklärten, auch nicht ein Jota davon ablassen zu wollen. Iwan Iwanowitsch entgegnete, daß er in diesem Falle keine Rinde mehr von ihnen wolle, aber auch das öffnete ihnen noch nicht die Augen.

„Er hat noch Gas im Vorrath," sagten sie, „und denkt uns ins Bockshorn zu jagen; warten wir nur einige Tage ab, so wird er schon andere Saiten aufziehen."

Aber es vergingen Tage und Wochen, der Director brannte schönes helles Gas und kaufte doch keine Birkenrinde. Da ging denn doch den Bauern endlich ein Licht auf, sie sahen ein, daß es mit den Kohlen wohl seine Richtigkeit habe, und es kam Einer nach dem Andern, um dem Director zu versichern, es sei ja gar nicht sein Ernst gewesen, er denke nicht daran, ihn mit der Rinde übertheuern zu wollen.

Iwan Iwanowitsch hörte sie lange Zeit gar nicht an, erst als sein Kohlenvorrath etwa zur Hälfte verbraucht war, fing er an, mit ihnen zu handeln, und drückte endlich den Preis für das Pud Rinde bis auf zehn Kopeken herunter. Um sich aber gegen fernere Forderungen sicher zu stellen, ließ er seinen Kohlenvorrath unangerührt im Hofe liegen, und er ist nie wieder durch eine Vereinbarung der Bauern in Verlegenheit gebracht worden.

Von den Eisen- und Kupferwerken wenden wir uns zu anderen Erzeugnissen des Mineralreiches, welche die Quelle großer

Reichthümer für Rußland sind oder bei besserer Ausbeutung werden könnten. Dies gilt in erster Linie vom Golde.

Bis vor ganz kurzer Zeit behielt sich die Krone als alleinige Eigenthümerin des Bodens das Monopol der Ausbeutung des goldhaltigen Terrains in einem großen Theile des Reiches vor. Die Folge davon war, daß das Geschäft sehr mangelhaft besorgt ward; das Gold wurde gestohlen oder, was noch schlimmer war, schlecht gewaschen und geschieden.

Unsere Beobachtungen haben uns zu der Ueberzeugung geführt, daß die Ausbeutung der Goldlager wie jede andere Industrie sich nur in vollständiger Freiheit und nach Beseitigung aller sie hemmenden Monopole und Schranken gesund und lebenskräftig entfalten kann. Für Rußland würden dahin zielende Maßregeln eine Vergrößerung des allgemeinen Wohlstandes zur Folge haben, dessen Umfang sich heute auch noch nicht annähernd bestimmen läßt.

Kann Rußland sich hinsichtlich seines Reichthums an Eisen getrost mit England messen, so steht es ihm an Menge, Güte und Verschiedenheit seiner Kohlen auch keineswegs nach. Dank seiner ungeheuren Kohlengruben ist es Großbritannien gelungen, den ersten Rang unter den handeltreibenden Nationen einzunehmen, und wer die Fortschritte, welche Rußland macht, näher zu beobachten Gelegenheit hat, wird ihm eine ähnliche Aera commerzieller Bedeutung vorhersagen.

Die Industrie ist in einer sehr schnellen Entwickelung begriffen. Es muß dabei jedoch bemerkt werden, daß der russische Arbeiter, der mit großer Geschicklichkeit jedes ihm vorgelegte Modell nachmacht, durchaus der eigenen Erfindungsgabe ermangelt. Trotzdem excellirt der Russe in verschiedenen Industriezweigen. Die russischen bedruckten Baumwollenwaaren haben ihrer Güte und ihrer Muster wegen im ganzen Orient bis nach Centralasien und China einen guten Ruf. Ebenso hat sich die Leinenindustrie sehr vervollkommnet, und endlich wird ein Tuch fabrizirt, das dem englischen bereits erfolgreich Concurrenz macht.

China, Afghanistan, Persien und das nordwestliche Indien beziehen ihre Kleiderstoffe zum großen Theil aus Rußland; dieselben sind zwar nicht ganz so solid wie die englischen, aber auch bedeutend wohlfeiler.

Die Eleganz und Schönheit der russischen Gold- und Sil-

berarbeiten sind in der ganzen Welt bekannt und berühmt, und ebenso hat das russische Kupfer nicht seines Gleichen.

Das industrielle Genie der Russen ist so bedeutend, daß es kaum einen Artikel, welchen die neuere Erfindung hervorgebracht hat, giebt, der nicht in irgend einem Theile des Reiches fabrizirt würde. Dabei darf man nicht vergessen, daß die ganze russische Industrie nicht viel älter ist als fünfzig Jahre. So lange sie in der Wiege lag, bedurfte sie der Unterstützung eines Schutzzollsystems; gegenwärtig hat sie sich jedoch schon so weit entwickelt, daß sie erfolgreich den Kampf mit der ausländischen Concurrenz wagen und der Einführung des Freihandels mit Ruhe entgegensehen kann. Die Regierung, welche bemüht ist, durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel Handel und Industrie zu ermuthigen und anzuspornen, zwingt denn auch durch immer liberalere Einfuhrzölle die Fabrikanten, sich mit den ausländischen Concurrenten zu messen, und mit dem besten Erfolge. Rußland macht immer mehr Anstrengungen, seine Bedürfnisse selbst zu produciren und sich in dieser Beziehung vom Auslande unabhängig zu machen.

Immer mehr und mehr verschwinden die Anomalien, welche dem Fremden überall auffielen und von denen hier einige Beispiele angeführt werden mögen. Ehemals wurden (wohl verstanden ein Mal im Jahre) von demselben Orte rohe Häute und Rinde nach einem entfernten Markte, z. B. nach Nishnij, expedirt; von dort wurden sie wieder nach irgend einem entlegenen Orte geschickt, wo sie gegerbt wurden, um endlich, nachdem sie hunderte von Meilen durchreist, als Leder an ihren Ausgangspunkt zurückzukehren. Ebenso wurde der Talg tausend Werste weit transportirt und dann als Lichte denselben Weg zurückgebracht.

Gegenwärtig fängt das Volk an, praktischer zu werden und an allen Orten Werkstätten und Fabriken zu errichten, und es ist ganz erstaunlich, wie anstellig der Russe sich für jedes Gewerbe erweist. Ein Engländer, den ich zu meiner Verwunderung als Director einer mitten im Uralgebirge belegenen Papierfabrik fand, erzählte mir, in England bedürfe es, um einen guten Papiermacher heranzubilden, mehrere Jahre der Lehrzeit: ein Russe erlerne aber in drei Monaten, wozu ein Sohn des stolzen Albions drei Jahre brauche.

Obgleich beinahe alle wichtigen Fabriken in den Händen

von eingeborenen Russen sind, lassen diese sich doch im Prinzip nicht leicht zur Einführung einer neuen Industrie herbei; sie sind vorsichtig und riskiren nicht gern etwas. Es ist aus diesem Grunde sehr wünschenswerth, daß die Regierung immer wieder ausländische Gewerbtreibende herbeiziehe. Haben diese erst das Beispiel gegeben, so folgt man ihnen im Lande bald nach, aber die Initiative zu ergreifen, das liegt wenigstens jetzt noch nicht im Charakter der Russen.

Es gab eine Zeit, wo die Directoren oder Werkführer in beinahe allen russischen Fabriken und Hüttenwerken Deutsche oder Engländer waren; in dem Maße, als die Ausländer sich auf eigene Rechnung etabliren, werden sie aber von Einheimischen ersetzt, und es ist gut so, denn es steht außer allem Zweifel, daß die russischen Arbeiter weit lieber mit einem Vorgesetzten ihrer eigenen Nationalität, als mit einem Fremden zu thun haben.

Der Russe liebt die Engländer und Deutschen nicht, und ich muß zugeben, daß in früheren Zeiten der Bauer sehr triftige Gründe für dieses Gefühl hatte; nichtsdestoweniger hat gerade das germanische Element dem russischen Reiche sehr viel Gutes gethan und sich einen begründeten Anspruch auf dessen Dankbarkeit erworben. In allen größeren Städten des Reiches ruht ein bedeutender Theil des Handels in deutschen Händen, in St. Petersburg sind die reichsten und angesehensten Kaufleute, Wechsler, Banquiers und Inhaber von Detailgeschäften Deutsche oder deutschen Ursprungs.

Zu Katharina's Zeiten hatten die Engländer in Handel und Industrie das Uebergewicht in Rußland, sie sind aber allmählich immer mehr von den Deutschen verdrängt worden, so daß diese als die eigentlichen Lehrmeister der Russen anzusehen sind. Leider ist das Beispiel, welches dieses gewerbfleißige und frugale Volk den Russen gegeben, nicht überall so befolgt worden, wie es im Interesse der letztern zu wünschen wäre, und besonders hätte sich der Muschik die ihm von seinen deutschen Nachbarn praktisch ertheilten Lehren besser zu Nutze machen können.

Man findet nämlich im ganzen Reiche verstreut deutsche Colonien. Dieselben wurden zum größten Theile auf von der Krone hergegebenen Landstrichen begründet, und viele von ihnen sind zu bedeutendem Wohlstande und Ansehen gelangt. In mehreren sind auch Fabriken entstanden; überall herrscht ein fleißiges, reges Leben. Wenn man durch eine solche Colonie fährt

und die hübschen, nach deutschem Muster erbauten Häuser, die reinlichen Straßen und wohlbestellten Felder erblickt und sie mit dem kurz vorher passirten russischen Dorfe vergleicht, so fällt das Urtheil sehr ungünstig für das letztere aus. Ich habe die Muschiks ihres Nachahmungstalentes halber oft die wahren Affen genannt, es ist aber sehr zu bedauern, daß solche Begabung sie in dieser Beziehung gänzlich im Stiche gelassen zu haben scheint.

Die in Rußland fabrizirten Sachen sind im Allgemeinen nicht theuer, und verschiedene Artikel kann es sogar bei gleicher Qualität viel wohlfeiler als andere Länder liefern. Dennoch ist es, da seine Fabrikate doch meistens von geringerer Güte sind, ein Irrthum, das Abendland als bestes Absatzgebiet zu betrachten. Der eigentliche Markt für die Industrie des russischen Reiches ist das Morgenland.

Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß Rußlands Handel mit Europa ein unbedeutender sei. Mit der Entwickelung seiner Industrie steigert sich auch ganz naturgemäß sein Exporthandel, und in Folge dessen ist wieder ein viel besseres Verkehrssystem eingeführt worden. Die in Anspruch genommenen Credite sind weniger lang und das Vertrauen in der Handelswelt wächst zusehends.

Man muß es der russischen Ehrlichkeit zum Lobe nachsagen, daß die auf lange Frist gewährten Credite zu Mißbräuchen nicht geführt haben. Der Großhändler, der mit einem aus dem Innern des Landes gekommenen Kaufmann zu thun hatte, discontirte ihm oft im Voraus die ganze Kaufsumme. Der Verkäufer reiste ab, um vielleicht auf hunderten von Meilen seine Waaren zusammenzubringen, der Käufer sah ihn bis zum nächsten Jahre, wo er seine Waarenladung abzuliefern hatte, nicht wieder, und es ist beinahe ohne Beispiel, daß jener sein gegebenes Wort nicht gehalten hätte. Importirte Waaren wurden gewöhnlich mit einem Credit von achtzehn Monaten verkauft. Noch jetzt sind diejenigen Waaren, welche auf der Messe von Nishnij-Nowgorod gekauft werden, daselbst erst im nächsten Jahre zahlbar.

So lange es keine Eisenbahnen gab, war es absolut unmöglich, andere Einrichtungen zu treffen; die Waaren brauchten eine so sehr lange Zeit, um den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, daß nicht selten ein Jahr verging, ehe sie in den Händen des Käufers waren.

In den Hüttenwerken werden jetzt nur im Lande fabricirte

Maschinen benutzt. Gewisse Industriezweige, welche man für weit über dem Fassungsvermögen der Russen erklärte, sind mit Glück eingeführt worden, und der Handel hat einen ganz unerhörten Aufschwung genommen Seit dem Krimkriege hat sich der Betrag des mit dem Auslande gemachten Umsatzes trotz der immer noch sehr hohen Zölle von Jahr zu Jahr gesteigert, welches wohl der beste Beweis für die Lebenskraft des Landes ist.

Ich bin stets der Ansicht gewesen, daß die Anlage von Eisenbahnen im Süden Rußlands einen bedeutenden Einfluß auf die Getreidepreise im westlichen Europa ausüben und besonders für Amerikas Getreideausfuhr nach England eine gefährliche Concurrenz schaffen werde. Schon jetzt, wo doch die Eisenbahnen noch kaum von einer Einwirkung gewesen sein konnten, hat die Quantität des von Rußland nach Großbritannien eingeführten Getreides um den dritten Theil zugenommen.

Für einen Gegenstand des Consums, den Runkelrübenzucker, besitzt Rußland von allen europäischen Ländern die meisten Fabriken. Man wird mir entgegnen, dies sei mit Gewalt herbeigeführt, da der von ausländischem Zucker erhobene Eingangszoll so hoch sei, daß er einem Schutzzoll gleiche. Ich gebe dies zu, indeß bleibt dabei doch immer der Beweis bestehen, daß Rußland in einem Zweige der Industrie den ersten Rang einnimmt: warum sollte ihm dies also nicht auch für andere möglich sein?

Im Jahre 1866 wurde nach Rußland für 7 Millionen Rubel Zucker eingeführt; im Jahre 1870 war diese Ziffer bereits auf 800,000 Rubel gesunken.

Es giebt gegenwärtig in Rußland über dreihundert Baumwollspinnereien, welche jährlich etwa viermalhunderttausend Ballen Baumwolle verarbeiten. Die Einfuhr der rohen Baumwolle hatte sich im Jahre 1869 gegen das Vorjahr um ein Viertel vermehrt.

Auch die Seidenindustrie hat einen bedeutenden Aufschwung genommen; in Moskau und Umgegend allein zählt man mindestens zweihundert Seidenmanufakturen. Die Erzeugnisse derselben stehen denen anderer Länder zwar im Allgemeinen nach, besonders ist der Moskauer Atlas von weit geringerer Güte als der französische.

Alles in Allem sind sämmtliche Zweige des Handels und der Industrie im Aufblühen. Jedem, der das Land durchreist,

muß sich die Bemerkung aufdrängen, wie sehr durch die Erleichterung der Communikationsmittel der Exporthandel gefördert wird, ganz besonders für gewisse Handelsartikel, als Leinsaamen, Hanf, Wachs, Rübsaamen, Talg, Leder u. s. w.

Die kaiserliche Bank hat in sehr vielen Städten Filiale errichtet, und ebenso sind Privatbanken entstanden, was, indem es den Umlauf des Geldes erleichtert, dem Handel ebenfalls ein größeres Leben und eine bedeutendere Regsamkeit verleiht, während früher Banquiers so selten und so weit von einander entfernt waren, daß es sehr schwer war, sich klingende Münze oder selbst nur Papiergeld zu verschaffen.

Die Fortschritte eines Landes wie Rußland muß man aus eigener Anschauung studiren, denn auf die darüber veröffentlichten statistischen Nachweise kann man sich nicht verlassen. Das Land ist so groß und die Mehrzahl der Beamten so unwissend, daß die officiellen Berichte oft die lächerlichsten Albernheiten enthalten.

Ich habe stets die Beobachtung gemacht, daß der Grad der Vollkommenheit, welchen die in einem Lande fabricirten kleineren Artikel des täglichen Bedürfnisses haben, den richtigen Maßstab für dessen Industrie geben. So müßig es auch manchem Leser erscheinen mag, halte ich deshalb doch für wichtig zu erwähnen, daß die Fabrikation von Nadeln, Scheeren und gewöhnlichen Messer, von Leinenband, Schnallen, Gummiwaaren, ja selbst der Schwefelhölzer sich seit den letzten Jahren sehr verbessert hat.

Elftes Capitel.

Landstraßen und Communikationsmittel.

Zustände der Landstraßen. — Sicherheit. — Die Post und die Posthäuser. — Die Eisenbahnen. — Flußschifffahrt und Kanäle. — Eine Dampfschifffahrt. — Eine Gesandschaft aus der Bukharei.

Bis vor ganz kurzer Zeit war das Reisen in Rußland nichts weniger als ein Vergnügen, und noch heute ist es da, wo man nicht durch die Kraft des Dampfes über Eisenschienen dahinbrausen oder sich auf dem Wasserspiegel hingleiten lassen kann,

mit unsäglichen Strapazen verknüpft. Eine russische Landstraße spottet jeder Beschreibung, sie ist, namentlich in Mittelrußland, nichts weiter als ein breiter öder Strich des Feldes oder der Steppe, durch welche sie führt, nur zuweilen unterbrochen durch einen Graben oder einen Sumpf.

Der Unglückliche, der sich zu einer Reise durch das Innere Rußlands einem Tarantaß — einem Fuhrwerk, das viel Aehnlichkeit mit dem Kanoe der Wilden hat, nur daß es von Pferden gezogen wird und für die Benutzung auf dem Lande bestimmt ist — auf Gnade und Ungnade anvertrauen muß, sieht viele Meilen weit nichts als Wald oder Haide. Die Gegend ist dürr und öde, eine Telegraphenstange oder ein einsamer Birkenbaum sind die einzigen Merkmale, die ihn auf seinem Wege begrüßen.

Die Wege sind in jenen Gegenden so schlecht, daß der Kutscher immer seitwärts mit herabhängenden Füßen auf seinem Bocke sitzt, um sofort herabspringen zu können, wenn man an ein Loch am Wege kommt, das breiter und tiefer als gewöhnlich ist. Der Gesang, den der Rosselenker während des Fahrens anstimmt, paßt in seiner Einförmigkeit und Traurigkeit vollständig zum Charakter der Landschaft, und ebenso sind die den Weg passirenden Frachtwagen, welche Güter von einem Ende des Reiches zum andern befördern, in ihrer trostlosen Monotonie nicht geeignet, die Langeweile der Scenerie zu unterbrechen.

Neben dem Stoßen und Rütteln des Fuhrwerks ist eine weitere Annehmlichkeit für den Reisenden, daß er das Ende der Fahrt niemals abzusehen vermag. Zuweilen kann er in einem Tage hundertfünfzig Werste, zuweilen nur zwanzig zurücklegen. Es ist mir mehrmals begegnet, daß mein Tarantaß nur mit den größten Anstrengungen aus einem Loche herausgehoben werden mußte, und zuweilen kommt es auch vor, daß er rettungslos in dem Moraste versinkt. Häufig geschieht es auch, daß der Kutscher die Straße verläßt und querfeldein fährt; fragt man ihn, weshalb er den Umweg mache, so erhält man die Antwort, daß weiter hinauf der Morast auf der Landstraße unpassirbar sei.

Einmal bemerkte ich, ungefähr zwei Werste von einer Stadt entfernt, in der ich Quartier nehmen wollte, auf dem Wege eine Schildwache, und erkundigte mich nach der Ursache dieser mich befremdenden Erscheinung. Der Mann erklärte mir, der Weg sei nicht sicher.

„Weshalb nicht?“ fragte ich verwundert.

„Gestern Morgen," lautete die Antwort, „ging die Post in einem Tarantaß mit vier Pferden aus der Stadt ab und es ist Alles im Morast versunken, Wagen, Pferde, Ladung, Postillon und Condukteur. Ja, es ist ein sehr schlechter Weg," fügte er hinzu. Ich mußte ihm beipflichten.

Wir waren genöthigt, über die Felder zu fahren und einen Umweg von dreißig Werste zu machen, um die Stadt zu erreichen, deren Kirchen und Häuser wir bereits vor Augen hatten.

Die einzige Möglichkeit einer gelegentlichen Unterbrechung der Reise auf diesen Straßen durch Einkehr bieten die Posthäuser, wo alle zwanzig Werste die Pferde gewechselt werden, indeß sind die Bequemlichkeiten, die man hier haben kann, von höchst einfacher Beschaffenheit. Ein weißgetünchtes Zimmer mit ein paar Stühlen, einem Tisch und einem hölzernen Sopha, ein Samovar zur Bereitung des Thees und ein oder zwei Gläser, um ihn daraus zu trinken, ist Alles, was der Reisende zu finden erwarten darf.

Allen diesen Unannehmlichkeiten steht aber ein Vortheil gegenüber, welcher mit lebhafter Anerkennung hervorgehoben zu werden verdient, nämlich die absolute Sicherheit der Person und des Eigenthums. Ich glaube, ein Kind könnte allein durch ganz Rußland reisen, ohne daß ihm ein Leid zugefügt würde, und gewiß ist, daß der Fremde, welcher der Sprache nicht mächtig ist, bis in die tiefsten Winkel des Reiches dringen kann, ohne betrogen zu werden. Der Muschik hat die religiöse Vorstellung, daß es Sünde sei, einen Schwachsinnigen zu betrügen, und da er Diejenigen, welche das, was er spricht, weder zu verstehen noch zu beantworten vermögen, für schwachsinnig hält, so macht er sich ihre Unwissenheit nicht zu Nutze.

Bei allen meinen Reisen in Rußland bin ich kaum zwei Mal in die Nothwendigkeit versetzt worden, meinen Revolver zu zeigen, und der einzige zu meiner Kenntniß gelangte Fall, in welchem ein Reisender wirklich in die Lage kam, von seiner Waffe Gebrauch machen zu müssen, ist so komischer Art, daß ich mir nicht versagen kann, ihn hier mitzutheilen.

Im Gouvernement Wladimir hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein Reisender, welcher eine wenig besuchte Straße zu passiren hatte, eine bedeutende Summe Geldes bei sich trage. Dies kam zu den Ohren des Betreffenden und dieser hielt es,

obgleich an der Sache nichts Wahres war, doch für geboten, auf seiner Hut zu sein und kaufte sich deshalb eine Pistole.

Der Reisende verließ am Abend die Stadt. Nachdem er eine Strecke gefahren und in die Nähe eines Waldes gelangt war, wandte sich sein Kutscher zu ihm um und fragte in scherzendem Tone: „Excellenz, was haben Sie denn da für ein Ding in Ihrem Gürtel?“ „O, es ist nur ein Spielwerk,“ war die Antwort. „Wollen Sie es mir verkaufen?“ fragte der Muschik. „Es wird Dir zu theuer sein, ich habe fünfundzwanzig Rubel dafür gezahlt,“ entgegnete der Herr, aber der Kutscher blieb hartnäckig und meinte: „Die gebe ich Ihnen mit Vergnügen.“ — „Was willst Du denn aber damit machen? Es als Andenken an Sie aufbewahren,“ erwiderte der interessante Reisegefährte.

Der Reisende hieß den Kutscher seinen großen Hut abnehmen und ihm reichen, zog seinen Revolver und feuerte einen Schuß ab, so daß die Kugel auf einer Seite des Hutes hinein und zur andern wieder herausging, dann wandte er sich mit folgenden Worten zu seinem Begleiter:

„Du siehst das Loch, welches mein Spielzeug durch Deinen Hut gemacht hat; ich habe noch fünf eben solche Schüsse darin und sehe ich, daß Du während der ganzen Fahrt nur mit einer Seele sprichst oder ein einziges Mal still hältst, so schicke ich eine Kugel gerade so durch Deinen Kopf, wie ich sie durch Deinen Hut geschickt habe. Ich weiß schon was Du im Schilde führst.“

Der Wink erwies sich als ausreichend; die Spießgesellen des Kutschers ließen sich nicht blicken und der Reisende legte seine Fahrt unbelästigt zurück.

Ich muß indeß hinzufügen, daß nur das eigentliche Rußland, und zwar selbst in seinen uncivilisirtesten Provinzen, den Vorzug besitzt, frei von Dieben zu sein; auf Polen läßt sich aber dieses Lob keineswegs ausdehnen. Als ich vor einigen Jahren dort reiste, wurden mir zwei Drittel meines Gepäcks gestohlen, und ähnliche Klagen sind mir auch von andern Reisenden zu Ohren gekommen.

Obgleich 7,500 Werste der Landstraße in den Händen der Regierung und demzufolge etwas besser in Stand gehalten sind, so darf man doch nicht glauben, daß das Reisen mit der Post mehr Bequemlichkeiten biete, oder schneller von Statten gehe, oder wohlfeiler sei. Das Postwesen ist aber wenigstens gut

organisirt und man wird in so einem großen Lande, wie Rußland, der Fahrpost niemals ganz entbehren können. Die Wagen sind weit mehr in Rücksicht auf ihre Dauerhaftigkeit als auf das Behagen des Reisenden gebaut, aber in der guten Jahreszeit legt man doch mit Leichtigkeit 200 Werste in vierundzwanzig Stunden zurück. Die Postpferde sind gegenwärtig viel besser als sie früher waren; auch findet man auf allen Stationen Relais vorbereitet, kurz, es sind in jeder Hinsicht Verbesserungen eingeführt, zu welcher das vermehrte Reisen und die größere Zahl der nach Rußland kommenden Fremden die Veranlassung gegeben hat.

Der Normalpreis eines Postpferdes auf Staats-Landstraßen ist pro Werst 3 Kopeken, was, da man drei Pferde haben muß, 9 Kopeken macht, außerdem hat man alle zwanzig Werste noch ein Trinkgeld für den Postillon zu zahlen.

In Sibirien, von Tumen ab, beträgt der Preis für ein Postpferd nur halb so viel, wie in Rußland, auch sind die Wege dort viel besser, so daß man 200 Werste in zwölf Stunden zurücklegen kann.

Mit der Einführung der Eisenbahnen haben nun aber die gesammten Verkehrsverhältnisse eine total veränderte Gestalt angenommen und Zustände, wie die im Eingang dieses Kapitels geschilderten, werden immer mehr und mehr ins Reich der Fabel verwiesen werden, je größer und dichter das sich über das ganze Land ausbreitende Schienennetz wird.

Die erste Eisenbahn in Rußland wurde im Jahre 1839 erbaut; es ist die nur unbedeutende Linie von Petersburg nach Tsarskoe-Selo. Ihr folgte 1837 die Linie Petersburg-Moskau und im Jahre 1859 Warschau-Wien. In einem Zeitraum von zwanzig Jahren hatte man mithin nur 350 Werste Eisenbahn gebaut. Seit dem Jahre 1861 scheint es aber als ob die Russen mit einer fieberhaften Hast die verlorene Zeit einbringen wollen. In zehn Jahren sind 10,000 Werste Eisenbahn dem Verkehr überliefert worden, während 4000 weitere Werste im Bau begriffen sind, was im Ganzen eine Strecke von 12,000 Kilometer beträgt.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß eine der Hauptursachen dieses reißend schnellen Wachsens der Eisenbahnen in dem vor etlichen Jahren an der Petersburger Börse grassirenden Spekulationsfieber, wie in dem blinden Vorurtheil des Publi-

kums für Eisenbahnaktien zu suchen ist. Zum Beweis nenne ich nur die Kineschma-Iwanowoer Bahn, welche eine Zeichnung für zwölftausend Aktien auflegte und Unterschriften für drei und eine halbe Million erhielt, sowie die für den Transport von Frachtgütern gebildete Compagnie „Dwigatel," welche 500,000 Rubel vom Publikum verlangte und der 64 Millionen geboten wurden.

Gegenwärtig ist man im Stande, die bedeutendsten End- und Mittelpunkte des russischen Reiches per Eisenbahn zu erreichen. St. Petersburg ist mit Odessa, Moskau mit dem Asowschen Meere verbunden. Getreide kann direkt von der Wolga nach der Ostsee geschafft werden, eine ununterbrochene Linie verbindet Nishnij-Nowgorod mit der preußischen Grenze. Moskau, die alte russische Czaarenstadt, kann ohne den Umweg über St. Petersburg direkt von Berlin aus erreicht werden. Polen wird nach allen Richtungen durch Eisenbahnen durchschnitten und die großen Fruchtmärkte von Morschansk und Rybinsk sind mit den Ausfuhrhäfen verbunden. Diese Linien haben dem Getreidehandel einen Aufschwung gegeben, welcher die Brodpreise im westlichen Europa beeinflußt. Hat man die jetzt noch bestehende Lücke zwischen Tobol in Asien und Kama in Europa ausgefüllt, so wird Rußland die Verbindungsstraße zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ocean bilden. Die jetzt im Bau begriffene Linie durch die Steppe, von Orenburg aus, wird die Verbindung mit Centralasien erleichtern.

Die Kaukasische Eisenbahn wird ein Band zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere bilden und Persien in einen innigeren Verkehr mit dem südlichen Europa bringen, während die Eisenbahn vom Kaspischen Meere bis nach dem Aralsee es ermöglichen wird, die Reise von Petersburg nach Khiwa innerhalb einer sehr kurzen Zeit zurückzulegen. Diese Linien sind gegenwärtig allerdings nur noch Projekt, sind sie aber ein Mal zur Thatsache geworden, so werden sie Rußland Einfluß auf den Handel und die Politik Asiens im hohen Grade vermehren.

Die Fahrpreise der Eisenbahnen sind nicht theuer. Von Petersburg nach Moskau, also auf einer Strecke von 614 Werst (660 Kilometer), kostet die erste Klasse z. B. neunzehn Rubel, und für anderthalb Rubel extra erhält man für die Nacht ein vortreffliches Bett. Die Waggons sind nach amerikanischem System gebaut und nicht nur bequem, sondern luxuriös einge-

richtet; man kann dort Schach, Domino und Karten spielen und, was noch besser ist, sich waschen.

Die Mitte jedes Wagens ist ein Salon mit Sammetsitzen, einem guten Feuer im Winter, Tischen, Arm- und Wandleuchtern mit Wachskerzen, einer Uhr, kurz, dem vollständigen Ameublement eines eleganten Zimmers. Auf vielen Stationen findet man sehr gut ausgestattete Büffets; einen großen Uebelstand bilden aber die langen Aufenthalte, zu denen man verurtheilt ist.

Die Russen kennen den Werth der Zeit noch nicht und haben kein Verständniß für unseren Wunsch, das Ziel einer Reise so schnell wie möglich zu erreichen. Sie halten es im Allgemeinen für nothwendig, sich zwei Stunden vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof einzufinden. Vor einiger Zeit traf ich auf der Station einer neu eröffneten Linie in der Umgegend von Moskau einen Bauer aus einem ganz nah gelegenen Dorfe, welcher auf den sechs Stunden später abgehenden Zug wartete.

Man darf sich nicht wundern, daß viele der russischen Eisenbahnen schlecht gebaut sind und schlecht verwaltet werden; es kommt dies von der großen Menge der Bahnen, die mit einem Male entstanden sind.

Die Unglücksfälle, welche vorkommen, sind denn auch meistens dadurch veranlaßt, daß eine Brücke bricht oder sonst etwas an den Schienen nicht in Ordnung ist. Dagegen wird durch das Fahren selbst weniger Unheil angerichtet, weil im Vergleich zu andern Ländern immer noch wenig Züge die Schienen passiren und Zusammenstöße, falsche Weichenstellung und dergleichen nicht so leicht vorkommen.

Anfänglich wurden die Eisenbahnen durch Ausländer erbaut, jetzt aber sind die Unternehmer in der Mehrzahl Russen, die Ingenieure und Oberbeamten dagegen sind immer noch Ausländer, es scheint, als verstünden die Russen sehr schwer, sich in den Eisenbahnbetrieb zu finden.

Der Condukteur eines russischen Zuges ist eine sehr wichtige Persönlichkeit. Da er die Muschiks hinauswerfen kann, so wird er von ihnen als der erste Beamte der ganzen Bahn betrachtet und hat in Folge dessen eine Stellung usurpirt, die ihm durchaus nicht zukommt; ich hatte Gelegenheit einen durch derartige Ansprüche herbeigeführten sehr komischen Auftritt mit anzusehen.

Auf einer Eisenbahnfahrt von Moskau nach Nishnij waren

ich und noch ein Herr die einzigen Insassen eines Wagens. Ich war eingeschlafen, wurde aber durch meinen Reisegefährten erweckt, der sehr laut und heftig mit sich selbst sprach. Auf meine Frage, was vorgefallen sei, erzählte er mir, er sei aus dem Schlafe erwacht, habe den Condukteur neben sich sitzend gefunden, ihn gefragt, was er hier thue und die Antwort erhalten: „Ich bin der Condukteur und kann fahren, in welchem Wagen ich will.“ Er hatte ihn hinausgewiesen, da er nicht mit dem Condukteur in einem Wagen fahren wollte, der Andere war unverschämt geworden und mein Reisegefährte hatte ihn endlich bei der Schulter gepackt, in den am Ende des Wagens befindlichen Vorrathsraum geworfen und dort eingeschlossen. Da es mir doch nicht ganz geheuer schien, den Condukteur während der ganzen Nacht eingeschlossen zu lassen und den Zug seiner Dienste zu berauben, so benachrichtigte ich auf der nächsten Station den Inspektor von dem Vorfall. Der Condukteur wurde befreit, mußte aber den Wagen verlassen und Abbitte leisten, denn zu seinem Unglück war der durch ihn beleidigte Herr ein Vice-Minister.

Ein ebenfalls noch sehr fühlbarer Uebelstand der russischen Eisenbahnen ist der Mangel an Betriebsmaterial; die Frachtgüter häufen sich dadurch zuweilen so auf, daß sie kaum bewältigt werden können. Die alte Partei, welcher jeder Fortschritt ein Dorn im Auge ist, leitet daraus ihre Argumente zu Gunsten der früheren Transportmethode her; aber das Gute, das die Eisenbahnen bereits gestiftet haben, springt doch zu sehr in die Augen, als daß sie damit im Ernste etwas ausrichten könnte.

Man hat von Denen, welche die russischen Eisenbahnen von einem politischen Gesichtspunkte aus betrachten, häufig die Behauptung gehört, sie wären rein militairisch und nur zu einem strategischen Zweck angelegt. Dies ist jedoch keineswegs so ausschließlich der Fall. Wohl können einige Eisenbahnen, wie z. B. die von Kiew nach Wilna, von Kiew nach Warschau, von Samara nach Orenburg, sowie die kaukasische Linie politischen Erwägungen ihre Entstehung verdanken und ihr Betrieb mag wenig einträglich sein; dennoch stehe ich nicht an zu behaupten — und Jeder, welcher das Land besucht und dessen ungeheure Hilfsquellen mit eigenen Augen gesehen hat, wird mir darin beipflichten — daß die Mehrzahl der Bahnen eine schöne Dividende geben, sobald nur die Verwaltung ihre Sache besser ver-

stehn und das Betriebsmaterial in angemessener Weise vermehrt sein wird.

Vor der Einführung der Eisenbahnen war die beste und bequemste Art des Reisens und des Transportes in Rußland zu Wasser, denn das Reich besaß schon seit langer Zeit ganz vortreffliche Wasserstraßen. Die meisten seiner Flüsse waren durch ein sehr vollkommenes Kanalsystem mit einander verbunden, so daß man direkt und mit geringen Kosten aus den südlichen Provinzen Getreide bis nach dem Norden Europas transportiren und die mineralischen Erzeugnisse Sibiriens bis nach dem Hafen von Kronstadt schaffen konnte. Dieselbe Barke, welche am Fuße des Uralgebirges mit Metallen beladen worden war, konnte nach Gefallen ihre Fracht in Kronstadt oder Astrachan ausladen. Mit Ausnahme einiger kleiner Lücken, von denen die bedeutendste die der Region des Ural, von Tumen in Sibirien, bis Kama in Europa, war, konnte man zu Wasser mit großer Leichtigkeit von einem Ende des Reiches zum andern gelangen, d. h. von der Newa bis zum Amur, vom Schwarzen bis zum Japanischen Meere. Der Thee und die andern chinesischen Produkte machen den größten Theil ihrer Reise durch Rußland nach dem übrigen Europa zu Wasser, und die Nationen, welche der östlichen und südöstlichen Grenze entlang wohnten, lieferten ebenfalls einen beträchtlichen Beitrag zu den durch die Schiffahrt auf- und abwärts beförderten Gütern.

Hatte diese Art des Transportes den Vorzug der Wohlfeilheit, so war dagegen die außerordentliche Langsamkeit, mit der sie von Statten ging, ein großer Nachtheil für die Geschäftswelt. Sobald deshalb der geeignete Moment gekommen war, sprach sich die öffentliche Meinung mit allem Nachdruck zu Gunsten der Eisenbahnen aus und setzte deren Einführung und Vervielfältigung durch.

Aber auch die Flußschiffahrt an und für sich hat große Verbesserungen erfahren und erfährt sie noch, denn von Jahr zu Jahr vermehrt sich die Zahl der Dampfboote; der Fremde, welcher auf der Wolga die Reise nach Tzaritzin oder selbst nach Astrachan machte, würde erstaunt sein über die Eleganz und den Comfort, womit die Passagiere umgeben sind. Um aber dem Leser Gelegenheit zu geben, den ganzen Unterschied zwischen Sonst und Jetzt zu ermessen, müssen wir eine Beschreibung der jetzt immer mehr verschwindenden Fahrzeuge liefern.

Man denke sich ein langes Boot mit einem Hause auf dem Verdeck, das dem Kapitain und seiner Familie zur Wohnung diente und einer Art von Verschlag dahinter für die Matrosen. Vorn befindet sich eine ungeheure Spille, die von Menschen oder Pferden gedreht wird.

Auf einem Lichterschiffe, das mittels Ruder dem Boote voraus in Bewegung gesetzt wird, befindet sich ein großer Anker. Dieser wird ausgeworfen und steht durch ein großes Tau mit der Spille des Bootes in Verbindung, welches sich daran aufwärts zieht, bis es den Anker erreicht hat; dann macht man ihn wieder los, um ihn ein Stückchen vorwärts zu bringen und in dieser, bis zum Verzweifeln ermüdenden Weise geht die Fahrt weiter. Dieses System ist noch nicht ganz aufgegeben, man sieht noch immer die großen Kähne, von denen manche Raum für 800 Tonnen haben, aber es macht immer mehr den Bugsirschiffen oder der Zugführung von Pferden, die am Ufer gehen, Platz.

Die Bedingungen, unter welchen die Eigenthümer der Boote sich die Zugpferde verschaffen, sind höchst eigenthümlich. Sie durchziehen nämlich während des Winters das Land und schließen mit ganzen Dörfern einen Handel ab, wonach sich ein solches Dorf verpflichtet, ihnen so und so viel Menschen und Thiere zu liefern. In Folge solcher Verträge bleiben oft kaum so viel Arme zurück, wie für Bestellung und Ernte nothwendig sind, alle übrigen sind während des ganzen Sommes bei der Schifffahrt beschäftigt. Der Lohn ist ein sehr geringer, die Bootführer wissen aber den Bauer zu verlocken, indem sie ihm sofort eine Summe in klingender Münze auszahlen, für die er sich ein paar gute Tage machen kann. Kommt dann der Sommer, so muß er zum Bootdienst, und ist die Arbeit dort zu Ende, so kehrt er gewöhnlich so arm nach Hause zurück, wie er von dort weggegangen ist.

Die Schiffahrt durch Boote, wie durch Dampfschiffe, ist sehr einträglich. Ein Dampfboot bringt nicht selten in nur einem Jahre ein, was es gekostet hat.

Die Dampfschiffe werden jetzt beinahe alle in Rußland gebaut. An allen bedeutenderen Flüssen sind große Zimmerplätze eingerichtet worden und da das russische Eisen von ganz vorzüglicher Qualität ist, so kann man sehr gute Fahrzeuge herstellen. Die meisten Dampfschiffe sind allerdings nur von grober Bauart, da sie nur zum Bugsiren bestimmt sind, sie leisten aber

nichts destoweniger vortreffliche Dienste und ihre Zahl vermehrt sich von Jahr zu Jahr.

Alle Schiffszimmerplätze haben mehr Aufträge, als sie ausführen können, man legt deshalb jetzt schon in Sibirien welche an. Wächst die Zahl der Dampfboote in diesem Lande auch so wie in Rußland, so muß der Verkehr einen ungeheuern Aufschwung nehmen.

Die kleinen Flüsse des russischen Reiches besitzen vor denen wärmerer Länder einen großen Vorzug. Können sie im Sommer auch nicht eine gewöhnliche Barke tragen, so wird ihr Wassergehalt doch im Frühjahr durch den schmelzenden Schnee dergestalt vermehrt, daß sie alsdann mit den größten Booten zu befahren sind. Man erstaunt, wenn man sieht, mit welcher Sicherheit die Bauern die schwersten Barken darauf zu steuern verstehen.

Die Fracht ist sehr wohlfeil, denn das Holz zur Herstellung der Boote kostet nichts und die Arbeitskraft sehr wenig.

Die Güter durchmessen die Entfernung vom Ural bis Nishnij-Nowgorod, d. h. 7000 Werste, zu dem Preise von 4 Rubel die Tonne, worin die Kosten für Ein- und Ausladen mit inbegriffen sind. Unglücklicherweise werden auf der Wolga und Oka die Arbeiten, welche für die Hebung der Schiffahrt nothwendig wären, vernachlässigt, obgleich die Regierung zu diesem Zwecke von allen die Wasserstraße passirenden Frachten eine Abgabe erhebt, die eine sehr bedeutende Jahreseinnahme ergeben muß. Seit Menschengedenken ist aber, wenigstens an den Strecken jener Flüsse, die ich genau kenne, nicht das Geringste geschehen.

Die Folge davon ist, daß die Flüsse mehr und mehr versanden.

Die Oka, einer der wichtigsten Flüsse des ganzen Stromnetzes, war früher von seinem Ursprunge in der Provinz Orel an bis Nishnij-Nowgorod, wo sie sich in die Wolga ergießt, fast überall schiffbar, während es jetzt viele Stellen giebt, wo man sie, weil nicht zur rechten Zeit eine Baggerung vorgenommen wurde, nicht mehr passiren kann.

Auch diese Angelegenheit verdiente die ernsteste Aufmerksamkeit der Regierung. Es sind Sualternbeamte genug angestellt, um die betreffenden Arbeiten zu überwachen und sie empfangen auch die nöthigen Fonds dazu, was sie aber mit dem

Gelde machen? ist eine andere Frage. In den Staatsschatz gelangt es sicher nicht.

Die Flüsse in Rußland genießen, was die Schönheit ihrer Ufer anbetrifft, gerade keiner sonderlichen Berühmtheit und bieten dem Reisenden, welcher sie in einem Dampfboot bereist, wenig Abwechselung; die Dampfboote selbst sind aber durchaus nicht zu verachten. Die Passagiere zweiter Klasse, als die zahlreichsten, haben die Cabine im hinteren Schiffsraume inne, während die vordere Cabine für die Passagiere erster Klasse hergerichtet ist. Die Passagiere dritter Klasse sind auf dem zu diesem Zwecke eingerichteten Hinterdeck untergebracht.

Auf einer Reise nach Sibirien hatte ich Gelegenheit, das Fahren mit dem Dampfboot gründlich kennen zu lernen.

Wir traten unsere Reise unter sehr günstigen Auspicien an. Das Wetter war schön und der Steward versicherte uns, daß Speisekammer und Weinkeller wohl versehen wären.

Die Anker waren nicht so bald gelichtet, als die zahlreich auf dem Schiffe befindlichen Muschiks sich sämmtlich bekreuzten und ihre Schutzheiligen um eine glückliche Reise anflehten.

Das Boot dampfte die Oka hinunter, wir sahen im Fahren nichts als Sand und Steppe, bis wir zu einem der ältesten Orte des Reiches gelangten. Als Beweis für das hohe Alter der Stadt war erst einige Tage vor unserer Ankunft unter dem Grunde eines alten Hauses, das wiederum auf dem Grunde einer alten Kirche aufgeführt war, ein höchst merkwürdiger Stein gefunden worden In demselben waren nämlich einige Becken ausgehöhlt, die mit Silbermünzen angefüllt und dann wieder mit Mörtel verschlossen waren, so daß die Münzen noch vollkommen neu und glänzend aussahen. Es waren einige Tausend an der Zahl und viele stammten noch aus der Zeit der Dynastie Rurik.

Unsere Gesellschaft ward an dieser Station durch den Gouverneur der benachbarten Provinz vermehrt, der im vollen Glanze seiner neuen Würde seine erste Inspektionsreise machte und es auch vorzog, auf dem Flusse dahinzugleiten, statt sich im Tarantaß durchschütteln zu lassen. Er war seinem militairischen Grade nach ein General, sonst aber ein recht komischer kleiner Bursche mit einer sehr rothen Nase, welche ihm in der Provinz, wo er früher gewesen, den Beinamen Champagner-Iwan zugezogen hatte.

Seine Excellenz waren ungehalten und machten ihrem Unwillen in ziemlich lauter Weise gegen die ihn umgebenden Lokal-Magnaten Luft, als er entdeckte, daß er sich auf einem „englischen Boote" und nicht auf einem der russischen Compagnie gehörigen, befand. Unser Boot war zwar auch das Eigenthum russischer Bauern, da es aber von Engländern erbaut worden war, so wurde es als ein ausländisches betrachtet. Die Lokal-Polizeibeamten begleiteten den Gouverneur bis an die Grenzen ihres Distriktes und waren, wie sie mir im Vertrauen mittheilten, sehr glücklich als die Trennungsstunde schlug, denn der große Mann hatte es für seine Pflicht gehalten, sie den ganzen Weg über wegen wirklicher oder eingebildeter Vernachlässigungen in den Distrikten, die sie passirten, wie die Schulbuben auszuschelten.

Von Zeit zu Zeit legten wir an und fanden die Landungsbrücke stets besetzt von Muschiks, welche Brod, Aepfel u. dergl. den auf dem Boote befindlichen ländlichen Passagieren zum Verkauf anboten.

Außer den vielen asiatischen Barken, von denen die meisten mit Flaggen in den verschiedensten bunten Farben geschmückt und mit seltsam bemaltem und geschnitztem Gittwerk versehen waren, und welche zuweilen einzeln, zuweilen in so großer Anzahl, daß sie eine kleine Flotte bildeten, an uns vorüberglitten, sahen wir nichts als dann und wann einen Zugvogel und hörten nichts als das eintönige Geräusch der Dampfmaschine. Eine weitere Abwechselung bestand darin, daß wir bald auf den Grund stießen, bald wieder flott wurden, da, wie ich schon vorher bemerkte, für die Ausbaggerung der Flüsse nicht gesorgt wird.

Der Steuermann hatte beständig das Senkblei in der Hand und gab die Tiefe an. Saßen wir fest, so arbeitete die Schiffsmannschaft und die Dampfmaschine mit vereinten Kräften und es dauerte gewöhnlich auch nicht lange, so waren wir wieder flott.

Da ein Muschik nicht leicht etwas thut, ohne Handschuhe an den Händen zu haben, mag er nun Pferde lenken oder den Garten bestellen, so steckten auch die Hände unserer Bootsleute in unförmlichen Lederhandschuhen, die jede ihrer Bewegungen beeinträchtigten. Möglicherweise hatten wir dieser thörichten Sitte auch einen Unglücksfall zu danken, denn plötzlich erscholl der Ruf: „Ein Mann über Bord!" Das Schiff ward gestoppt,

ein kleines Boot abgelassen, aber der Arme kam nicht wieder zum Vorschein; er konnte zwar schwimmen, aber seine schweren Stiefel und großen Handschuhe zogen ihn auf den Grund.

Es war dies ein sehr beklagenswerther Unglücksfall, vor dessen Folgen der Capitain sich sofort zu schützen suchte, indem er uns Alle eine Schrift unterzeichnen ließ, die ihn von jeder Schuld freisprach. Da auch der General seinen Namen mit darunter setzte, so wird er wohl von der Polizei unbelästigt geblieben sein.

Dieser Unfall sollte jedoch nicht die einzige Prüfung sein, welche wir auf unserer Reise zu bestehen hatten. Der erst so klare Himmel verfinsterte sich, und ehe wir es uns versahen, brach ein Unwetter los. Der Wind heulte, der Fluß schlug Wellen als ob wir auf dem Meere wären. Der Kapitain, der zum ersten Male von solchem Wetter auf dem Wasser heimgesucht ward und dessen seemännischen Kenntnisse überhaupt nicht weit her waren, verlor gänzlich den Kopf. Er theilte nach Rechts und Links vermittelst seines Sprachrohres die confusesten Befehle aus und ergriff schließlich die klügste Partie, d. h., da er nicht wußte, was er thun sollte, so that er lieber gar nichts. Diese edle Enthaltsamkeit hat uns wahrscheinlich vor Schiffbruch bewahrt; der Wind trieb uns auf eine Sandbank, die uns freundlich Aufenthalt gewährte, bis die Gewalt des Sturmes sich gebrochen hatte, worauf wir unsern Weg in Frieden fortsetzten.

Wir hatten einige Tartaren am Bord und es war interessant zu beobachten, wie dieselben, sobald die Sonne unterging, ihre kleinen Teppiche auf Deck ausbreiteten, ihr Gesicht der scheidenden Sonne zugewendet, darauf niederknieten und inbrünstig zu ihrem Propheten um ferneren Schutz für ihre Reise flehten.

Als wir uns der Mündung des Flusses näherten, tauchte allmählich ein prächtiger Anblick vor uns auf, es war Nishnij-Nowgorod mit seinem die Stadt überragenden Kreml, der, hätte er sprechen gekonnt, Geschichten längst vergangener Herrlichkeit zu erzählen gewußt haben würde.

Da bekanntlich die Oka sich in die Wolga ergießt und unser Dampfschiff nur den ersten Fluß befuhr, während wir die Reise auf dem letztern fortsetzen wollten, so ließen wir uns in einem kleinen Boote in die Wolga hineinrudern. Auf unserm Wege

bewunderten wir die Verschiedenheit der Güter, mit welcher die uns begegnenden Barken befrachtet waren. Da war Eisen aus Sibirien, Thee aus China, Baumwolle aus der Bukharei, Teppiche aus Persien, Petroleum vom Kaukasus, Salz aus den östlichen Steppen, Korn aus Podolien, Heringe aus Astrachan, Samowars aus Tula, Schleifsteine aus dem Ural, mit einem Worte eine so große Menge von Erzeugnissen des Ostens und Westens, daß man sie nicht einzeln aufzuzählen vermag, denn Nishnij-Nowgorod ist der Ort, wo Europa und Asien die Produkte austauschen.

Die Wolga gleicht der Oka, nur ist sie breiter und besitzt noch mehr Sandbänke als diese, da jedoch unser Dampfboot kleiner war als das frühere, so geriethen wir auf unserer sieben Tage währenden Reise auf der Wolga nicht so oft auf den Grund.

Auch die Ufer, welche wir jetzt passirten, boten nicht viel mehr Abwechselung als die früheren. Dann und wann tauchte ein Dorf auf, aber die roh aus Holz gezimmerten, mehr Kästen als menschlichen Wohnungen gleichenden Häuser ohne eine Blume, einen Baum oder einen Grasfleck gewährten dem Auge auch keinen angenehmen Ruhepunkt. Die einzigen bemerkenswertheren Gebäude waren die sich gleich Riesen über den Pygmäenhäusern erhebenden Kirchen, deren vergoldete Kuppeln von den am Bord befindlichen Muschiks immer mit vielen Bekreuzungen der Brust und des Gesichtes begrüßt wurden. Seltener sahen wir eine Stadt, die uns aber auch wenig Interessantes zeigte, bis wir Kasan erreichten. Dieser feste Platz der Tartaren brachte uns sofort die Ueberzeugung bei, daß wir uns jetzt, wenn nicht Asien, so doch asiatischen Sitten und Gebräuchen näherten.

Am Landungsplatze waren sämmtliche Lastträger und Verkäufer Nachfolger des Propheten. Ich labte mich hier besonders an Aepfeln, die im südlichen Rußland von besonderer Größe und Güte sind und sich ein Jahr lang halten. Ebenso kaufte ich sehr schöne Trauben von einem Tartaren, um mich hinterher zu überzeugen, daß mich der wahrhaft vornehm aussehende Verkäufer unverschämt hinters Licht geführt hatte.

Ehe wir unsere Reise fortsetzten, gingen wir noch an Bord eines soeben von Astrachan angekommenen Bootes. Unter den Passagieren befand sich auch eine aus sieben Personen, alten und jungen, bestehende Gesellschaft aus der Bukharei. Sie

waren sämmtlich schön, einige sogar prächtig gekleidet. Besonders fiel mir ein dicker alter Mann auf, der einen metallenen Wasserbehälter, dafür hielt ich es wenigstens, nicht aus den Armen ließ. Ich führte dieses Beginnen auf die orientalische Sitte des häufigen Händewaschens zurück, als ich aber seine nähere Bekanntschaft machte, erfuhr ich, der alte Herr sei ein Gesandter des Khans der Bukharei an den russischen Kaiser und der muthmaßliche Wasserbehälter ein von dem orientalischen Fürsten an den Czaar als Geschenk gesandtes goldenes Gefäß. Kein Wunder also, daß der Gesandte es wie seinen Augapfel hütete.

Wie ich hier sogleich einschalten will, begegnete ich dem Gesandten und seinem Gefolge später nochmals, woraus ich schließen möchte, daß orientalische Größe viel Zeit für ihre Reisen bedarf.

Es war mehrere Monate nach unserm Zusammentreffen, der Winter war inzwischen hereingebrochen, die Wege waren so hart wie Kieselstein, da aber noch kein Schnee gefallen war, so sah ich mich genöthigt, die Rückreise von Sibirien, woher ich soeben kam, in einem Tarantaß zu machen. War dies schon an und für sich nicht angenehm, so wurde mein Unbehagen dadurch noch vermehrt, daß auf dem Wege zwischen Kasan und Nishnij-Nowgorod die Achse des Wagens brach und ich genöthigt war, die ganze Nacht auf derselben Stelle zu bleiben. Gewiß ein sehr unangenehmer Schluß einer Reise von mehreren tausend Meilen.

Am Morgen, als wir soeben den Schaden ausgebessert hatten und im Begriff waren, die Reise fortzusetzen, kamen uns mehrere Wagen entgegen und ich erkannte in einem meinen alten Freund, der noch immer sein kostbares Gefäß sorgfältig wie ein Kind im Arme hielt. Bei jedem Stoß, den der Wagen erhielt, mußte er eine Bewegung machen, damit sein Schatz nicht beschädigt werde.

Wir fuhren zusammen bis Nishnij-Nowgorod und ich vermuthete, die Karawane werde hier Aufenthalt nehmen. Als ich jedoch nach dem Bahnhof kam, fand ich sie dort wieder, die Locomotive und die Eisenbahnwagen mit der größten Verwunderung betrachtend. Es war ein eigenthümlicher Contrast, diese Kinder des Orients mit den schöngeschnittenen Zügen, dem kupferbraunen Teint, den kohlschwarzen Augen und Haaren, dem Kaftan und dem bunten Turban, und die Eisenbahn, eins der

jüngsten und hervorragendsten Kinder einer weit vorgeschrittenen Civilisation.

Die Glocke zur Abfahrt ertönte erst, als es bereits dunkel geworden und so konnte ich, als ich in den Wagen stieg, von Außen nicht sehen, wer darin war; beim Scheine der im Wagen brennenden Lampe erkannte ich dann aber, daß der Zufall mir abermals die Bukharische Gesandtschaft zu Reisegefährten gegeben habe. Ich hatte nun Gelegenheit, die Leutchen noch näher kennen zu lernen.

Die Gesellschaft bestand, wie bemerkt, aus sieben Personen, nämlich dem alten Gesandten, zwei Attachés, einem Mollah, einem Vorleser und zwei Dienern. Der Mollah sprach etwas russisch, so daß wir uns verständigen konnten. Der Gesandte konnte es gar nicht begreifen, daß er in diesem Theile der Erde mit einem Engländer zusammentraf und ließ mir durch den Mollah sagen, er hätte geglaubt, die Engländer richteten ihre Schritte nur nach Indien.

Als die Zeit kam, ihre Gebete zu verrichten, legten sie ihre Obergewänder ab, breiteten dieselbe auf dem Boden des Wagens aus und knieten darauf, ohne, wie es mir schien, viel zu sagen. Dann erhoben sie sich, standen eine Zeitlang gebeugten Hauptes wie in Gedanken verloren, knieten wieder nieder und standen, nachdem der Mollah ein Gebet gesprochen, sich am ganzen Leibe schüttelnd, auf. Sie legten hierauf ihre Oberkleider wieder an, setzten sich und hörten dem Mollah zu, der einen Abschnitt aus dem Koran vorlas.

Einige Zeit, nachdem der Gottesdienst vorüber, begann der Vorleser zu lesen, aber nicht aus dem Koran, sondern irgend eine Geschichte oder ein Märchen, denen aber Alle mit viel mehr Aufmerksamkeit zuzuhören schienen, als dem Koran. Endlich versank die ganze Gesellschaft in einen gesunden Schlaf.

Die ganze Scene war so neu für mich, daß ich wach blieb und sie beobachtete. Der Gesandte genoß der Ruhe nicht lange; es ertönte ein lauter, schriller Pfiff, ein Ton, an den jeder Eisenbahnreisende gewöhnt ist; der alte Mann aber vergaß ganz, daß er im Lande der Christen reise und sprang auf, laut zu Allah um Schutz und Hülfe rufend.

Bei der nächsten Station wollte er durchaus aussteigen und umkehren, nur mit Mühe konnte er zum Bleiben bewogen werden. Als ihm gegen Morgen gesagt ward, daß wir uns

Moskau näherten, wo ihn ein kaiserlicher Gesandter in Empfang nehmen sollte, begann er sich dafür angemessen zu schmücken. Ein Diener entnahm einem recht schäbig aussehenden Bündel die Staatskleider des alten Herrn, und dieser machte, die Anwesenheit des Christen gänzlich ignorirend, in größter Gemüthsruhe Toilette. Ein prächtiger goldener, mit kostbaren Steinen besetzter Gürtel vervollständigte sein Kostüm; er hatte denselben aber auch der Vorsicht halber in seiner eigenen Tasche bei sich getragen.

In Moskau sagte ich ihm Lebewohl und werde den Gesandten des Khans der Bukharei wohl in meinem Leben nicht wiedersehen. Doch ich bin seinetwegen der Erzählung meiner Reiseerlebnisse weit vorausgeeilt und kehre nach Kasan zurück, um die Fahrt mit dem Dampfboot weiter fortzusetzen.

Wir verließen die ihre gelblichen, schmutzigen Gewässer träge und langsam dem Kaspischen Meere zuwälzende Wolga und gelangten in die Kama, die wir hinauffuhren, während wir in den andern Flüssen beständig stromabwärts gegangen waren.

Die Kama ist nicht so breit wie die Wolga und die Oka, aber sie ist tiefer und hat nicht so viele Sandbänke. Wir kamen dadurch schneller von der Stelle, dieser Vortheil ward aber wieder aufgehoben durch die unglückliche Marotte unseres Capitäns, der während der Nacht nicht fahren wollte und vom Eintritt der Finsterniß bis zur Morgendämmerung immer an einem Landungsplatze liegen blieb.

Als wir in die Kama einfuhren, vertraute mir der General, der sich sehr mit mir befreundet hatte, mit wichtiger, geheimnißvoller Miene, nun würden wir Sterlet bekommen. Die Kama ist nämlich berühmt wegen des vorzüglichen Geschmackes dieses von den Russen als die größte Delikatesse geschätzten Fisches. Der gute Mann gab sich denn auch redlich Mühe, die mir erregte Hoffnung zur Wirklichkeit werden zu lassen, und inspicirte an jedem Landungsplatze die vorhandenen Fischvorräthe.

Endlich wurde uns ein Sterlet, der zehn Pfund wog, angeboten, sofort von uns gekauft und in die Küche geliefert. Er war delikat, dem General aber noch nicht groß genug, da je größer der Fisch, desto feiner der Geschmack sein soll. Der Zufall war uns indeß günstig, denn wir fanden ein Ungethüm von achtundzwanzig Pfund, das der General im Triumph eigenhändig an Bord trug. Noch an demselben Abende wurde der Riese gekocht und von allen Speisenden delikat befunden.

Der achtundzwanzigpfündige Fisch wurde von uns an Ort und Stelle mit acht Rubel bezahlt; hätten wir ihn in Petersburg gekauft, würde er zweihundert Rubel gekostet haben.

Nun wurde auch die Gegend schön, zuweilen sogar großartig. Als wir Abends bei ziemlich großer Dunkelheit uns vorsichtig dem Landungsplatze näherten, kamen wir an einem Manne vorüber, der ganz allein auf einem Floß saß. Wir bemerkten zuerst das Feuer, welches er auf einem Pfahl angezündet, um Dampfschiffe und Barken vor einem Zusammenstoß mit ihm zu warnen, und dann sahen wir ihn, wie er auf seinem schmalen, aus wenigen Hölzern zusammengezimmerten Floß den Strom hinunterfuhr. Es war höchst wahrscheinlich ein Flüchtling aus Sibirien, der in dieser abenteuerlichen Weise irgend einen sicheren Hafen zu erreichen hoffte.

Je weiter unsere Fahrt ging, um desto stärker wurden die Symptome, daß wir uns dem Norden und Osten näherten. Es kam Schnee, wir sahen Eisstücke den Fluß heruntertreiben und dann und wann fuhren unbeladene Dampfboote an uns vorüber, die südwärts eilten in der Furcht, hier einzufrieren. Auch unser Capitän ward besorgt, er möchte Perm nicht erreichen.

Erst am letzten Tage unserer Reise trat es uns so recht klar vor Augen, wohin unsere Fahrt eigentlich ging. Wir kamen an einer langen, durch Dampfkraft getriebenen Barke vorüber, auf deren Deck, das mit dicken Eisenstäben umgeben war, Soldaten Wache haltend auf- und abschritten. Die Passagiere trugen alle dieselbe dunkle Kleidung, dieselben gelben Mützen. Einige starrten gedankenlos in die Wogen, Andere schienen unsere Freiheit mit Blicken der Sehnsucht und des Neides anzuschauen, noch Anderen war der Zorn und der Ingrimm vom Gesichte abzulesen. Es war der jüngste Transport der unglücklichen, zur Deportation nach Sibirien Verurtheilten. Ein Blick durch die Stückpforte des Kajütengefängnisses verschaffte mir einen noch furchtbareren Anblick. Hier waren Verbrecher der schwersten Art, deren geschorene Köpfe und rasselnden Ketten bekundeten, daß man sie gleich wilden Thieren kennzeichnen und unschädlich zu machen gewußt.

Mit diesem Anblick noch vor Augen erreichten wir Perm, das gegenwärtige Verbindungsglied zwischen Europa und Asien und damit das Ziel unserer Dampfbootreise.

Nachdem wir nunmehr die verschiedenen Arten des Reisens

in Rußland geschildert, möchten wir noch einige Worte im Allgemeinen über das Reisen in diesem Lande sagen, das gewiß von Jahr zu Jahr mehr von Fremden besucht werden wird.

Selbst wenn man der Sprache des Landes nicht mächtig ist, hat man keine großen Schwierigkeiten, sich mit den Leuten zu verständigen, denn der Russe ist ein wahrer Meister in der Zeichensprache. Auch mit der Heimath vermag der in Rußland reisende Ausländer leicht in Verbindung zu bleiben, denn das Telegraphennetz vervollkommnet sich mit der größten Geschwindigkeit, und es ist für alle Depeschen ein einheitlicher Tarif angenommen worden. Die Organisation ist vorzüglich, in den entlegensten Städten Sibiriens kann man Depeschen in deutscher und französischer, zuweilen auch in englischer Sprache aufgeben.

In früheren Zeiten war eine Reise nach Rußland keine Kleinigkeit. Die geringste Unregelmäßigkeit im Passe konnte Veranlassung zu den ernstesten Unannehmlichkeiten geben, wie die folgende Geschichte beweist.

Zwei Reisende, die wir X und Y nennen wollen, waren auf der Grenzstation der Linie von Petersburg nach Berlin angekommen, wo man ihnen die Pässe abnahm, um sie von den Beamten abstempeln zu lassen. Sie warteten geduldig, daß man ihnen ihre Legitimationspapiere zurückgebe, statt dessen ließ sie der Bureauvorsteher zu sich bescheiden und eröffnete ihnen, daß sie Rußland nicht verlassen dürften, da sie dazu nicht die Erlaubniß der Polizei eingeholt hätten. Die Reisenden erklärten, die dazu erforderlichen Formalitäten wären ihnen unbekannt, sie hätten ihre Pässe dem Wirth ihres Hotels übergeben, hätten, als sie dieselben zurückerhielten, darauf einige Worte in russischer Sprache geschrieben gesehen, und geglaubt, daß damit Alles in Ordnung sei.

Alle Vorstellungen waren vergeblich, der Beamte blieb unerbittlich. Y eröffnete diplomatische Verhandlungen, d. h. er versuchte die Sprache der Rubel zu reden, aber X verdarb ihm das Spiel, indem er mit lauter Stimme rief: „Geben Sie ihm fünfundzwanzig Rubel und er wird uns unseres Weges gehen lassen.“

Der Beamte sah die Reisenden lächelnd an und befahl ihnen, sich ihr Gepäck ausliefern zu lassen und den nach St. Petersburg gehenden Zug zu erwarten. Sie thaten ersteres jedoch nicht, sondern baten ihre Reisegefährten, ihr Gepäck bis zur

preußischen Station zu beaufsichtigen und es dort dem Bahnhofs-Inspector zu übergeben, während sie den nach Petersburg zurückgehenden Zug erwarteten. Da sich herausstellte, daß sie erst Abends abreisen konnten, so erklärte Y dem Beamten in den höflichsten Ausdrücken, er und sein Gefährte hätten Hunger, sie wünschten in die Stadt zu gehen, um zu frühstücken, und bat ihm zu diesem Zwecke um die Rückgabe ihrer Päſſe, da sie ohne diese unentbehrlichen Beschützer auf ihrem Wege Unannehmlichkeiten haben könnten. Ihrem Verlangen ward entsprochen und sie konnten noch sehen, wie der Zug die preußische Grenze passirte.

Unsere beiden Reisenden hatten nun aber nichts Eiligeres zu thun, als vermittelst eines Drei-Rubelscheins einem Schaffner die Zunge zu lösen, und von diesem erfuhren sie, daß eine halbe Werst vom Stationsgebäude ein kleiner Fluß sei, den man durchwaten könne, und daß jenseits desselben das preußische Gebiet beginne.

Sofort lenkten sie ihre Schritte nach dieser Richtung und suchten sich dem bezeichneten Orte zu nähern, aber beinahe eben so schnell begann der zwischen dem Stationsgebäude und der Grenzwache befindliche Telegraph zu spielen, und das Resultat dieser „Unterhaltung“ trat lebendig in Gestalt zweier wohl bewaffneter Kosacken zu Tage, welche sich an die Verfolgung der Flüchtigen machten. Diese thaten, alb ob sie davon gar nichts merkten, folgten ganz gemächlich den Windungen des kleinen Flusses, warfen Steine hinein und trieben allerlei Kurzweil, bis die Kosacken etwa auf fünfzig Meter herangekommen waren, dann sprangen sie schnell ins Wasser, um ans andere Ufer zu waten.

Die Kosacken stellten sich jetzt hinter ihnen in Schlachtordnung und riefen ihnen etwas auf Russisch zu, was beide nicht verstanden, X wagte aber den Kopf umzudrehen und sah, daß der Feind sich fertig machte, Feuer auf sie zu geben.

„Räuber! Spitzbuben! Ihr werdet nicht die Frechheit haben zu schießen, wir sind in Preußen!“ rief er.

Es hatte nicht den Anschein, als ob seine Worte irgend welchen Eindruck machten. „Werfen Sie ihnen Geld zu,“ sagte Y zu X, der die Reisekasse führte, „sie werden dann eher mit sich reden lassen.“

X wickelte einen Stein in einen Drei-Rubelschein und warf

ihn über seine Schulter den Soldaten zu, welche dadurch in ein großes Dilemma geriethen. Sie waren getheilt zwischen der Furcht vor ihrem Offizier, der vom Wachthause aus ihre Bewegungen beobachtete, und dem Wunsche, sich zu bücken, um das zu ihren Füßen liegende Geld aufzuheben. Wo es sich aber um Geld handelt, dauert bei einem Russen die Verlegenheit nicht lange. Der eine der Kosacken kommandirte dem andern, vorwärts zu marschiren, und folgte ihm, den werthvollen Stein mit dem Fuße vor sich her schiebend, bis sie eine Stelle erreicht hatten, auf der sie von dem Offizier nicht gesehen werden konnten. Dann gaben sie den erschöpften Reisenden Zeichen, daß sie vor weiteren Verfolgungen sicher wären, und kehrten zu ihrem Vorgesetzten zurück, um demselben das Fehlschlagen ihrer Mission anzuzeigen. Durchnäßt und beschmutzt, aber doch von Herzen froh, langten unsere Reisenden auf der preußischen Station an, wo sie ihr Gepäck vorfanden und, da der Zug dort einen längeren Aufenthalt gemacht, noch mit weiter fahren konnten.

Die Schwierigkeiten sind jetzt geringer geworden und die Zeit ist sicher nicht fern, wo man in Rußland ebenso frei vom Paßzwange sein wird, wie in Deutschland.

Zwölftes Kapitel.

Sibirien.

Klima. — Intelligenz der Bewohner. — Hotels. — Landstraßen. — Städte. — Metallreichthum. — Sibirische Gastfreundschaft. — Die Sträflinge und die politischen Verbannten. — Sibiriens Zukunft.

Ist Rußland im Auslande verhältnißmäßig wenig bekannt, so ist es Sibirien noch weit weniger. Man macht sich vielfach die seltsamsten Vorstellungen von diesem Lande, und ich wünsche dieselben so viel wie möglich zu berichtigen. Vielen Leuten steigt bei dem Worte Sibirien unwillkürlich das Bild einer unermeßlichen, mit ewigem Schnee bedeckten Einöde auf, nur bewohnt von politischen Verbannten, deren Leben in einem unaufhörlichen Kampfe mit den wilden Thieren, mit welchen sie um die Herrschaft in den Wäldern ringen müssen, vergeht.

Ich will versuchen, diese Irrthümer zu widerlegen, indem ich in Nachstehendem das Resultat meiner eigeuen Beobachtungen mittheile. Sprechen wir zuerst vom Klima. Ein Land, dessen Ausdehnung fünftausend Meilen in der Länge und zweitausend dreihundert Meilen in der Breite beträgt, welches sechs Millionen Quadratmeilen Wasser und Land umschließt, dessen Grenzen das nördliche Eismeer, das Japanische Meer und die Tartarei bilden, das sich vom 45° 30′ bis zum 77° 40′ nördlicher Breite und vom 52° 30′ bis zum 190 Meridian erstreckt, muß selbstverständlich die größten Verschiedenheiten der Temperatur in sich schließen.

Auf der südlichen Grenze, welche ungefähr unter demselben Breitengrade wie Venedig liegt, herrscht auch das milde Klima Italiens, während die Region des nördlichen Eismeers das ganze Jahr hindurch im Eise starrt.

In Irkutsk, das in der Mitte des Weges nach der orientalischen Grenze, in der Nähe des von den Russen das „heilige Meer" genannten großen Binnenseees Baïkal liegt, ist die mittlere Temperatur des Jahres 31° Fahrenheit und die mittlere des Winters 10° unter Null.

An den Ufern des sich in das nördliche Eismeer ergießenden Flusses Jenisei kennt man große Kälte gar nicht, da die Thäler durch Höhenzüge geschützt sind, und im Süden, in der Gegend des Altai-Gebirges, bringen die Heerden das ganze Jahr im Freien zu. In allen Theilen Sibiriens, welche nicht über dem siebenundfünfzigsten Breitengrade liegen, ist die Luft sehr trocken und macht sich die Kälte wenig fühlbar; in diesen Regionen findet man denn auch die dichteste Bevölkerung und die größte Entwickelung der Industrie.

Ich habe zwischen dem Klima von Jekaterienburg in der Nähe des Ural und dem von Moskau, das noch um zwei Grade südlicher liegt, wenig oder gar keinen Unterschied gefunden, und in Semipalatinsk am Altai unter dem 50° 40′ Breitengrade ist das Klima herrlich.

Die ganze Umgegend des südlichen Theils des Ural erfreut sich einer äußerst günstigen Lage, und man hat sich in allen den Theilen Sibiriens, von denen ich spreche, nirgends über große Kälte zu beklagen. Im äußersten Norden und im äußersten Osten ist es allerdings nicht gerade gut sein.

Ich bin viel in Sibirien gereist und habe stets ein mehr

oder minder gemäßigtes, niemals aber ein unerträgliches Klima gefunden, niemals mehr von seiner Härte gelitten, als z. B. in Moskau. Beinahe überall erwies sich mir der Boden als ganz vorzüglich für den Ackerbau geeignet, denn er ist schwer und fett, so daß der ihm anvertraute Saamen gedeihen muß. Die Art und Weise der Kultur ist freilich dazu angethan, ihn schnell zu erschöpfen, und dürfte nicht angewendet werden, wenn der Boden weniger fruchtbar und die Bevölkerung dichter wäre.

Von einer rationellen Bewirthschaftung des Ackers scheint man keine Ahnung zu haben; jedes Jahr streut man denselben Saamen in dasselbe Feld, ohne ihm Ruhe zu gönnen oder es zu düngen. Die trotz dieser unvollkommenen Bestellung erzielten Ernten geben eine Vorstellung davon, was man bei einer besseren Kultur aus diesem Boden ziehen könnte. Im Ural habe ich reifen Mais, Runkelrüben und Kartoffeln von einer ganz ungewöhnlichen Größe gesehen.

In den weniger fruchtbaren Gegenden gedeiht der Roggen doch sehr gut. Im letzten Jahre kostete ein Pud Roggenmehl 14 Kopeken.

Im Sommer sind die Wälder ganz köstlich; den Tag über ist es zwar sehr warm, aber die Abende sind von einer entzückenden Frische, und da sich damit etwas Feuchtigkeit verbindet, so sprießen überall wilde Blumen im Ueberfluß hervor. Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, Kirschen und andere eßbare Beeren bringen die Wälder in Menge hervor und werden auf den Märkten der benachbarten Städte, wo man nie andere als wilde Früchte sieht, feilgeboten.

Das Leben in Sibirien ist noch wohlfeiler als im übrigen Rußland, wo es auch nicht theuer genannt werden kann.

In den entferntesten Provinzen sind die Wege mindestens ebenso gut wie im übrigen Reiche, ja oberhalb Tumen sind sie viel besser als in Rußland und nehmen es mit den besten Straßen des westlichen Europas auf. Die Pferde sind berühmt wegen ihrer Schnelligkeit, die Posthäuser bieten weit mehr Bequemlichkeiten, als man in denen vieler Provinzen Mittelrußlands findet, ja man kann sogar in den meisten ein genießbares Mittagsessen erhalten. In dem Posthause eines entlegenen Dorfes, das beiläufig gesagt ein Muster der Sauberkeit war, brachte mir der Kellner zu meiner Verwunderung die Speise- und Weinkarte.

Die Bauern in Sibirien sind viel civilisirter und lange nicht so unwissend wie die in anderen Theilen Rußlands, welcher Vorzug zum größten Theile auf Rechnung der politischen Verbannten zu schreiben ist. Viele unter ihnen haben die Zeit der unfreiwilligen Muße, die ihnen der Aufenthalt in Sibirien gewährt, dazu benutzt, die Kinder ihrer Nachbarn zu belehren.

Da die Leute besser unterrichtet sind, so sind sie in Folge dessen auch viel weniger bigott. Es giebt im Vergleich zum europäischen Rußland in Sibirien nur wenig Priester und Kirchen.

Die Bauern sind auch viel reinlicher und kleiden sich besser als die anderer Provinzen; sie sprechen besser, drücken sich mit größerer Leichtigkeit aus, äußern ihre Meinung freier und rückhaltloser und scheinen viel genauer über Alles, was in der Welt vorgeht, unterrichtet, als ihre weiter südlich wohnenden Landsleute. Man merkt es ihnen an, daß sie eine bessere Erziehung erhalten haben, und ist erstaunt, in dem Maße, als man nördlich gegen die Einöden Sibiriens vordringt, das Ansehen und den Bildungsgrad der Leute weiter fortgeschritten zu finden.

Der beste Beweis für die in Sibirien herrschende höhere Civilisation ist die Stellung, welche man daselbst den Frauen einräumt. In Mittelrußland wird die Frau wie bei allen barbarischen Völkern behandelt, d. h. vernachlässigt und unterdrückt. Sie muß alle schweren Arbeiten thun, den Acker und das Vieh besorgen, während ihr Herr und Gebieter seine Zeit zwischen trinken und schlafen theilt.

Zu den vielen liebenswürdigen Eigenschaften, welche man dem Muschik nachrühmen muß, gehört rücksichtsvolles Benehmen gegen das schwächere Geschlecht durchaus nicht. Man kann sehr oft das Schauspiel erleben, daß die Frau, nur mit einem Hemd bekleidet, den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, auf dem Felde arbeitet, während der Mann in einer improvisirten Laube behaglich im Schatten liegend der Ruhe pflegt. Fragt man einen dieser Könige der Schöpfung, ob er verheirathet sei, so kann man die Antwort erhalten: „Noch nicht, ich suche ein kräftiges und arbeitsames Mädchen; wenn ich eins finde, die für mich arbeiten will, so heirathe ich, eher aber nicht.“

Dieses Symptom der Barbarei ist in Sibirien weniger ausgeprägt. Die Frau nimmt hier die ihr gebührende Stellung ein, sie überwacht und besorgt das Hauswesen und die Kinder, wäh-

rend der Mann den Feldarbeiten und anderen Hantierungen nachgeht.

Die Berge des Ural erscheinen Demjenigen, welcher sich inmitten derselben befindet, wie kleine Hügel, da sie so allmählich ansteigen, daß der Reisende ihre wirkliche Höhe gar nicht gewahr wird. Obgleich nicht großartig, ist die Scenerie aber doch ganz herrlich; Berg und Thal, Wald und Feld, Wasser und Felspartien bieten überall prächtige Aussichten, und dies Alles genießt der Reisende, während er einen guten harten Kiesweg entlang fährt und nicht zusammengerüttelt und geschüttelt wird, wie in anderen russischen Provinzen.

Es sieht aus, als ob das Land stark bevölkert wäre, da die Leute sich zumeist an der Landstraße angebaut haben, in Wahrheit ist aber die Einwohnerzahl eine geringe.

Hier und da verkündet das Glühen eines Schmelzofens und das dumpfe eintönige Geräusch des Eisenhammers, daß man sich inmitten einer großen Fabrikthätigkeit befindet. Die vielen Tartaren, die auftauchenden Moscheen mit dem einfachen Mollah an der Thür, welcher die Gläubigen zum Gebet ruft, sind dem Reisenden Merkmale, daß er das europäische Rußland hinter sich zurückgelassen, und ein Haufe Zigeuner von besonders dunkelm Typus, mit dicken Lippen, steilen Nasen und langem, krausem, kohlschwarzem Haar, dem Aussehen nach wahre Aegypter, deutet sogar auf die Nähe Mittelasiens hin, von wo dieses Volk beständig auswandert. Diese Zigeuner sind jedoch nicht mit denen zu verwechseln, die man in den russischen Städten antrifft, aus welchen die Banden der Tänzer und Sänger hervorgehen und die in ihrem Typus den Zigeunern anderer Länder Europas gleichen.

Auf der Stelle, wo Europa aufhört und Asien beginnt, steht ein Obelisk, welcher auf der einen Seite den Namen des erstern, auf der andern Seite den des letztern Erdtheils trägt; derselbe ward errichtet zur Erinnerung an die Eroberung Sibiriens im Jahre 1573 durch Yermak, den Kosacken. Von nun an geht es abwärts, man sieht dieselbe Landschaft, die man in Europa verlassen hat, nur erscheint Alles lachender, besser angebaut und civilisirter als in Rußland.

Die schönste Stadt, welche ich im russischen Asien gesehen habe, ist Jekaterienburg, welches sich auf der Grenze zwischen Asien und Europa befindet. Diese Lage verschafft dem Orte

zahlreiche Vortheile und ist auch die Veranlassung gewesen, daß ihm mancherlei commerzielle Privilegien zu Theil geworden sind. Jekaterienburg ist ferner die Hauptstadt eines Bergbau treibenden Distriktes, wodurch es ebenfalls Wichtigkeit und eine bedeutende Zunahme seiner Bevölkerung erhalten hat. Irkutsk ist auch eine schöne Stadt, aber Jekaterienburg übertrifft es bei Weitem. Der Ort hat 25,000 Einwohner, ist gut gebaut, besitzt mehrere schöne Kirchen, eine Anzahl aus Bruch- oder Ziegelsteinen aufgeführte Häuser, von denen man einige Paläste nennen könnte. Ferner befinden sich daselbst eine Münze, mehrere dem Staate gehörige große Hüttenwerke, ein Theater, ein Club und zwei ganz vorzügliche Hotels. Mit einem Worte, man hat Mühe zu glauben, daß man hier auf dem äußersten Vorposten der Civilisation, kaum zwei Schritte von der asiatischen Barbarei entfernt ist. Ich versichere, daß ich bei dem Diner, das mir Herr Plotnikoff im Hotel zur Post vorsetzte, mich nach keiner der Hauptstädte Europas zurücksehnte.

Sämmtliche Zimmer des Hotels waren mit schönen Polstermöbeln, Vorhängen, Spiegeln, guten Betten, kurz mit allem Comfort ausgestattet; eine gleiche Eleganz herrschte im Tischzeuge, im Porzellan, Glas und Silber. Die Speisekarte enthielt Alles, was man billigerweise nur verlangen kann, ja es fehlte nicht an Gänseleberpastete, Pickles, Saucen und sonstigen Delikatessen, welche man nur in einem Restaurant erster Klasse des westlichen Europas zu finden erwarten kann. Womöglich noch besser versehen war der Weinkeller; es gab alle erdenklichen Sorten und die Preise waren durchaus nicht übertrieben hoch.

Es ist Sitte in allen diesen Hotels, eine Bande Sänger und einige Musiker zu halten, welche während des Tages und während eines Theils der Nacht ihre Künste in Zwischenpausen produciren. Merkwürdigerweise sind diese fahrenden Künstler, welche vom Wirth Wohnung und Kost, und von den Gästen kleine Geldgeschenke erhalten, meistens Deutsche.

Ein sehr beliebtes Vergnügen der in einem solchen Restaurant, gleichviel ob in Jekaterienburg oder anderswo, verkehrenden Gäste ist die Veranstaltung eines sogenannten Pic-nic. Zehn bis zwölf Männer setzen sich um einen Tisch und jeder von ihnen bestellt eine Flasche Wein von einer anderen Sorte oder ein anderes geistiges Getränk. Das Bestellte wird gleichzeitig gebracht und die Gesellschaft trinkt Alles durcheinander, erst

Portwein, dann Branntwein und dann Champagner oder umgekehrt.

Englischer Porter gilt für ein sehr aristokratisches Getränk und wird häufig mit gestoßenem Zucker genossen; er ist aber sehr theuer, ich glaube eine Flasche kostet in Sibirien anderthalb Rubel.

Eine andere seltsame und nicht gerade angenehme Sitte in jenen Restaurants ist die, daß wenn man ruhig bei seinem Mittagsessen sitzt, der Kellner plötzlich ein Glas Champagner nach dem andern bringt mit der Bestellung, Iwan Iwanowitsch oder irgend ein anderer „witsch", der an einem benachbarten Tische sitzt, wünsche die Gesundheit des Herrn zu trinken. Da dies eine Höflichkeitsbezeigung unter Bekannten ist, so fordert der gute Ton, daß man das Gebotene annimmt.

Es ist unglaublich, was die Sibirier in diesen Hotels zuweilen draufgehen lassen; ich sah die Rechnung eines Herrn, der eine Woche in einem solchen gelebt, sie betrug zweitausend Rubel. Die Champagnerpfropfen knallen unaufhörlich und wer dazu kommt, trinkt mit.

Man findet in allen Städten eine zahlreiche und gebildete Gesellschaft, die Zeit geht angenehm dahin und die Milde und Beständigkeit des Klimas trägt auch viel dazu bei, das Leben behaglicher zu machen. Das Publikum hat sich über die Schwierigkeiten, in Sibirien vorzudringen, über die Gefahren und die außerordentliche Kostspieligkeit des Reisens u. s. w. ganz falsche Vorstellungen gebildet, theils durch die erdichteten Erzählungen der Reisenden, theils durch die romantische Einbildungskraft Derer, welche allzu lebhaft mit den politischen Gefangenen sympathisiren.

Nishnij-Nowgorod ist gegenwärtig sehr leicht zu erreichen und gilt während der Messe beinahe für einen Ort, wo die moderne Welt sich ein Rendez-vous giebt. Eine Dampfschifffahrtslinie verbindet diese Stadt mit Perm in Sibirien und zwar kann die Reise von einem Orte zum andern mit aller Bequemlichkeit in einer Woche ausgeführt werden. Die Dampfschiffe sind nicht groß, aber sehr reinlich gehalten, und die Reisenden sind darauf im wahren Sinne des Wortes gut aufgehoben. Die Verpflegung ist reichlich und gut bei mäßigen Preisen, kurz man bringt die Woche, welche man auf die Reise verwendet, in angenehmer Weise zu. Die Einförmigkeit des Weges wird durch hier und da auftauchende Städte unterbrochen und auch die

Landschaft hat ihre Reize, obgleich ich den Enthusiasmus Derer nicht theilen kann, welche die Kama, in die man etwas oberhalb Kasan gelangt, entzückend finden.

Von Perm aus kann man alle übrigen Theile Sibiriens ohne Schwierigkeiten erreichen, doch will ich nicht in Abrede stellen, daß die Reise langweilig ist; es ist jedoch hier wie überall; der Genuß, den man beim Reisen findet, ist im hohen Grade abhängig von den Hilfsquellen, die man in sich selbst trägt. Man sieht hübsche Landschaften, Hügel, Wald, Wasser, und dies kann namentlich den Reisenden zufrieden stellen, der aus den Ebenen Rußlands kommt, wo ein Maulwurfshügel am Horizont schon für eine Naturmerkwürdigkeit gilt und wo das ermüdete Auge vergebens einen Punkt sucht, auf den es sich von der Langweiligkeit der Steppe mit ihrer unendlichen Perspektive von Sand und Gras wenden kann.

Ich habe bereits in einem früheren Kapitel erwähnt, daß mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung in der Umgegend des Ural, zwischen dem europäischen und dem asiatischen Bassin — von Perm über die Kama nach Tumen, nahe beim Zusammenfluß des Tura mit dem Tobol — Sibirien mit einem Netz von Kanälen bedeckt ist. Ob, Jenisei, Lena, Irtisch, Amur sind sämmtlich große schiffbare Flüsse, welche nach entgegengesetzten Richtungen fließen und die äußersten Endpunkte Sibiriens mit einander verbinden. Wäre die Lücke des Ural zwischen Perm und dem Tobol durch eine Eisenbahn ausgefüllt, so könnten die Waaren zu Wasser oder per Bahn ohne Unterbrechung von der westlichen Grenze des europäischen Rußland bis in das Innere Sibiriens gehen.

Alle bedeutenderen Städte sind mit der Hauptstadt durch Telegraphenleitungen verbunden und von dort aus mit allen Telegraphenstationen des Erdballs.

Sieht man auf der Karte, wie kurz die Entfernung ist, welche Irkutsk von den Distrikten Chinas trennt, in denen der Thee gewonnen wird; sieht man, wie die russischen Vorposten bis nach Kabul vorgeschoben sind und wie sie sich zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere ausgebreitet haben, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß in Folge der Entwickelung der Communikationswege in Rußland der Handel mit dem Orient seine bisherige Straße verlassen und Moskau vielleicht der Mittelpunkt der Expedition nach Asien werden wird. Sibi-

rien besitzt ungeheure Hilfsquellen, von deren Umfang sich nur wenige Menschen eine Vorstellung zu machen vermögen. Seine mineralischen Schätze sind geradezu unerschöpflich; gegenwärtig werden dieselben erst auf einzelnen Punkten ausgebeutet und das auch noch in sehr ungenügender Weise und unter den schlechtesten Bedingungen. Man bedenke nur, daß sich das Uralgebirge von Norden nach Süden auf einem Flächenraum von 1200 Meilen hinzieht, daß es die ganze Kette entlang Goldlager birgt und daß dieselben erst an einigen Stellen und nach einem ganz fehlerhaften System geöffnet sind. Das Gleiche ist mit den Kupferbergwerken der Fall und trotzdem liefert Sibirien schon jetzt eine große Fülle dieses Metalls: ebenso wird der große Reichthum an Eisen und anderen Metallen mit unerhörter Nachlässigkeit ausgebeutet. Es ist wahrhaft betrübend für den Reisenden, so viel Armuth zu sehen und zu wissen, daß das Land unerschöpfliche Schätze besitzt, welche nur der Hände harren, um sie zu heben.

Jedesmal, wenn ich Sibirien durchreise, wundere ich mich, weshalb der Strom der Auswanderung aus Europa sich nicht hierher richtet. Mit einem kleinen Kapital versehene Auswanderer können hier fruchtbarere und billigerere Ländereien erwerben als in irgend einem Theile Amerikas oder Australiens; das Leben und die Arbeitskräfte sind auch wohlfeiler und man genießt vieler Vortheile der Civilisation, deren man in den überseeischen Colonien beraubt ist. Gegen eine sehr geringe Abgabe lebt man unter dem wachsamen Schutze eines wahrhaft väterlichen Regimentes und läuft nicht Gefahr, von den Indianern scalpirt zu werden. Und nicht nur der Ackerbau ist in Sibirien einträglich, sondern auch alle anderen industriellen Unternehmungen bieten einem mit Verstand und Unternehmungsgeist ausgestatteten Manne die beste Aussicht auf Erfolg. Ich könnte dafür viele Beispiele anführen. Auf das Wissen kommt es dabei nicht an, wer den Kopf auf dem rechten Flecke hat, macht seinen Fang und das in kurzer Zeit. Viele oder eigentlich die meisten der sibirischen Großhändler sind die eigenen Schöpfer ihres Reichthums. Einer dieser Herren sagte mir vor Kurzem: „Ich kam vor acht Jahren mit einem Vermögen von achthundert Rubeln hierher, und jetzt besitze ich fünf Millionen. Es ist ein gutes Land zum Arbeiten.“ Dabei darf man nicht vergessen, daß Sibirien erst anfängt, die Bahn des Fortschritts zu betreten. Man zählt heute daselbst

dreißig Dampfboote, genau die Zahl derer, welche vor etwa siebzehn Jahren auf der Kama und Wolga circulirten, während jetzt auf diesen Flüssen dreihundertsiebzig hin- und herfahren.

Die Dampfboote werden in Sibirien selbst gebaut, ebenso fabrizirt man dort Eisenbahnschienen, Kleidungsstücke, Baumwollstoffe, Papier u. s. w. Der Transithandel wird sehr gepflegt und jedes Jahr öffnet sich ein neuer Fluß der Schifffahrt.

Die sibirische Aristokratie besitzt zwei Schwächen, die sie indeß mit der russischen gemein hat: das Spiel und das Champagnertrinken. Was das Erstere anbetrifft, so behandeln sie es nicht wie ein Vergnügen, sondern wie ein ernstes Geschaft. In dem Hotel einer sibirischen Stadt setzten sich in dem an das meinige stoßenden Zimmer eines Montags Morgens um elf Uhr vier Herren an den Spieltisch und spielten, mit kurzen Unterbrechungen während der Zeit wo sie aßen und tranken, bis zum Donnerstag, wo Derjenige, welcher die Bank gehalten, nachdem er vierzigtausend Rubel verloren, gänzlich ausgebeutelt war. Bei diesen Orgien hält stets Einer gegen die Andern, und man spielt solange, bis entweder die Bank gesprengt ist oder die Pointeure Alles verloren haben.

In Irbit wird Mitte Februar eine große Messe abgehalten, welche sämmtliche Großhändler mit Ungeduld erwarten und wo allgemein sehr hoch und leidenschaftlich gespielt wird, wohin auch von weit her fahrendes Volk strömt, um seinen Antheil an den Schätzen zu erhaschen, die an den Spieltischen von Hand zu Hand gehen.

Wie in Californien und Australien, so ist auch in Sibirien gewöhnlich der vom Glück begünstigte Goldsucher das Opfer der Spieler. In einer einzigen Nacht nimmt man ihm den ganzen Ertrag monatelanger Arbeit ab, und er behält, wenn er am andern Morgen nüchtern ist, nichts als seine Hacke, um seine Nachgrabungen von Neuem zu beginnen.

Die reichen Leute leben auf einem höchst luxuriösen Fuß, führen einen wahrhaft fürstlichen Haushalt und üben eine unbegrenzte Gastfreundschaft. Der Reisende, der in eine Stadt kommt, in welcher es kein Hotel giebt, fährt ohne Weiteres vor das Herrenhaus, wo er, selbst in Abwesenheit des Hausherrn, ohne Anstand Aufnahme findet.

Auf einem der zwischen Nishnij-Nowgorod und Perm hin und her fahrenden Dampfboote hatte ich die Bekanntschaft eines

in den hohen Thälern des Ural wohnenden Herrn gemacht, welcher neben einem sehr bedeutenden Großhandel die Goldgräberei im größesten Maßstabe betrieb, und war von diesem eingeladen worden, ihn zu besuchen.

Ich hatte die Sache gar nicht für so ernst genommen, als ich jedoch eines Tages mit noch einem Gefährten in die Nähe seines Wohnortes kam, veranlaßte ich jenen, einen Umweg zu machen und bei meinem Reisebekannten vorzusprechen. Wir gedachten bei demselben eine Tasse Thee zu trinken und dann unsere Reise weiter fortzusetzen, hatten aber, wie man sogleich sehen wird, die Rechnung ohne unsern Wirth gemacht.

Wir kamen gegen sieben Uhr Abends an. Auf unser Klingeln erschien ein mit dem unvermeidlichen Schafpelz bekleideter Greis, den ich für den Dwornik oder Portier hielt. Er fragte, wer wir wären und erhielt von unserm Postillon die Antwort: „Zwei englische Prinzen.“ Wir verdankten diesen Titel nämlich der thörichten Freigebigkeit meines Gefährten, der aus Mangel an kleiner Münze dem Postillon auf dem letzten Relais statt der ihm als Trinkgeld zukommenden fünf Kopeken deren fünfundzwanzig gegeben hatte.

Der alte Herr machte uns eine tiefe Verbeugung und öffnete beide Flügel des Thorweges. Wir sprangen aus unserm Tarantaß und folgten ihm bis zu dem Haupteingange des Hauses, wo er uns plötzlich verließ, uns anheimgebend, unsern Weg so gut wir vermochten fortzusetzen. Mein Freund war zu Hause und empfing uns mit der größten Zuvorkommenheit. Bald saßen wir bei einem Glase Thee und ich war soeben dabei, das Erstaunen des alten Dwornik über die Ankunft zweier englischer Prinzen und sein Verschwinden am Fuße der Treppe zu schildern, als die Thür des Zimmers sich öffnete und der Greis in eigener Person eintrat. Er hatte seinen Schafpelz mit einem Schlafrock aus kostbarem persischem Seidenstoff vertauscht und unser Gastfreund stellte ihn uns als seinen Vater vor.

Der Papa war, wie ich hierbei bemerken will, seiner Zeit einer der berühmtesten und glücklichsten Großhändler seines Landes gewesen. Die Unterhaltung war sehr angeregt, nach Ablauf von zwei Stunden gaben wir aber doch die Absicht zu erkennen, wieder aufzubrechen. Davon wollte aber unser Wirth durchaus nichts hören, erst müßten wir ein Zabuska, eine Art Vor-Mittagsessen, einnehmen, bestehend aus verschiedenen Sorten geräu-

chertem Fisch, Schinken, Käse, Caviar, Radieschen u. s. w. Nach dem Zabuska mußte nothwendigerweise erst ein Schläfchen gemacht werden, und als wir daraus erwachten, war das Mittagsessen servirt. Wir aßen, wir tranken, wir rauchten ganz ausgezeichnete Cigarren, und da es nun doch zu spät geworden, um an diesem Tage noch abzureisen, so gingen wir schlafen.

Am andern Morgen befahl ich meinem Diener, bei guter Zeit anspannen zu lassen, damit wir an diesem Tage die am vergangenen versäumte Zeit einholen könnten.

Nach kurzer Zeit kam mein Iwan zurück mit dem Bescheide, wir könnten an diesem Tage keine Postpferde bekommen. Dies war natürlich nur ein Vorgeben, in Wahrheit hatte unser Wirth verboten, uns welche zu liefern, um uns noch länger gefangen zu halten. Vergebens versuchten wir den Postmeister umzustimmen, er fürchtete unsern despotischen Freund viel zu sehr, um sich dessen Zorn zuzuziehen. Wohl oder übel mußten wir uns in unser Schicksal fügen. Ich wandte mich nun an unsern Wirth, der gleich Papa wieder in großer Toilette erschienen war, dankte ihm für seine gastfreundlichen Absichten, erklärte ihm aber, daß wir durchaus abreisen müßten. Es war verlorene Mühe; er hörte mich gar nicht an und wir sahen uns gezwungen, noch einen Tag mit Schmausen, Trinken und Plaudern zu verlieren. Unter dem Vorwande, uns zu unterhalten, wurde uns das Haus und Alles, was es enthielt, mit der größten Umständlichkeit gezeigt; wir mußten Stück für Stück bewundern und nach seinem Werthe abschätzen. Der Russe liebt es, jedem Fremden, dessen er habhaft werden kann, in dieser Weise seine Schätze zu zeigen.

Wir waren sehr glücklich, daß es uns gelang, uns gegen Abend dieser zwar sehr liebenswürdigen, aber doch drückenden Gastfreundschaft zu entziehen.

Der alte Herr, welcher sich uns zuerst im Bauernkostüm vorgestellt hatte, war noch bis zum Jahre 1861 Leibeigener gewesen. Sein Sohn, der gegenwärtig das von dem Alten begründete Geschäft mit großer Umsicht leitet, ist ein sehr gut unterrichteter Mann, der mit viel Einsicht über die politischen Parteien in London und Paris sprach und mit den Vorgängen in Petersburg so vertraut war, wie man dies in Rußland nur sein kann; er empfing jeden Morgen seine Zeitungen. Sein

Sohn, ein Knabe von zehn Jahren, erhielt eine sehr gute Erziehung und sprach sogar schon französisch.

Ich könnte noch viele ähnliche Beispiele sibirischer Gastfreundschaft anführen, begnüge mich aber außer dem bereits erzählten noch mit dem folgenden, weil gerade dieses noch andere Seiten des Lebens im asiatischen Rußland schildert.

Bei Gelegenheit eines Besuches, dem ich dem Regierungs-Administrator einer großen Besitzung im südlichen Ural abstattete, wurde ich mit einem Kaufmann bekannt, welcher die Goldwäsche auf den Gütern gepachtet hatte, und da er hörte, daß ich nach Jekaterienburg wollte, erbot er sich, mich mitzunehmen, da er einen Transport Gold dahin zu bringen hatte. Vorher lud er mich jedoch ein, in seinem Hause sein Gast zu sein. Ich begleitete ihn, er stellte mich seinen beiden Associés, intelligenten Muschiks, vor, während er selbst ein Deutscher war, und ich sah mit großem Interesse dem Abwiegen, Verpacken und Versiegeln der kostbaren Fracht zu, nahm mit meinem freundlichen Wirth noch ein sehr reichliches Mahl ein, und alsdann machten wir uns reisefertig.

„Jetzt müssen wir uns aber bewaffnen," sagte der Kaufmann, und auf meine etwas erschrockene Frage „Warum?" erklärte er mir, dies geschehe in Folge eines Regierungserlasses, der ausdrücklich vorschreibe, daß die Begleiter von Goldtransporten bewaffnet sein müßten. Ich hatte meinen Revolver bei mir, mein deutscher Freund und seine beiden Partner versahen sich mit Dolchen und Pistolen, und so stiegen wir gerüstet wie zu einem Feldzuge in den Tarantaß, in den auch das Gold gepackt ward, und machten uns, nachdem wir noch einen großen Becher Champagner als Abschiedstrunk geleert, auf die Reise.

Wir fuhren etwa fünf Meilen und gelangten mitten in der Nacht nach einem Dorfe, in welchem der Bruder eines meiner neuen Freunde wohnte, und dieser würde es sich niemals verziehen haben, hätte er mich, den Fremden, nicht zu seinem Bruder geführt. Wir mußten im Posthause warten, während Nicolai Nicolaiwitsch nach dem Hause seines Bruders ging und dort unsere Ankunft meldete. Nachdem Alles zu unserm Empfang vorbereitet, holte er uns ab.

Die Pferde wurden abgespannt, der Tarantaß blieb auf der offenen Straße stehen und wir setzten uns zu einem vortrefflichen Nachtessen nieder. Wir mußten sehr viel essen und noch

mehr trinken, indeß fand ich doch Zeit, mich nach dem Golde umzusehen, und da ich dies im Zimmer nirgends entdeckte, ward ich ängstlich und machte den Kaufmann darauf aufmerksam.

„O, das hat nichts zu sagen," entgegnete er, „das ist draußen auf der Straße im Tarantaß und ebenso sicher aufgehoben wie hier."

Diese Antwort brachte mich zu der Ueberzeugung, daß die Pistolen und Dolche eine leere Farce waren und es auf der ganzen Erde keine Gegend gebe, die man sicherer durchreisen könne, als das Uralgebirge.

Wodurch die höchst unrichtigen Vorstellungen entstanden sind, welche man sich über das Schicksal der politischen Verbannten in Sibirien macht, ist mir immer ein Räthsel gewesen. Die in Sibirien lebenden Gefangenen bilden zwei große Kategorien: Strafgefangene und politische Verbannte, und jede derselben hat wieder ihre Unterabtheilungen.

Beschäftigen wir uns zuvörderst mit den gemeinen Verbrechern.

Nur die schwersten Verbrecher werden zur Arbeit in den Bergwerken, besonders in den Silberbergwerken des Distriktes Nertschinsk verurtheilt. Da dies immer Missethäter der schlimmsten Sorte, Mörder und ähnliche Verbrecher sind, und da die Arbeit in den Minen gar nicht so überaus hart und der Gesundheit keineswegs nachtheilig ist, da endlich alle Grubenarbeiter über der Erde wohnen und nur zur Arbeit einfahren, so geht es diesen Menschen immer noch viel besser, als sie es verdienen.

Eine zweite Kategorie bilden diejenigen Sträflinge, welche zu verschiedenen Arbeiten in freier Luft verurtheilt sind, und eine dritte besteht aus Denjenigen, die nur nach Sibirien verwiesen sind, sich an bestimmten, ihnen vorgeschriebenen Orten aufhalten müssen und unter Polizeiaufsicht stehen. Sie bilden kleine Colonien, und ich habe mir sagen lassen, es sei nicht gerade klug von einem Fremden gehandelt, sein Zelt unter ihnen aufzupflanzen.

Ich weiß wirklich nicht, weshalb die Russen in dem Rufe stehen, ihre Verbrecher grausamer zu behandeln als andere Völker. Die Engländer hängen ihre Mörder, die Franzosen guillotiniren sie, die Russen dagegen machen sie, wie mich bedünken will, mit viel mehr Einsicht und Humanität für gewisse Arbeiten nutzbar und tragen die größte Sorge für ihre Gesund-

heit. Zum Beweis, daß die Gefangenen durch die ihnen zu Theil werdende Behandlung keineswegs entkräftet werden, möge der folgende Fall dienen: Zwei Verurtheilte entsprangen und machten den ganzen Weg von Nertschinsk zu Fuß bis St. Petersburg, wo sie erst wieder ergriffen wurden.

Die Strafe der politischen Gefangenen besteht lediglich darin, daß sie sich aus einem ihnen angewiesenen bestimmten Umkreise nicht entfernen dürfen. Handeln sie nur dieser Anordnung nicht zuwider, so sind sie im Uebrigen vollständig unbeschränkt. Viele arbeiten in den Bureaux der Regierung, jedoch ganz aus eigenem freien Antriebe, und nicht Wenige sind in Sibirien zu einer Stellung gelangt, die ihnen in ihrer heimathlichen Provinz niemals zu Theil geworden wäre, und sie sind weit entfernt, sich zurückzusehnen. Natürlich giebt es auch Andere, die sich in trauriger Lage befinden. Ein Grubenbesitzer erzählte mir, er beschäftige auf seinem Schiffszimmerplatze zwei ehemalige Obristen, die einen Tagelohn von achtzig Kopeken verdienten. Ich glaube aber, es ließe sich kein einziges Beispiel auffinden, daß wirklich politische Verbannte zu Arbeiten in den Bergwerken oder zu andern Zwangsarbeiten verurtheilt worden wären.

Allzuhäufig werden indeß die politischen Verbannten und die Sträflinge mit einander verwechselt. Man hört von Diesem oder Jenem, er sei ein politischer Gefangener, geht man aber der Sache näher auf den Grund, so stellt sich heraus, daß er vielleicht in politische Dinge verwickelt gewesen ist, daß aber das Verbrechen, um dessenwillen er nach Sibirien geschickt worden, mit seinen politischen Ansichten nichts zu thun hat.

Was ich hier ausspreche, ist durchaus nicht bloß meine persönliche Ansicht; ich könnte mich täuschen, wie dies ja vielen Reisenden geschieht; mein Urtheil stützt sich auf die Mittheilungen unterrichteter, ehrenhafter Männer, welche im Lande wohnen und fähig sind, die Dinge nach ihrer wahren Sachlage zu betrachten. Weil ich aber durch das Zusammentreffen günstiger Umstände in den Stand gesetzt worden bin, authentische Nachrichten über diese Angelegenheit zu sammeln, halte ich es auch für meine Pflicht, genau zu berichten, was ich gesehen und gehört habe.

Es soll damit jedoch keineswegs eine Rechtfertigung von Regierungsmaßregeln versucht werden, durch welche man Menschen aus ihrer Heimath verbannt, zuweilen lediglich deshalb, weil sie das, was sie dachten, zu laut ausgesprochen haben; nur

meine ich, das Loos dieser Unglücklichen ist durch die Trennung von Allem, was ihrem Herzen theuer, schon schwer genug, und man braucht es nicht mit noch schwärzeren Farben auszumalen, als es in Wirklichkeit ist.

In den letzten Jahren ist in der Art und Weise des Transportes der Gefangenen eine große Veränderung eingeführt worden. Früher mußten sie nämlich die ganze Reise zu Fuß machen, sie blieben Monate lang unterwegs und Viele erlagen den Anstrengungen. Gegenwärtig werden sie mit Dampfbooten nach Perm und von dort auf Wagen nach ihren Bestimmungsorten geschafft, ja man geht in der Sorge für ihre Gesundheit so weit, daß man sie im Winter nicht einmal die Reise machen läßt. Fünf Jahre ist das Minimum für die Dauer des Exils. Den schwersten Verbrechern wird der Kopf entweder auf einer Seite oder ganz und gar kahl geschoren.

Vielen Gefangenen gelingt es zu entfliehen. Die Wälder bieten ihnen die Möglichkeit, die größeren Städte zu erreichen, wo sie gewöhnlich so lange leben, bis es entdeckt wird, daß sie keinen Paß besitzen; alsdann stellt man ihre Identität fest und sendet sie zur weiteren Verbüßung ihrer Strafe zurück.

Diese Flüchtlinge, welche sich bei Tage in den Wäldern verbergen, kommen Nachts in die Dörfer, um Nahrung zu suchen, und die Herzensgüte des russischen Bauern, seine Theilnahme für jeden Leidenden ist so groß, daß es in vielen Dörfern Sitte ist, jeden Abend einige Nahrungsmittel vor die Fenster der Hütten zu legen, damit der etwa kommende Flüchtling sich daran sättigen kann. Dabei wissen die Leute recht gut, daß sie möglicherweise dem größten Bösewicht, den Gottes Erdboden trägt, zur Flucht verhelfen.

Man begegnet niemals auf den Straßen oder auf den Wegen einem Trupp Gefangener, ohne daß man ihnen von Seiten der Bevölkerung Geld und Lebensmittel bringen sähe. Der Russe, und namentlich der Bauer, hat ein äußerst mitleidiges Herz.

Da Sibirien der Mittelpunkt der metallurgischen Unternehmungen des Staates ist, so giebt es hier selbstverständlich viele Bergbeamte und diese sind von allen Agenten der russischen Regierung die intelligentesten und ausgezeichnetsten. Es giebt namentlich unter den höheren Beamten sehr verdienstvolle Leute, welche sich trotz aller Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen

haben, das Interesse des Staates redlich zu Herzen nehmen. Der Hauptgrund dieser Schwierigkeiten liegt in der Unfähigkeit ihrer Untergebenen. Wird erst der Plan zur That geworden sein, alle diese Etablissements in Privathände übergehen zu lassen, so wird Sibirien in ein ganz anderes Stadium der Entwickelung treten.

Sibirien, ich wiederhole es, ist der Mittelpunkt des russischen Mineralreichthumes und dieser Reichthum ist so groß, daß sich innerhalb des hier zu Gebote stehenden Raumes kein Bild davon geben läßt. Sibirien besitzt Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Steinkohle, Salz und ungeheure noch ganz jungfräuliche Wälder.

Ich habe Minerallager besucht, die eine Ausdehnung von mehreren Meilen hatten: ich bin ganze Tage lang durch undurchdringliche Wälder gewandert und habe vom Gipfel der höchsten Berge, soweit das Auge reichte, ringsum Hügel und Thäler mit dichtem Wald bedeckt, gesehen. Diese Wälder sind alle erst noch nutzbar zu machen, sie warten nur auf die Axt des Ansiedlers und den Tag, wo angezogen durch die liberale Politik, welche die russische Regierung jetzt einzuschlagen begonnen, der Strom der Auswanderung sich nach Sibirien lenkt.

Dreizehntes Capitel.

Die große Messe in Nishnij-Nowgorod.

Nishnij-Nowgorod aus der Vogelperspective. — Der Bazar. — Das Palais des Gouverneurs. — Perser, Armenier, Kaukasier, Tartaren, Zigeuner. — Das Theater. — In den Traktirs. — Ein jugendlicher Verschwender. — Tartarische Frauen.

Will der Ausländer ein genaues Bild von den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung des orientalischen Rußland haben, so muß er die alljährlich zu Nishnij-Nowgorod stattfindende große Messe, auf welcher Europa und Asien sich friedlich auf dem Felde des Handels und der gemeinschaftlichen Interessen begegnen, wenigstens ein Mal besuchen.

Die Messe beginnt im Juli, aber der Zusammenfluß von Fremden und das Geschäftstreiben erreichen ihren Höhepunkt zwischen dem 12. und 28. August (alten Styls). Wir, d. h. ich und ein Gefährte, fuhren von Moskau aus auf einige Tage nach Nishnij. Dort angekommen, setzten wir, ehe wir uns in das Meßgewühl stürzten, über die Oka und erstiegen den Hügel, an dessen Fuße die Stadt sich ausbreitet, denn so übersieht man die ganze Messe, deren Schauplatz am Zusammenflusse der Oka und Wolga liegt.

Die Wolga ist bedeckt mit Barken, welche vom Ural aus die Kama heruntergefahren sind und Eisen, Kupfer, Lindenrinde u. s. w. bis zum Kaspischen Meere bringen, wo sie ihre Fracht Schiffen überliefern, die sie nach persischen Häfen tragen. Auf der Oka dagegen sind große Schiffe schwerbeladen mit Gütern, die nach Moskau und dem Innern Rußlands befördert werden sollen. Jene Barke, die einem großen Kauffahrteischiff gleicht, bringt 800 Tonnen Getreide nach St. Petersburg. Die Dampfschiffe, welche rauchend und pfeifend ankommen und abgehen, erscheinen von dieser Höhe aus gesehen, wie große schwarze Punkte. Sie treffen aus den fernsten Endpunkten des großen Reiches kommend zusammen, um nach kurzem Aufenthalte nach den verschiedensten Richtungen auseinanderzugehen.

Die sich zu unsern Füßen ausdehnende Ebene wird von der Eisenbahn durchschnitten, welche hier die Civilisation des Occidentes repräsentirt, an dessen äußerster Grenze das handeltreibende Europa und Asien sich begegnen.

Dort die beiden einander kreuzenden Barken tragen dasselbe in leuchtenden Farben gemalte Bild eines Heiligen, welches andeutet, daß sie einen gemeinschaftlichen Besitzer haben. Sehr verschieden ist aber ihre Fracht, die eine Barke bringt Thee aus China, während die andere europäische Stoffe und Produkte nach China trägt, um sie dort gegen Thee auszutauschen.

Ein großes von dreißig Pferden gezogenes Boot ist mit kaukasischem Petroleum befrachtet, ihm folgt ein anderes, das von dem Kupfer und Eisen aus den Bergwerken des Ural beinahe auf den Grund versenkt wird.

Die Brücke, welche die Stadt mit dem Meßplatz verbindet, passirt soeben ein schwerer Tarantaß, der von sechs Pferden gezogen und von einer Schwadron irregulairer Kavalerie escortirt wird. Die Kosaken galoppiren, das Kinn auf das Knie ge-

drückt, die langen Lanzen eingelegt. „Quis custodiet custodes?“ ist man versucht beim Anblick dieser Banditengesichter zu fragen, denn der Wagen enthält Gold, das im Altai-Gebirge gewaschen ist und nun nach der Münze in St. Petersburg geschafft wird. Der unglückliche, mit Staub bedeckte Offizier, welcher die Begleitungsmannschoft commandirt, hat das Innere des Wagens, so gut es eben anging, zum Schlafzimmer eingerichtet. Er kennt jetzt gewiß jede Falte und jede Ritze seines Gemaches, denn er hat sich bereits sechs Wochen ohne Unterbrechung darin aufgehalten.

Ein zweiter Wagen fährt über die Brücke; der Herr, welcher eine Cigarre rauchend im Fond lehnt, muß ein Engländer sein, denn er hat einen großen Sonnenschirm über sich ausgespannt und das unvermeidliche rothe Buch auf seinen Knieen liegen. Die Cigarre wird ihm, fürchte ich, Unannehmlichkeiten bereiten. Sieh' da! Sein Iswostschik treibt die Pferde zum Galopp an; ein Kosak sprengt hinterdrein, jetzt kommt ein zweiter, jetzt ein ganzer Trupp. Der Engländer glaubt, dies sei eine Ehrenbezeugung für ihn und wendet sich geschmeichelt den Kriegern zu; er irrt sich, die Kosaken sollen ihn in fünfundzwanzig Rubel Strafe nehmen, die er verwirkt, weil er geraucht hat, was auf der Brücke und dem Meßplatz verboten ist.

Jene Reihe kleiner blauangestrichener Holzbaracken da drüben scheint direkt auf der Oka gebaut zu sein, man muß genau hinsehen, um zu entdecken, daß sie sich auf einer Sandbank des Flusses erheben, welche während des Winters und Frühlings vom Wasser bedeckt ist und regelmäßig um die Meßzeit zum Vorschein kommt.

Dort jener regelmäßige Bau, hat das Ansehen eines Bazars; er ist von engen Straßen durchschnitten, die alle nach einem Mittelpunkt auslaufen, wird von ambulanten Kaufleuten bewohnt und vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Das große Gebäude, das wie eine Spinne inmitten ihres Gewebes im Centrum des ganzen Platzes liegt, ist das Palais, welches der Gouverneur von Nishnij-Nowgorod während der Messe bewohnt. Den übrigen Theil des Jahres residirt er in einem Hause der Stadt.

Man gelangt in das Hotel des Gouverneurs von der Hinterseite aus über einen prächtigen, breiten, von Bäumen beschatteten Boulevard, der einen starken Gegensatz zu den engen

Alleen des Meßplatzes bildet und es ist ein großer Genuß, wenn man dem Staube und dem Gedränge der Messe entfliehend, hier frische Luft athmen kann. Am Ende des Boulevard erhebt sich eine schöne Kirche. Eine kleinere Kirche, die beim Volke in großer Gunst steht, liegt auf der andern Seite des Gouverneur-Hauses, dem Flusse gegenüber; sie ist von der Kaufmannschaft zum Gedächtniß an das im Jahre 1866 gegen den Czaar verübte Attentat errichtet worden.

Auf beiden Seiten der Kirche wehen Fahnen, die ein chinesisches Ansehen haben. Sie sind das Zeichen, daß Messe ist, man zieht sie mit dem Beginne der Messe auf und läßt sie erst am Schluß derselben nieder.

Auf der andern Seite des Meßplatzes an den Ufern der Wolga sieht man kleine braune Hügel; es ist Lindenbaumbast, aus dem Matten verfertigt werden. Etwas weiter hinauf liegt ein Haufe ungeheurer Mühlsteine aus dem Ural, bestimmt zum Gebrauche jener Mühlen, die das Salz auf dem Grunde des Meeres mahlen. Morgen wird dieser Steinberg eingeschifft und durch einen andern ersetzt sein.

Am äußersten Ende der Brücke liegt ein hölzernes Gebäude mit blaugestrichenem Dache, es ist die Börse. Die sich in ihren Umgebungen drängende Menge besteht fast gänzlich aus Rhedern, deren Schiffe eine Ladung nach dem Ural oder dem Kaspischen Meere, nach Astrachan oder St. Petersburg erwarten.

Werfen wir nun noch einen Blick ringsumher, es verlohnt sich der Mühe, denn überall sieht man Anzeichen der Entwickelung und der Fortschritte der Industrie. Dort der Schiffszimmerplatz zur Rechten ist der berühmte Werft von Kolschin, wo eine größere Anzahl Schiffe in Arbeit sind und wo man soeben wieder drei Dampfboote zu bauen beginnt, die nach Jahresfrist den Tobol in Sibirien befahren werden.

Jenes große Gebäude auf dem andern Ufer der Oka, aus Ziegeln mit dem ungeheuren Schornstein, ist eine Dampf-Sägemühle, welche die Bretter zum Bau der Waggons schneidet. Noch höher hinauf sieht man ein sehr bedeutendes Hüttenwerk, dessen zahlreiche Essen Flammen speien; es ist eine große Stahlfabrik, deren Besitzer, ein Großhändler, ein Vermögen von zehn Millionen Rubel sein eigen nennt und dabei so genau ist, daß, wenn er einen Brief bekommt, er das Couvert aufhebt, damit es noch ein Mal gebraucht werden kann.

Verlassen wir jetzt unseren Beobachtungsposten und begeben uns inmitten des von den heißen Strahlen der Sonne beschienenen in dichte Staubwolken gehüllten Menschenknäuels. Es ist der 15. August, der belebteste Tag der Messe, an welchem die meisten Geschäfte abgeschlossen werden.

Die ungeheuren Waarenvorräthe, welche vor den Läden aufgestapelt und durch Matten gegen den Regen geschützt sind, geben dem Meßplatz ein höchst originelles Ansehen. Diese Matten erweisen sich übrigens durchaus nicht als eine überflüssige Vorsichtsmaßregel, denn es regnet zuweilen in Strömen und alsdann sind die Straßen mit einem flüssigen Schlamm angefüllt, in welchen der Fuß versinkt; so unangenehm derselbe indeß auch sein mag, ist er doch dem feinen Staube vorzuziehen, von dem man bei trockenem Wetter eingehüllt wird. Eine Abtheilung des Meßplatzes ist ausschließlich für einheimische Produkte reservirt. Hier findet man jene buntbemalten mit Metallreifen beschlagenen Koffer, welche eine nationale Institution genannt werden können und ohne deren Besitz ein Bauer oder eine Bäuerin sich namenlos arm vorkommen würde.

Jene kupferne Urnen, Samowar genannt, in denen der Thee bereitet wird, kommen von Tula an der Oka, nicht weit von Moskau. Wie der Russe in allen Dingen das Gesuchte dem Einfachen vorzieht und sich niemals mit einem einfachen guten Schloß und einem einfachen Schlüssel begnügt, so haben auch diese Samowar einen sehr guten complicirten Verschluß und man muß zuweilen mehrere Federn in Bewegung setzen, ehe die rechte Oeffnung zum Vorschein kommt; bei andern ist wieder das Schlüsselloch sichtbar, aber man muß erst auf eine Feder drücken, ehe man den Schlüssel hineinbringen kann. Die meisten öffnen sich vermittelst einer Schraube, die aber immer nur zu dem Samowar paßt, zu dem sie gemacht ist.

Ein höchst merkwürdiger Artikel sind auch die aus langer harter Wolle in sehr originellen Mustern gewebten sibirischen Teppiche. Die wohlhabenden Bauern spannen dieselben als Hinterdach über ihre Schlitten. Ebenso zeichnen sich die russischen Papiertapeten durch höchst geschmackvolle Muster aus.

Ein grober, haariger Stoff, oder besser, ein aus Kuhhaar gefertigter Filz, Woilok genannt, um den ein Bauer aus Kleinrußland handelt, wird von den Russen zu sehr verschiedenen

Zwecken verwendet. Ein Blatt Woilok dient ihnen als Matratze, von Woilok werden ihre Winterstiefel angefertigt.

Wir sind nunmehr auf unserm Rundgange bis zum Hause des Gouverneurs gelangt und da wir wissen, daß er am heutigen Tage empfängt, so treten wir ein, um ihm unsere Ehrfurcht zu bezeugen.

Während wir dem großen Manne angemeldet werden, warten wir in einem geräumigen Vorzimmer, angefüllt mit Beamten, die gleich uns eine Audienz erbeten haben. Sie sind im Hofcostüm, haben den dreieckigen Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite und die Brust mit Orden geziert. Man sieht hier Uniformen, die nur sehr selten das Tageslicht zu erblicken scheinen und deren unglückliche Träger bedenkliche Aehnlichkeit mit den Vogelscheuchen haben. Der Zufall hat mir ein solch beklagenswerthes Individuum zum Nachbar gegeben, dessen Züge ein stereotypes Lächeln zeigen, das man für den Ausdruck des Blödsinns nehmen könnte, müßte man es nicht auf Rechnung eines Zustandes des äußersten Unbehagens setzen.

Die verblichene, altmodische Uniform, in welcher mein Nachbar steckt, hat ehemals einem Minister gehört und ist ihrem jetzigen Inhaber viel zu eng auf der Brust. Er weiß nicht recht, wie er den Hut, den er unter dem Arm trägt, halten soll und sein kurzer Degen stößt beständig an. Die Handschuhe wollen ebenfalls nicht passen und verbreiten, da sie gewaschen sind, einen penetranten Geruch, der sich mit dem der Pomade, mit welcher er Haupthaar und Bart gesalbt, in nicht gerade angenehmer Weise mischt.

Diese wunderliche Persönlichkeit ist Procurator in einer Provinzialstadt und gekommen, Seine Excellenz in einer Geschäftsangelegenheit zu consultiren. Das Zittern und die sichtbare Angst des guten Mannes könnten eine üble Meinung von dem Gouverneur erwecken, die aber durchaus irrig wäre. Er ist im Gegentheil ein liebenswürdiger, freundlicher älterer Herr und außerdem ein thätiger, rechtschaffener und umsichtiger Staatsbeamter.

Nachdem der Gouverneur, General O., uns empfangen und sich längere Zeit in jovialer Weise mit uns unterhalten hat, verabschieden wir uns von ihm und begeben uns in die unteren Räume des von ihm bewohnten Hauses, die zum Bazar eingerichtet und zu diesem Zwecke in lauter kleine Läden abge-

theilt sind. Die in diesen Läden ausgestellten Waaren stellen ein ethnologisches Museum dar.

Im ersten Laden erblicken wir jene Schweizer Knochenschnitzereien, Sennhütten, Kirchen, Gemsen, Ziegen u. s. w., die wir Alle seit unserer Kindheit kennen. Der Verkäufer redet das Patois des Oberlandes. Dicht daneben sitzt ein bärtiger Bekenner Muhameds in majestätischem Schweigen inmitten seiner Seidenstoffe, Kashmirs und anderen indischen Waaren.

Ihm gegenüber steht ein Tartar mit einer Raubvogelphysiognomie, welcher persische Türkisen feil hält. Sein Nachbar ist ein gigantischer Russe aus Jekatarienburg in Sibirien, der eine Auswahl der kostbarsten Edelsteine vor sich ausgebreitet hat. Ihm folgt ein Circassier mit feinen Zügen und langem Haar, der das pittoreske Kostüm seines Vaterlandes trägt und Silberfiligran-Arbeiten zu verkaufen hat. Ein Feueranbeter aus Schiras bietet von ihm fabrizirte persische Teppiche zum Verkauf und Pariser Glacéhandschuhe; ein sogenannter Engländer hat seinen Laden mit Nürnberger Spielzeug gefüllt, dann kommt ein Brillenhändler und ein Optikus aus Berlin und so geht es weiter. Bei jedem Laden findet man einen neuen Typus.

Alle diese Leute suchen einander und das Publikum in der raffinirtesten Weise zu betrügen. Der Kaufmann aus der Bukharei verbirgt seine persischen Seidenwaaren unter dem Ladentisch und bemüht sich statt dessen, in Moskau verfertigte Nachahmungen an den Mann zu bringen. Der Circassier hat Imitationen aus Tula, welche weder so solide, noch so theuer, wie das echte Filigran aus seiner Heimath sind. Der Perser, das Bild edelster Würde, verkauft Teppiche, denen die Steuerplombe, das Zeichen, daß sie ausländischen Fabrikats sind, fehlt. Mit einem Worte, sie sind sämmtlich Betrüger, und wer auf dieser Messe kauft, muß ausgezeichnete Augen haben und ein sehr gewiegter Kenner sein, oder sich darauf gefaßt machen, übervortheilt zu werden.

„Und wenn ich nun wirklich um einige Thaler betrogen würde? Ist das Vergnügen mit den Repräsentanten so vieler großer Nationen zu thun gehabt zu haben, nicht so viel werth?“ so höre ich viele meiner Leser lächelnd sagen.

So grausam es auch scheinen mag, ihnen alle Illusionen zu entreißen, muß ich doch der Wahrheit die Ehre geben und eingestehen, daß es auch mit der Nationalität dieser Verkäufer nicht so ganz richtig ist.

Der schöne Circassier ist ein in St. Petersburg wohnender und daselbst wohlbekannter armenischer Kaufmann. Der wahre Bekenner des Propheten ist ein Einwohner von Nishnij=Nowgorod selbst; der Tartar mit den Türkisen, dessen Gesicht die Geschichte eines Lebens voll Gefahren und Abenteuer zu erzählen scheint, ist ein friedlicher Bürger Moskaus, woselbst er einen kleinen Laden hat. Was den sibirischen Riesen anbetrifft, so ist er allerdings echter als seine Waare, denn ich habe ihn in Sibirien selbst gesehen, wo er wahrscheinlich seine Steine gesammelt hat.

Auch der Teppichfabrikant ist, was seine Nationalität anbetrifft, keine Contrebande, wohl aber muß man sich wundern, ihn an dieser Stelle zu sehen, denn er ist ein reicher Großhändler und besitzt eine ziemlich gute Bildung. Im Laufe des Gespräches, in das ich mich mit ihm eingelassen, äußerte ich, seine Teppiche würden sich in London wahrscheinlich besser verkaufen, als in Nishnij=Nowgorod.

„Ganz gewiß," antwortete er, „und ich schicke auch sehr viel Teppiche nach London, aber meine Familie besucht seit fünfunddreißig Jahren die Messe und so bleibe ich dabei. Es ist eine Zerstreuung, eine Gelegenheit Bekannte zu sehen und zu erfahren, wie es in der Welt zugeht. Wir verdienen hier nicht unsere Kosten, aber wir mögen nicht fortbleiben."

Von den Teppichen, welche keine Steuermarke trugen und die wohl seine Kosten decken halfen, etwas zu sagen, hütete er sich wohlweislich. Sei dem, wie ihm wolle, so war er doch sehr höflich, und da ich noch nie Gelegenheit gehabt hatte, die persönliche Bekanntschaft irgend eines seiner Landsleute zu machen, so bat ich ihn, mich in die für die Perser reservirte Abtheilung einzuführen. Er war sogleich dazu bereit, brachte mich nach der persischen Abtheilung, stellte mich dort einer Gruppe sehr ernst aussehender hohe schwarze Mützen tragender Persönlichkeiten vor und ging alsdann wieder zu seinem Laden zurück.

Die persische Abtheilung enthält Seidenwaaren, Früchte, Teppiche aller Art, langhaarige kaukasische Decken, Droguerien aus Mittelasien, reichgestickte Pantoffeln aus Teheran, Schlafröcke aus einem warmen, weichen Stoffe mit kashmirartigen Mustern, die aus Meschel kommen, Türkisen aus der Umgegend von Herat. Alle diese Artikel scheinen echt, sind aber von sehr verschiedener Qualität. Der persische Kaufmann sucht nicht gleich

dem Russen dadurch zu betrügen, daß er einen viel höhern Preis nimmt, sondern, indem er eine schlechtere Qualität als er vorgelegt hat, unterzuschmuggeln sucht. So fragte ich nach dem Preise eines Stückes rothen Seidenzeuges, das sorgfältig aufgerollt war. Der Perser forderte 25 Kopeken für die Archine, was für den starken Stoff ein mäßiger Preis war, als ich aber das Stück aufrollte, wurde der Seidenstoff immer leichter und leichter und war zuletzt so durchsichtig wie Mousseline. Ich erlaubte mir den ehrlichen Verkäufer in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam zu machen; er blieb ganz ruhig, zuckte die Schultern und sagte: „Was können Sie für 25 Kopeken die Archine für Seidenzeug verlangen?

Die Einrichtung der Privatzimmer dieser persischen Kaufleute ist höchst einfach: Eine Bank, die als Divan dient, viele Kissen und Teppiche, mehr bedarf es nicht.

Wir verlassen die persische Abtheilung und wenden uns der bukharischen zu. Sogleich beim Eintritt in dieselbe wird unser Auge durch ein Schauspiel gefesselt, welches das Glück eines Wachsfigurencabinets machen könnte. Im ersten Laden sitzen fünf Bukharen von sehr vornehmem Ansehen mit gekreuzten Beinen auf dem Ladentisch um eine Partie Baumwolle. Ihre schönen ausdrucksvollen Gesichter haben einen bronze- oder kupferfarbigen Teint, ihr Haar ist vom glänzendsten Schwarz und die ebenso schwarzen lebhaften und durchdringenden Augen scheinen Flammen zu sprühen. Alle fünf tragen prächtige Seidengewänder und sind mit Schmucksachen bedeckt; der mittelste von ihnen, der augenscheinlich die erste Persönlichkeit des Kreises ist, zeichnet sich durch einen in unzähligen Farben schillernden Kaftan und durch einen silbernen, mit kostbaren Steinen, namentlich Türkisen, bedeckten Gürtel aus. Die Gruppe war unverkennbar weit mehr mit der Betrachtung ihrer eigenen Herrlichkeit als mit ihren Handelsangelegenheiten beschäftigt, denn als ich mich mit der Frage nach dem Preise eines zur Schau ausgelegten Stückes Seidenzeug an den Einen wandte, blickten mich wohl fünf Paar Augen mit dem Ausdruck des tiefsten Interesses an, aber Antwort erhielt ich nicht. Nach einigen Augenblicken erschien ein Diener, der mir mittheilte, die fünf Herren machten nur Engros-Geschäfte, ich müsse mich, wenn ich im Einzelnen kaufen wolle, an ihn wenden, denn er habe ein Detail-Geschäft auf eigene Rechnung etablirt.

Wie ich später erfuhr, waren die fünf Herren nach Nishnij gekommen, um daselbst eine Baumwollenernte zu verkaufen und Leinwand dagegen einzuhandeln. Wären die Herren geneigt gewesen, einen Engroshandel mit ihren Photographien zu unternehmen, hätte ich ihnen als Agent für Paris und London gegen geringe Provision gern gedient.

Links von der bukharischen Abtheilung befindet sich eine Reihe Buden, in welcher ein Gewebe aus Gold-, Silber- oder verschiedenfarbigen Seidenfäden zum Kauf geboten wird, das man nur in Rußland fabrizirt, und aus welchem Priestergewänder und Gegenstände für Altar- und Kirchenschmuck gefertigt werden. Andere Stoffe desselben Genres, nur noch feiner und schöner, werden nach dem Orient, namentlich nach Persien exportirt, wo man Frauen-Pantalons daraus macht.

In der tartarischen Abtheilung sieht man Lederstiefeln in allen Farben, Pantoffeln u. s. w. Einer der Verkäufer machte Schwierigkeiten, mir ein Paar sogenannter Moschee-Pantoffeln zu verkaufen, denn er meinte, ich ginge in keine Moschee und brauche sie deshalb nicht. Es bedurfte längerer Zeit, bis ich ihn überzeugt hatte, das dies meine Sache sei und nicht die seine.

In derselben Reihe befindet sich eine Abtheilung, die Alles enthält, was Rußland und der Orient an Produkten nur hervorbringen. Caviar, Rhabarber, Fischblase, Bethelnüsse; die allergrößte Auswahl russicher Fabrikate, außerdem Quincaillerien aus Paris und London von allen Arten und Daten, die neue Erfindung neben altmodischem Kram, mit einem Worte, das Mögliche und Unmögliche, was ein Kaufmann jemals an den Mann zu bringen hofft. Und doch wird hier gerade ein enormer Umsatz gemacht, dabei geht der Handel schnell und ohne viele unnütze Worte von Statten.

In der sibirischen Abtheilung fand ich einen Bekannten, einen Kaufmann, mit dem ich schon öfter zu thun gehabt und der mir die Ehre anthat, mich zum Mittagsessen einzuladen. Obgleich dieser Mann in Nishnij nur eine elende Bretterhütte als Comptoir benutzte, war er doch einer der reichsten Kaufleute Rußlands, der über ein Kapital von 20 Millionen disponirte und seine Handelsverbindungen über das ganze Reich ausdehnte. Fragte man ihn, wo er Agenturen habe, so lautete die Antwort: „In allen Städten, von Archangel bis Astrachan.“

Die außer mir noch zu dem sehr luxuriösen Diner eingeladenen Gäste waren große russische Kaufleute, Grundbesitzer oder Direktoren bedeutender industrieller Unternehmungen. Einer der Herren, die nach meiner Schätzung wohl zusammen einen Landbesitz von fünf Millionen Morgen repräsentirten, war ein Greis, dem ein langer weißer, bis auf die Brust herabfließender Bart ein patriarchalisches Ansehen verlieh. In seiner Jugend war er der Kutscher des Vaters unseres Wirthes, des Begründers des Geschäftes, gewesen, seit fünfunddreißig Jahren war er aber schon der Adjutant, die rechte Hand, des Chefs. Er gehörte der Partei der sogenannten Altgläubigen an, im Uebrigen stand er aber in dem Rufe, daß seine Geschicklichkeit im Abschließen eines Geschäftes in Rußland nicht ihres Gleichen habe. Nach einem bei Leuten seiner Klasse häufig vorkommenden Kunstgriff stellt er sich bei solchen Gelegenheiten taub, um besser Zeit zum Ueberlegen zu haben, und man muß ihm in die Ohren schreien; sonst hört er aber recht gut.

Das Diner war, wie erwähnt, gut zubereitet und angerichtet; unser Wirth hatte einen Pariser Koch, und alle Delikatessen, welche in Nishnij, Moskau und St. Petersburg zu haben sind, waren auf seiner Tafel vereinigt. Dabei muß ich bemerken, daß es sich nicht etwa um ein offizielles Festessen handelte, sondern daß wir an der täglichen Mahlzeit Theil nahmen. Es ist Sitte, während der Messe offene Tafel zu halten und zu derselben Alle zu ziehen, mit denen man in Geschäftsverbindungen steht.

Nach dem Diner besuchten wir schnell die Pagoden in der chinesischen Abtheilung. Bewohner des himmlischen Reiches fanden wir daselbst nicht, dafür aber desto mehr Muschiks aus Moskau und deren Herren.

Die Straßen waren angefüllt mit kahlköpfigen Tartaren, welche unter so lebhafter Gestikulationen mit einander verhandelten, daß man sie für Tollhäusler halten konnte.

Im Vorübergehen machten wir auch dem Theater einen Besuch, wo man soeben eine Scene aus Hamlet oder „Gamlet“, da das Stück in russischer Sprache gegeben wird, spielte, die Russen haben nämlich keinen aspirirten Laut und ersetzen das H durch G. Das Theater war, obgleich gar nicht übel gespielt ward, kaum zur Hälfte gefüllt, es giebt in Nishnij amüsantere Orte, wie z. B. die Traktirs, welche beständig voll sind und in denen es sehr lebhaft zugeht. Wir traten in eins, das den

Namen Barbadienkos führt, und in welchem sich echte Zigeuner produziren.

Der Saal war angefüllt mit Leuten aus allen Klassen, doch sah man wenig Militair- und Beamtenuniformen, welche letztere in Rußland sonst immer überwiegen, während der Messe ist in Nishnij aber der Kaufmannsstand vorherrschend.

Kaufleute mit langen Bärten und von echt russischem Ansehen tranken Champagner, als ob es Wasser gewesen wäre. Man sah auf den Tischen überhaupt nur zwei Getränke: Champagner und Thee. Sobald einer unserer im Saale anwesenden russischen Bekannten uns bemerkte, schickte er uns durch den Kellner Gläser Wein und trank uns aus der Ferne zu.

Das Publikum war wohl schon recht animirt und gesprächig, aber nicht berauscht, das sollte erst später kommen. Im gegenwärtigen Stadium besaß man noch so viel Selbstbeherrschung, daß, sobald die Zigeuner erschienen, ein allgemeines Stillschweigen eintreten konnte.

Die Zigeuner stellten sich in zwei Halbkreise auf und zwar so, daß die Frauen in der vordersten Reihe auf Stühlen saßen, die Männer hinter sie traten. Die Ersteren trugen Kostüme in den glänzendsten Farben und waren mit blitzenden Zierrathen behangen. Man hat oft die Schönheit der asiatischen Zigeunerinnen gefeiert und mit vollem Rechte, ihr Typus ist viel feiner und ihr Ausdruck intelligenter, als man bei den europäischen Zigeunern findet. Was die Männer anbetraf, so war ich erstaunt über ihre Aehnlichkeit mit den Juden.

Sobald die gehörige Ruhe eingetreten war, gab der Kapellmeister auf seiner Guitarre das Zeichen zum Beginn des Conzertes und eine Frau intonirte einen sanften klagenden Gesang, welcher dem Auditorium laute Beifallsrufe entlockte.

Sie sang ruhig, ohne Anstrengung, dabei wanderten ihre schwarzen Augen bis in die entfernteste Ecke des Saales und man darf die Hälfte des wilden Enthusiasmus, mit der ihr Gesang aufgenommen ward, getrost auf Rechnung der durch diese Blicke ausgeübten Verzauberung setzen. Ich habe sie dasselbe Stück auf einem von den Kaufleuten der Messe, dem Großfürsten Wladimir zu Ehren, veranstalteten Feste singen hören, wo sie damit einen wo möglich noch größeren Erfolg erzielte.

Nachdem sie geendet stimmte die gesammte Bande einen Chorgesang an, dessen Energie einen eigenthümlichen Contrast

zu der soeben gehörten sanften Melodie bildete, die Sänger schienen wie vom Dämon besessen, sie schrieen, heulten, schnalzten mit den Fingern und schüttelten den ganzen Körper wie in convulsivischen Zuckungen. Während dessen drehte sich der Guitarrenspieler, eine kleine zierliche Figur, auf seinem Instrumente spielend graziös um sich selbst und ließ dabei seine schwarzen Augen wie Blitze im Saale umherschießen.

Die russischen Zigeuner, welche gewiß mehreren Racen angehören, wären für einen Ethnologen ein interessantes Studium und haben auch mich so lebhaft beschäftigt, daß ich, obgleich ich ihrer bereits in einem früheren Kapitel gedacht, hier nochmals darauf zurückkommen möchte. Die Mehrzahl dieser Leute, welche man gewöhnlich in der Nähe großer Städte, wie z. B. Moskau oder Kasan, antrifft, hat allerdings nichts besonders Hervorstechendes. Die Frauen gleichen den Zigeunerinnen, die man in allen andern Ländern Europas findet und die Männer haben einen ausgesprochenen jüdischen Typus, und zwar den Typus derjenigen Juden, welche man vorzüglich in der Krim findet. Aber, wie bereits erwähnt, habe ich auf meinen Reisen zuweilen Zigeuner angetroffen, die einer ganz andern Race anzugehören schienen. Sie haben eine viel dunklere Haut, langes, schwarzes, lockiges Haar, dicke Lippen, eine gerade Nase, kurz, den egyptischen Typus. Ich habe bemerkt, daß die Letzteren weit weniger Gefallen an schreienden Farben und viel mehr Lust zum Arbeiten hatten, als die gewöhnlichen Zigeuner.

Ich begegnete einmal jenseits des Ural einen der letzteren Race angehörenden Bande, bei welcher dreißig bis vierzig Frauen waren, die mir durch eine wunderliche Eigenthümlichkeit auffielen. Sie waren nämlich, Alt und Jung, alle ganz gleich in derselben dunklen Farbe und demselben Stoffe gekleidet, ja der Mantel einer Jeden war genau von dergleichen aus einem Kupferreif gebildeten Broche gehalten. Diese Uniform verleitete mich, die Zigeuner aus der Ferne für einen Trupp Gefangener zu halten und ich schickte den Starosta des Postrelais, wo wir die Pferde wechselten, zu ihnen, um etwas Geld unter sie zu vertheilen, beschwor aber dadurch eine Scene herauf, die ich nie vergessen werde. Die Zigeunerinnen rissen dem armen Teufel buchstäblich die Kleider in Fetzen, um sich der paar Kopeken zu bemächtigen, und nachdem er so schnell wie möglich das Geld vertheilt hatte, was er in den Händen gehabt, wollten sie es

durchaus nicht glauben, daß er nichts mehr habe und machten sich daran, seine Taschen zu durchsuchen. Die jüngeren Frauen waren zum Theil sehr schön, die älteren hatten aber ein wahrhaft hexenartiges Ansehen. Sie bettelten mit einer seltenen Zähigkeit, aber auf eine andere Art als die gewöhnlichen Zigeunerinnen, denn während diese einen klagenden Ton annehmen und wahrsagen wollen, fordern jene mit einer unglaublichen Unverschämtheit.

Diese Zigeuner, welche man nach meinen individuellen Beobachtungen hauptsächlich in den an Mittelasien grenzenden Theilen Rußlands findet, sind vielleicht die Abkömmlinge der wahren Zigeuner, die nach Grellmann aus Hindostan stammen sollen. Die Hypothese wird noch durch den Umstand verstärkt, daß von diesen Zigeunern kein Einziger richtig russisch spricht, obgleich sie vierhundert Jahre Zeit gebraucht haben, es lernen zu können. Auch ihre Sitten und Gebräuche haben viel Aehnlichkeit mit denen der Hindus; dagegen darf man nicht aus den Augen lassen, daß sie gleich den übrigen Zigeunern ihren Anführer Woiwode nennen, und daß dieses Wort slavischen Ursprungs ist. Nicht unwesentlich dürfte endlich die Bemerkung sein, daß die russischen Zigeuner in ihren Bewegungen viel graziöser und in ihren Tänzen weit decenter als die anderer Länder sind.

Doch kehren wir zu unserer Meßbeschreibung zurück. Wir verließen auf kurze Zeit den Meßplatz und suchten ein in geringer Entfernung von der Stadt gelegenes Dorf auf, und hier hatten wir das Schauspiel der Betrunkenheit in ihrem äußersten Stadium, so daß sich die Feder sträubt, diese Orgien näher zu beschreiben und wir eiligst dem Schauplatz derselben den Rücken kehrten.

Unser nächster Besuch galt einem Traktir, wo Russen im Nationalkostüm Nationaltänze aufführten. Besagtes Kostüm besteht aus einem rothen Hemd, weiten Hosen aus schwarzem Sammet, lackirten Stiefeln und einem platten Filzhut. Die Tänzer waren fast alle Kinder oder junge Leute und ihre Tänze, die weit mehr Muskelkraft als Grazie erfordern, sind so recht nach dem Geschmacke der wahren Russen aller Klassen. Die Zuschauer bestanden meistens aus sehr achtungswerthen russischen Kaufleuten. Ich fand auch hier einen Bekannten, einen jungen Mann von sehr ruhigem Aeußern, der aber bei bei weitem

mehr trank als ihm gut war und jedem Eintretenden Gläser Champagner schickte. Auf dem Tische vor ihm standen mindestens zwölf Flaschen Röderer. Zwei Diener, die nicht gleich ihren Gefährten in Baumwolle, sondern in persischer Seide gekleidet gingen, waren ausschließlich um ihn beschäftigt. Der junge Verschwender hieß Karl Karlowitsch, war einundzwanzig Jahre alt und der einzige Sohn und Associé eines der bedeutendsten Talghändler in Sibirien. Er war nach Nishnij-Nowgorod gekommen, um eine Partie Talg zu verkaufen und „sich die Welt anzusehen“, was er dahin auslegte, sich zu betrinken und das Geld seines Vaters in Wirthshäusern und andern übel berufenen Orten zu vergeuden.

Wie ich später hörte, hatte der allzu vertrauensvolle Vater und Associé die Unvorsichtigkeit begangen, dem jungen Mann für 150,000 Rubel Talg zu übergeben und ihm anempfohlen, zuerst den Talg zu verkaufen und die Rechnungen in Ordnung zu bringen, und sich dann zu amüsiren. Karl Karlowitsch kam dieser Anweisung pünktlich nach. Er überbrachte seinem Vater bei seiner Rückkehr Bücher und Rechnungen, die in vollkommenster Ordnung waren, und aus welchen hervorging, daß er ein sehr vortheilhaftes Geschäft gemacht habe. Der alte Mann belobte ihn und verlangte das Geld; aber Karl Karlowitsch rief ganz verwundert:

„Geld! Ich habe keine Kopeke mitgebracht, das ist Alles in Nishnij geblieben.“

Ich habe gehört, der junge Mann soll sich rangirt haben und einer der geschicktesten und solidesten Kaufleute Sibiriens geworden sein. Die Messe von Nishnij-Nowgorod scheint überhaupt als ein Ort betrachtet zu werden, wohin man die russischen Jünglinge schickt, um sie austoben zu lassen, in der Voraussetzung, daß sie alsdann um so geneigter sind, in ihrer Vaterstadt ein gesetztes Leben zu führen. Ob dieser Zweck oft erreicht wird, vermag ich nicht zu sagen, wohl aber weiß ich, daß auf diese Weise in wenigen Tagen ungeheuere Summen verschwendet werden.

Unser Besuch in dem zweiten Traktir beendete unser Tagewerk, wir suchten unser Quartier auf und legten uns schlafen. Noch vor etlichen Jahren gab es in der ganzen Stadt kein Hotel, in dem sich nur einigermaßen erträglich logiren ließ, während man gegenwärtig deren zwei sehr angenehme und rein-

liche daselbst hat: das Hotel zur Post und das Hotel Soboleff. Wer in Rußland gereist ist, der weiß, welche Wohlthat es ist, ein gutes weißes Bett, in dem man nicht von Flöhen und Wanzen aufgefressen wird, in einem Wirthshause zu finden.

Am andern Morgen war ganz köstliches Wetter und wir benutzten dasselbe zunächst zu einem Spaziergange nach dem Ufer des Flusses, wo die Tartaren beschäftigt waren, die Fracht-Güter der Schiffe ein- und auszuladen. Sie arbeiteten freudig und friedlich, die meisten sangen und hatten das Aussehen glücklicher Kinder. Man hörte weder Zank noch Geschrei.

Wir bemerkten Russen von unserer Besitzung in der Provinz Tambow, welche unter dem Commando eines unserer Bauern eine Barke abluden. Wir stiegen an Bord und schüttelten uns mit unserm Muschik die Hände, um ihn den Unterschied zwischen einem ausländischen und einem russischen Herrn erkennen zu lassen. Einem russischen Grundeigenthümer wird es niemals einfallen, einem Bauer die Hand zu reichen oder ihn sich nahe kommen zu lassen.

Die Frühstücksstunde schlug gerade während wir auf der Barke waren. Die Männer verließen ihre Arbeit, bildeten einen Kreis, entblößten ihre Häupter und verrichteten, während sie sich mindestens zehnmal bekreuzten, ein Gebet. Dann setzten sie sich um eine große mit Suppe gefüllte hölzerne Schüssel. Der Patron vertheilte Schwarzbrod und Holzlöffel unter sie, jeder bestreute sein Brod mit Salz, das er aus einem neben der Schüssel stehenden Salzfaß nahm, und nun begann der Patron das Mahl, indem er mit seinem Löffel in die Schüssel fuhr, die herausgeschöpfte Suppe zum Munde führte und den Löffel neben sich hinlegte; die Uebrigen folgten der Reihe nach seinem Beispiel und nun ging es so lange mit der größten Ordnung in die Runde, bis die Schüssel leer und das Mahl beendet war. Die Leute standen auf, verrichteten abermals ein Gebet, bekreuzten sich, setzten ihre Hüte auf und gingen wieder an die Arbeit.

Diese eigenthümliche Art und Weise das gemeinschaftliche Mahl einzunehmen und die dabei zu Tage tretende gute Haltung gehören zu den beim Russen vorhandenen orientalischen Zügen.

Wir verließen die Barke, und begaben uns auf ein für den Don bestimmtes Packetboot. Auch hier sollte das Frühstück aufgetragen werden, die Table d'hôte war servirt und zwar mit

einem blendend weißen Tischtusch, schönem Porzellan, Krystall u. s. w. Die Kellner standen in frische baumwollene Anzüge gekleidet um die Tafel herum.

Wir kehrten nach dem Meßplatz zurück und wollten nun einmal unsere Geschicklichkeit im Handeln erproben.

„Iwan, was kosten diese Felle?“ fragte ich.

„Zwanzig Rubel.“

„Zwanzig Rubel! Das ist ja Räuberei!“

„Sie kosten mich selbst achtzehn.“

„Ich gebe Dir fünf.“

„Barin, Sie treiben Ihren Scherz mit mir. Ich werde Sie ihnen für fünfzehn lassen. (Mit einem Schwur.) Sie kosten mich dreizehn.“

Nun wohlan, ich werde Dir zehn Rubel geben, aber keine Kopeke mehr.“

Ohne sich weiter zu besinnen, läßt er mir zu diesem Preise die Felle und ich glaube so lange ein gutes Geschäft gemacht zu haben, bis er, nachdem er sein Geld eingesteckt hat, mir zwanzig andere Felle von ganz derselben Größe und Qualität das Stück zu acht Rubel anbietet. Auf meine verneinende Antwort geht derselbe von Schwüren und Flüchen begleitete Handel los, er steigt bis auf fünf Rubel herunter und ich komme endlich zu der Meinung, daß die Felle keine Kopeke werth sind.

Endlich ist aber das Geschäft abgeschlossen und es bleibt nur noch, die Felle zusammenzupacken und nach meinem Hotel zu schaffen. Nichts leichter als das; ein Tartar, der einer Zunft von Packern angehört, ist sofort zur Stelle und besorgt die Verpackung mit der größten Geschicklichkeit und Schnelligkeit.

Ueberall begegnet man Armeniern, sie sind die Juden des Orientes, sehr habsüchtig im geschäftlichen Verkehr, aber außerordentlich industriell. Die zahlreichen Stickereien, welche man im Bazar sieht, sind sämmtlich Arbeiten der armenischen Frauen aus dem Kaukasus.

Die Perser sind merkwürdig höflich, gut erzogen und, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt. Darf man von denen, welche man in Nishnij sieht, auf ihre Landsleute schließen, so ist diese Nation ebenso civilisirt wie raffinirt.

Ein Muschik, der für seine Frau ein seidenes Kleid kaufen wollte, bat uns, ihm bei der Auswahl behilflich zu sein, und ein solcher Kauf ist in der That eine Sache von Wichtigkeit,

denn das Kleid wird während des ganzen Lebens der guten Dame vorhalten und möglicherweise noch auf ihre Erben übergehen. Unser Freund fand großes Gefallen an einem gelben moiré antique, aber der Name des Stoffes war ihm unverständlich und er bat mich, ihm denselben zu erklären. Als ich ihm sagte, es sei ein englischer Stoff, entschied er sich augenblicklich dafür.

In demselben Magazin handelte eine alte Frau um ein seidenes Kopftuch. Sie hatte sich halb und halb für ein Tuch entschieden, das einem Regenbogen glich, war aber immer noch nicht zufrieden und verlangte von dem geduldigen Verkäufer ein Tuch, das etwas mehr Farben habe. Der Kaufmann, ein Bild der Ruhe und Höflichkeit antwortete ihr mit dem größten Ernst, man habe bis jetzt noch nicht mehr Farben erfunden als sich auf dem vorgelegten Tuche befinden.

Auch unser Appetit war nun rege geworden und wir traten in das beste Restaurant auf der ganzen Messe, wo Nikite Egorew seinen Gästen alle Delikatessen vorsetzt, gleichviel ob die Jahreszeit sie mit sich bringt oder nicht. Wir bestellten einen Fasan und setzten uns an ein Fenster, daß auf den Hühnerhof geht. Fast in demselben Augenblicke sahen wir den Kellner Jagd auf einen der dort herumlaufenden Fasanen machen und da wir voraussetzten, daß derselbe uns zum Opfer fallen sollte, fürchteten wir, der Braten werde etwas hart sein.

Während wir warten, umschwirren uns die großen Neuigkeiten der Messe. P. hat drei Millionen Pud Eisen gekauft; die bukharische Baumwolle findet wenig Abnehmer; der Thee steigt im Preise; die Russen geben dem Karawanenthee den Vorzug vor dem zu Schiffe gekommenen; es sind wieder verschiedene neue Eisenbahnlinien projectirt; das Geld ist wohlfeil; der Handel geht im Allgemeinen gut und Rußland prosperirt.

Unser Fasan übertraf unsere Erwartungen, er war vorzüglich. Nach dem Essen gingen wir nach den Kanälen hinunter, um dort eine Cigarre zu rauchen, was auf dem Meßplatz verboten ist. Diese sogenannten Kanäle bilden nämlich regelmäßige und luftige unterirdische Straßen, deren Wölbungen sehr hoch sind. Man gelangt dahin vermittelst kleiner runder Thürme, in welche die Treppen münden; beständig abfließendes Wasser erhält daselbst eine außerordentliche Reinlichkeit, leider

wird aber die gute Luft verdorben durch den Tabak, welchen der Muschik hier unten raucht, da es ihm auf der Oberwelt verboten ist. Unsere Neugierde war noch, ehe wir die erste Cigarre ausgeraucht hatten, vollkommen zufriedengestellt und wir stiegen wieder aus der Erde empor.

Die Treppe, vermittelst welcher wir wieder ans Tageslicht traten, lag dicht neben der ganz nach orientalischem Muster eingerichtete offenen Bude eines Wechslers. Die Wechsler machen ungeheure Geschäfte, denn die Gesammtsumme des auf der Messe umlaufenden Geldes beläuft sich auf unglaubliche Zahlen; dieser Geschäftszweig befindet sich übrigens ausschließlich in den Händen der Armenier oder der Altgläubigen, welche der abscheulichen Sekte der Scoptsi angehören. Sie sind indeß ziemlich ehrlich, obgleich sie es sich nicht übel nehmen sollen, falsche Banknoten massenhaft anzukaufen und als gute wieder zu verkaufen.

Hinter dem Hause des Gouverneurs spielte die Militairmusik und wir setzten uns einige Minuten auf eine Bank, um das Schauspiel der Promenade auf dem Boulevard in Ruhe zu genießen. Man spaziert in Gruppen und einzeln, aber die Unterhaltung ist nicht sehr beliebt, Jeder scheint mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein.

Den Boulevard entlang fahren zahrlreiche nach altrussischer Mode bespannte Droschken, d. h. eins der beiden Pferde geht in der Gabel, das andere ist lose gespannt und galoppirt nebenher. Diese Art Equipagen, welche in St. Petersburg und Moskau als hocharistokratisch betrachtet und in allen größeren Städten vorzugsweise vom Polizeichef benutzt werden, sind in Nishnij lediglich den Damen der Demi-Monde überlassen.

Es blieben uns vor unserer Abreise nach Moskau noch einige Stunden und wir benutzen dieselben, noch eine Tour um den Meßplatz zu machen und uns die verschiedenen Abtheilungen und die in denselben ausgelegten Waaren anzusehen. Da giebt es eine Abtheilung für Droguen und Chemikalien, eine andere für Felle und Pelzwerk, eine andere für Silberwaaren u. s. w. Noch einmal überblickten wir von der Höhe eines Glockenthurmes das bunte Treiben aus der Vogelperspective, und da uns noch immer Zeit blieb, traten wir in einen Circus, wo wir sicher sein konnten, viele tartarische Frauen zu finden. Wir hatten uns nicht getäuscht, sie waren in großer Anzahl vorhanden, aber wir konnten nichts von ihnen erblicken; ein großer

Shawl hüllte die ganze Gestalt so vollständig ein, so daß man sich wundert, wie sie um sich sehen können, und wie sie nicht vor Hitze ersticken.

Endlich gingen wir nach dem Bahnhof, die Locomotive pfiff, wir stiegen ein, aber noch in dem Waggon reichten sich Europa und Asien die Hand, wir fuhren mit Persern und Armeniern.

Ich habe mich um so länger bei der Messe von Nishnij-Nowgorod aufgehalten, als deren Glanz vielleicht bald im Erbleichen begriffen sein wird. Für den Augenblick ist sie noch der größte und wunderbarste Markt der Welt auf dem im Laufe von zwei Monaten über 200,000 Menschen zusammenströmen und ein Umsatz von 400 Millionen gemacht wird. Die meisten der hier verkauften Waaren sind auf der Stelle und gegen baare Zahlung zu liefern, doch wird dieses System, das fast auf allen großen Handelsplätzen abgeschafft ist, gewiß wohl in Folge der immer größer werdenden Ausdehnung der Eisenbahnen auch in Nishnij verschwinden und die Stadt durch die veränderten Verhältnisse wahrscheinlich an Bedeutung verlieren. Was man aber der Stadt nicht nehmen kann, das ist ihre einzige Lage auf der Grenze zweier Welten; vermöge dieser wird sie stets eine Menge von Produkten und von Käufern anziehen, welche an einem andern Orte zu vereinigen eine Unmöglichkeit wäre und dürfte auch noch ferner für ganz Europa gewissen Produkten den Preis bestimmen.

Vierzehntes Capitel.

Die centralasiatische Frage.

Die ältesten Beziehungen Rußlands zu Khiwa. — Gesandtschaften; Expeditionen; kriegerische Unternehmungen. — Der Handel mit Südasien. — Transithandel. — Die russische Politik.

Ich habe nun noch einige Bemerkungen zu machen über das sogenannte unbefugte Eindringen Rußlands in diejenigen asiatischen Provinzen, welche im Nordwesten an die indischen

Besitzungen Englands grenzen; zuvor muß ich aber einen Augenblick bei den Bewegungen der früheren russischen Regierungen verweilen, sowie bei den von den Khans selbst unternommenen Annäherungen, um die Basis kennen zu lernen, auf welcher die heutige Frage beruht.

Der älteste offizielle Akt in dieser Beziehung, dessen Andenken sich erhalten hat, ist die im Jahre 1557 vom Khan von Khiwa an Iwan den Schrecklichen abgeordnete Gesandtschaft. Zweck derselben war, die Erlaubniß zu erbitten, mit Rußland in Handelsverbindungen zu treten. Dieser Gesandtschaft folgten in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts noch mehrere andere.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts beklagten sich die Khiwaner, daß die Kosaken, die für den Handel gewährten Erleichterungen mißbrauchend, Streifzüge in den Ural machten, um Khiwa zu nehmen. Die Kosaken genossen indeß ihren Sieg nur kurze Zeit und wurden selbst unterjocht.

Im Jahre 1662 bat der Khan den Czaar Michael um seinen Schutz, aber erst im Jahre 1702 fand dieselbe Bitte eines andern Khan, beim Czaar Peter, Gehör, welcher sich entschloß, das Land unter seinen „Schutz" zu nehmen und Suzerain der Khiwaner zu werden.

Es war mithin Peter der Große, welcher zuerst die Absicht kundgab, dem russischen Handel eine Straße nach Indien zu öffnen. Im Jahre 1715 dirigirte er nach letzterem Lande über Khiwa eine Kaufmannskarawane. Um Peters Absichten ins rechte Licht zu setzen, darf ferner nicht unerwähnt bleiben, daß er gleichzeitig mit dieser Karawane eine andere ganz ähnliche Expedition nach China sandte. Einige Jahre später schickte der Czaar einen neuen Gesandten an den Khan; derselbe ward jedoch unterwegs ermordet und seine Begleiter wurden als Sklaven verkauft.

Der Zweck dieser Gesandtschaft war gewesen, genauere Ermittelungen über die Richtigkeit der Nachrichten anzustellen, welche Peter dem Großen über die an den Gestaden des Flusses Oxus befindlichen reichen Goldlager zu Ohren gekommen waren. Die angestellten Nachforschungen bestätigten die ersten Mittheilungen nicht und als Peter starb, blieben die Beziehungen zwischen Rußland und Khiwa wie sie früher gewesen waren. Der Khan fuhr fort, Gesandtschaften wegen Abschluß von Han-

delsverträgen zu schicken, welche von den Khiwanern immer wieder gebrochen wurden.

Das Fort Semipalatinsk war das erste, welches die Kette der Forts eröffnete, die allmählich von den russischen Herrschern zum Schutze des Handels auf der asiatischen Grenze erbaut wurden.

Peters Nachfolgerinnen, Elisabeth und Katharina II. empfingen häufig khiwanische Gesandtschaften, deren Resultate jedoch immer dieselben blieben. Mit dem Anfang dieses Jahrhunderts hörten aber Seitens der Khiwaner nicht nur diese entgegenkommenden Schritte auf, sondern sie wollten auch die Autorität des Czaars nicht mehr anerkennen. Sie wählten einen Khan, der alle Verbindungen mit den Russen abbrach und sich sogar Gebietsverletzungen gegen dieselben erlaubte. Die khiwanische Politik ward immer herausfordernder und im Jahre 1802 wurde einem russischen Gesandten, der sich in einer Mission nach der Bukharei begab, die Durchreise verweigert.

Das letztere Land, um dies hier sogleich zu erwähnen, stand schon seit längerer Zeit auf viel besserem Fuße mit Rußland als Khiwa, wahrscheinlich in Folge der größeren Entfernung, welche die Gelegenheiten zu Streitigkeiten verringerte.

Aufgebracht über das Betragen des Khans, beschloß Kaiser Paul sich Khiwas zu bemächtigen und versammelte zu diesem Zwecke in Orenburg eine Armee von 50,000 Mann. Sein plötzlicher Tod machte diesen Eroberungsplänen ein schnelles Ende, indem sein Nachfolger, Alexander, welcher anfänglich den Plan gehabt hatte, den Krieg fortzusetzen, anderen Sinnes ward und die Expedition aufgab.

Im Jahre 1835 wurden die kriegerischen Unternehmungen gegen Khiwa wieder aufgenommen und im Jahre 1839 dirigirte Nikolaus eine Armee nach dieser Gegend und erließ das berühmte Manifest von Orenburg. Der Khan war jedoch klug genug, die Situation zu begreifen, so daß im Jahre 1842 der erste wirkliche Vertrag zwischen Rußland und Khiwa zu Stande kam, was jedoch eine Fortdauer der gegenseitigen Reibereien nicht verhinderte.

Mehrere Jahre lang führte man eine Art Guerillakrieg gegeneinander und erst seit dem Jahre 1856 läßt sich das Land als verhältnißmäßig ruhig bezeichnen.

Die Khans der Bukharei hatten während dessen häufig Ge-

sandtschaften nach Rußland geschickt, alle in der Absicht, die Russen zur Anknüpfung von Handelsverbindungen mit ihnen zu vermögen, da die Khanate der Bukharei und von Khiwa, sowie indirekt das von Khokand gewisse Materialien von Rußland bezogen, die ihnen äußerst nothwendig waren, als Metalle, Farben u. s. w. Natürlich mußten sie aus diesem Grunde wünschen, gute Beziehungen mit diesem Lande aufrecht zu erhalten, aber ihre unaufhörlichen Kriege, und die zwischen den einzelnen Stämmen herrschenden Eifersüchteleien machten es sehr schwierig, regelmäßige Handelsverbindungen mit ihnen zu unterhalten.

Was läßt sich nun aus diesem historischen Rückblick folgern? Rechtfertigt er die Ansichten Derjenigen, welche Rußland die Absicht zuschreiben, Indien zu erobern? Ich glaube es nicht. Zuvörderst geht aus allen Unterhandlungen mit den Khans hervor, daß diese es waren, welche Handelsverbindungen mit den Russen anzuknüpfen suchten, und daß die Russen nicht die Absicht hatten, die Khans zu unterjochen. Ich kann mir nicht denken, daß irgend Jemand im Ernst glauben kann, Peter der Große oder Katharina hätten die Absicht gehabt, Indien zu erobern. Peter war viel zu praktisch, um nicht einzusehen, daß es, wenn er diesen Plan verfolgte um die Ausführung eines viel wichtigeren, die Consolidirung seines Reiches, geschehen sei, und Katharina war viel zu sehr mit der Türkei beschäftigt, um an Indien zu denken. Sobald die Krim durch den Vertrag von Karnadiz für unabhängig von der Türkei erklärt worden war, nahm Katharina denn auch den Khan dieses Landes unter ihren Schutz und Konstantinopel ward das ausgesprochene Ziel der russischen Politik.

Die Russen hatten ganz gewiß gute Gründe, um Eingang in Centralasien zu suchen und noch bessere, um begehrliche Blicke nach Indien zu werfen; aber es sind erst die letzten Kaiser, welche sich mit dem Handel und dem Süden Asiens beschäftigt haben.

Es scheint als wären nach den angeführten Versuchen viele Jahre verflossen ehe man neue Bestrebungen in der Richtung nach Indien gemacht hätte. So verbreitet die Meinung auch sein mag, die traditionelle Politik der Czaaren sei auf die Eroberung Indiens gerichtet gewesen, kann ich doch kein historisches Factum finden, das derselben eine Stütze zu bieten vermöchte.

Ich behaupte im Gegentheil und alle Thatsachen beweisen es, daß diese Politik stets nur einen commerziellen Zweck gehabt hat.

Die Wüsten Asiens könnten, da sie mit den fruchtbarsten Oasen durchstreut sind, die werthvollsten Produkte liefern. Es wäre für Rußland von großer Wichtigkeit, Baumwolle entweder im eigenen Lande zu ernten oder doch wenigstens durch Vermittelung eines tributpflichtigen Volkes zu erhalten, und wäre die Bukharei friedlich, so könnte sie eine hinreichende Quantität liefern, um alle Fabriken Rußlands damit zu versorgen. Ganz ebenso ist es mit der Seide und andern Producten, welche von der größten Wichtigkeit für die Hebung der Gewerbthätigkeit sind.

Wie bereits früher erwähnt, sind die russischen Fabrikate vorzugsweise für den Orient geeignet, wo ein besonderes Genre gefordert wird, in welchem die russischen Fabrikanten Vorzügliches leisten, da sie bei vielen ihrer Produkte von asiatischem Geschmack inspirirt sind. Die Russen würden also nicht nur durch den Absatz nach diesen Provinzen profitiren, sondern auch durch den Transit nach andern ferner liegenden Ländern, die zu erobern ihnen niemals einfallen kann, mit welchen aber ein Verkehr nur durch diese Bindeglieder möglich ist.

Durch die kleine Bukharei können sie mit einem Theile des himmlischen Reiches in Verbindung treten, dessen große Bevölkerung sehr viel in Rußland fabrizirte Produkte gebrauchen und es dafür mit Rohmaterial auf einem viel bequemeren Wege versehen könnte als den bisherigen über Maimatschin und Kiachta im äußersten Nordosten. Indien bietet noch weit größere Hilfsquellen; ist es doch das Vaterland des Indigo, der Baumwolle, des Kaffees, der Gewürze u. s. w., also mit einem Worte von der größten Nothwendigkeit für Rußland. Diese Erwägung kann doch aber unmöglich von einem Volke unbeachtet bleiben, das jetzt gerade zum commerziellen Leben erwacht!

Für die ihm von Indien gebotenen Schätze würde Rußland seine baumwollenen Gewebe, seine Eisenwaaren, seine Phantasieartikel geben können und es würde sich auf diese Weise ein sehr bedeutender Handelsverkehr herausbilden.

Ich wiederhole es und halte es Allem, was in dieser Beziehung Gegentheiliges gesagt und geschrieben wird gegenüber

aufrecht: Rußland kann mit vielen Artikeln den Kampf mit dem übrigen Europa recht gut aufnehmen. Es schickt z. B. seine Stoffe auf dem großen Umwege über Kiachta nach China und dennoch werden in Peking die russischen Baumwollenwaaren billiger verkauft, als die zur See dahin beförderten englischen.

Die Nothwendigkeit hat bei den Russen die Industrie des Transportes entwickelt und es giebt fast kein Volk auf Erden, was darin Besseres oder Wohlfeileres leistete. Sie werden ohne Zweifel sehr gut einsehen, welche große Vortheile ihrem Lande durch den Transit der indischen Waaren erwachsen müßten. Von dem Augenblicke an, wo die asiatischen Horden der Steppen unterworfen wären, könnte Rußland darauf rechnen, daß es ungeheure Transporte von Indien nach England und von England nach Indien auszuführen haben würde. Gegenwärtig ist ein solcher Transit in Anbetracht des Weges unausführbar, man könnte aber den Sir-Dardia und den Amu-Dardia nutzbar machen und mit Hilfe dieser Flüsse den Preis auf ein billiges Maaß zurückführen. Schon heute, wo der Weg mit Ausnahme einer kurzen Strecke Schiffahrt auf der Wolga zwischen Samara und Nishnij-Nowgorod zu Lande gemacht werden muß, kostet die Seide von ihrer Heimath bis St. Petersburg pro Pfund etwa anderthalb Groschen Transport.

Ich glaube also mit vollem Rechte behaupten zu dürfen, daß Rußlands eigenes Interesse ihm verbietet, seine Hand nach Indien auszustrecken, und noch viel unwahrscheinlicher wird eine solche Handlungsweise, sobald man sie vom militairischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Rußland mit seinen achtzig Millionen Quadratmeilen hat schon so ungeheure Grenzen zu bewachen, daß es ihm nicht gelüsten kann, seinem Territorium die Berge Indiens und eine Horde halb unterworfener Wilder einzuverleiben. Der russische Soldat ist noch viel weniger als der anderer europäischer Länder im Stande, ein sehr heißes Klima zu ertragen. Eine Armee jenseits des Hindu-Kusch senden, hieße im entgegengesetzten Sinne, aber sicher mit demselben verhängnißvollen Resultate, Napoleons des Ersten Expedition nach Moskau wiederholen.

Ferner wäre es Rußland unmöglich, ein Land wie Indien zu verwalten, es mangelt ihm dazu vollständig an Material. England hat viele Jahre gebraucht, um dafür taug-

liche Beamte zu erziehen und sie sind trotzdem noch mittelmäßig genug.

Ehe ein Angriff auf das englische Indien gemacht werden könnte, müßten überdies auch erst noch die Afghanen unterworfen werden: dies aber ist ein Unternehmen, vor dem Rußland wohl zurückschrecken wird, und zwar mit vollem Rechte, denn es ließe die Nomaden des Khanats zwischen sich und seiner Operationsbasis.

Hegten die Russen wirklich Eroberungsideen, weshalb sollten sie sich alsdann die Mühe geben, das Khanat zu durchschreiten? Sie könnten ja viel schneller über das Kaspische Meer als durch die Bukharei nach Indien kommen und gewännen dabei noch außerdem eine absolut sichere Operationsbasis.

Es ist möglich, daß die Souveraine Rußlands das Projekt haben, die drei Khanate zu annektiren und auf diese Weise das große Tartarenreich herzustellen, von dem Iwan Wassiliwitsch im Jahre 1500 geträumt hat; aber das ist, ich wiederhole es, immer noch kein Grund, um zu behaupten, daß Rußland Absichten auf Indien habe. Vom politischen, commerziellen und militairischen Standpunkte aus betrachtet erscheinen derartige Pläne gleich unmöglich.

Ich verkenne nicht die großen Schwierigkeiten, welche es für das russische Volk hat, die Politik seiner Regierung zu durchdringen, denn es giebt keine öffentlichen Diskussionen über die Absichten des Kaisers und die Anschauungen der Minister, aber nach den Zeitungen zu urtheilen, billigt die Presse und die öffentliche Meinung die weise Mäßigung der Regierung, welche jene wilden Horden einzig in der Absicht bekämpft, den Handel des Landes zu heben, während der Gedanke eines Vorstoßes nach Indien überall nur belächelt wird.

Die Russen sehen in ihren jüngsten Fortschritten gegen Central-Asien ganz dieselbe Politik, welche England in Indien befolgt. Sie verstehen sehr gut, welche Wahrheit in der Bemerkung eines ihrer berühmtesten Schriftsteller liegt: „Die Engländer repräsentiren in Asien den Beginn der Civilisation und Humanität; sie haben dem Räuberunwesen ein Ende gemacht und statt dessen Ordnung und Gerechtigkeit hergestellt. Die Engländer sind die Retter Indiens, die Vertheidiger des Rechtes und der Humanität gewesen; mit der durch sie gemachten Er-

oberung hat die Aera des Blutvergießens ihr Ende erreicht. Ist ihre Regierung nicht immer ein Muster der Vollkommenheit gewesen, so muß man doch einräumen, daß sie stets viel milder, menschlicher und gerechter als irgend eine der Regierungen war, unter welchen Indien bis jetzt gelebt hat?“

Rußland, das Englands Auftreten in Indien eine solche Gerechtigkeit widerfahren läßt, verlangt dieselbe Billigung für seinen wohlthätigen Einfluß auf die asiatischen Steppen, welche das Christenthum bereits dem bigottesten Muhamedanismus, der blinden Intoleranz und der tiefsten Verkommenheit, die jemals bei einem Volke geherrscht hat, zu entreißen beginnt.

Fünfzehntes Capitel.

Schluß.

Kurze Ueberſicht über die neuere Entwickelung Rußlands — und die Zukunft des Reiches.

Ich habe versucht, in den vorstehenden Blättern ein genaues Bild von der gegenwärtigen Lage Rußlands zu geben und es sei mir nun noch gestattet, meine Gedanken und Urtheile über das Reich, wie meine Hoffnungen für dasselbe in ein kurzes Resumé zusammenzufassen. So gern ich bei meinen Schilderungen auch immer die gute Seite hervorkehrte, konnte ich mir und wollte ich meinen Lesern nicht verhehlen, daß es auch eine Kehrseite der Medaille giebt. Rußland macht nach meiner Ansicht gegenwärtig die Krisis durch, welche im Leben einer großen Nation einzutreten pflegt, sobald sie ihre Apathie und Trägheit abschüttelt, um den Weg des Fortschrittes einzuschlagen; wenn es für den intelligenten und rechtschaffenen Theil der Nation gilt, den Kampf zu beginnen gegen die Unwissenheit und geistige Beschränktheit des jeder Neuerung abholden Theiles.

Das Leben des russischen Volkes entzieht sich fast gänzlich der Beobachtung des gewöhnlichen Touristen, der sein Urtheil nur nach dem bildet, was er in den Städten sieht; Stadtleben und Landleben sind aber fast in keinem Lande so verschieden

wie in Rußland. Die Bewohner der beiden Hauptstädte, St. Petersburg und Moskau, sind zum größten Theile cosmopolitisch und namentlich kann die erstere kaum eine russische Stadt genannt werden. Nicht nur daß ein bedeutender Theil ihrer Bevölkerung aus Ausländern besteht, auch die russischen Einwohner haben fremde Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen angenommen. Auf dem Lande und in den Landstädten ist dies anders; die Leute daselbst haben nicht Gelegenheit gehabt, mit andern Völkern viel in Berührung zu kommen und sich an ihnen abzuschleifen und sind in ihrem ganzen Sein und Wesen vollständig Russen geblieben.

Ob dies absolut ein Vorzug ist, dürfte eine andere Frage sein. Das Bild, welches ich von vergangenen Zeiten zu entwerfen hatte, war durchaus kein erfreuliches, das „ancien regime“ des russischen Volkes war entschieden das vollständige Gegentheil dessen, was wir unter Recht und Gerechtigkeit verstehen; aber es ist anders geworden und wird immer besser werden.

Der Conservatismus und die Halsstarrigkeit des alten russischen Adels hat schwerlich seines Gleichen auf Erden. Ich habe in meiner Beschreibung in der Art und Weise wie diese Kaste das Volk behandelte, nichts übertrieben, wohl aber eingehend bei diesem Charakterzuge verweilt, um meinen Lesern so recht anschaulich zu machen, welche Veränderungen und Verbesserungen der Nation zu Theil geworden sind.

Es ist nicht leicht zu begreifen, wie es möglich war, daß Rußland so lange Zeit so weit hinter allen andern Ländern zurückbleiben konnte, aber fast ebenso erstaunlich ist es zu sehen, welche ungeheure Fortschritte es seit dem Jahre 1861 gemacht hat, welche Reformen Platz gegriffen haben. Selbstverständlich ist noch sehr viel zu thun, aber das, was bereits unter den schwierigsten Verhältnissen geschehen ist, giebt die beste Gewähr für die Zukunft.

Das Oberhaupt des Staates hat sich nicht nur mit ehrenhaften und redlichen, sondern auch mit fähigen Räthen umgeben und dadurch die Möglichkeit erlangt, mehr für sein Volk zu thun als bis jetzt irgend einem Souverain vor ihm beschieden war.

Die bereits ausgeführten Reformen würden, wollte man sie einzeln registriren und erläutern, Bände füllen, man

kann deshalb nur die wichtigsten erwähnen und auch dadurch immer nur ein oberflächliches Bild des stattgehabten Umschwungs geben. Denselben nach seinem ganzen Umfange zu würdigen — vermag nur der, welcher unter den früheren Verhältnissen gelebt und gelitten hat und sich der jetzigen erfreuen darf.

Die Emancipation der Leibeigenen, durch welche Millionen menschlicher Wesen von Bedrückung und Tyrannei befreit und in die bürgerlichen Rechte eingesetzt wurden, war das Signal für andere Reformen, die naturgemäß dieser That der Gerechtigkeit folgen mußten.

Das neue Gesetz mit seinen einfachen Paragraphen, seinem mündlichen Vorfahren, Geschworenengerichten, Unabsetzbarkeit der Richter — die von einer höheren Instanz und nicht vom Edelmann des Ortes ernannt werden und überall gut besoldet sind — war eine wahre Segnung für ein Volk, das bis dahin kein anderes Recht als das durch Geld erkaufte, gekannt hatte. Unzertrennlich davon ist auch, daß sich eine Klasse gelehrter und sittlich tadelloser Advokaten unter den jüngern Rechtsgelehrten herangebildet hat.

Der priesterliche Beruf war früher erblich. Niemand konnte Pope werden, dessen Vater es nicht gewesen war, während nach einer geistigen und sittlichen Befähigung dafür weiter nicht gefragt ward. Gegenwärtig kann Jeder Geistlicher werden, welcher sich den dazu erforderlichen Prüfungen unterwirft und dieselben besteht; die unwissenden, in Trunksucht und Trägheit versunkenen Popen machen in Folge dessen immer mehr und mehr einem intelligenten und erleuchteten Nachwuchs Platz.

Durch die Einführung der Selbstverwaltung in die Gemeinden haben Alle Antheil an der Vertheilung der Abgaben, die sie zu entrichten haben.

Die Lage der Presse ist eine wesentlich bessere geworden. Es existirt dasselbe System der Avertissements wie in Frankreich und Oesterreich, und wenn auch manche Verwarnungen ertheilt werden, so wird die Politik doch ziemlich frei diskutirt und die Folge davon ist, daß der Ton achtungsvoller geworden ist. Bei einer Dynastie, die so sicher steht und vom Volke so sehr geliebt wird, wie die in Rußland herrschende, ist freilich jede Beschränkung der Presse überflüssig und

unbegreiflich, auch ist ein neues Preßgesetz, das größere Freiheiten gewähren soll, in Aussicht gestellt und wird mit Spannung erwartet.

Bis vor Kurzem war der russische Tarif der lästigste in ganz Europa, die aus der conservativen Idee des Schutzes der heimischen Industrie erwachsenen Einfuhrzölle waren geradezu unerträglich. Auch dieser Zustand der Dinge ist jetzt viel besser geworden, obgleich allerdings von einem System des Freihandels noch nicht die Rede sein kann. Indeß ist man doch auf dem besten Wege dazu und zwar durch die Einführung der Eisenbahnen, vor welchen Zollschranken nicht lange Stand halten können und die überall, wo man sie erbaut hat, sich als bedeutende Träger der Intelligenz und des Wohlstandes erwiesen haben.

Die Reformen in den verschiedenen Departements der Civilverwaltung sind zwar noch nicht vollendet, zeigen aber gegen das betrügerische, verrottete System von ehemals doch schon einen so bedeutenden Fortschritt zum Bessern, daß man mit Ruhe der Zeit entgegensehen kann, wo die Reform eine vollständige sein wird.

Auch die Behandlung der Soldaten ist eine viel humanere geworden. Die Knute und das Gassenlaufen gehören gänzlich der Vergangenheit an. Ein Gleiches gilt von der Marine. Schon der Umstand, daß der Großfürst Constantin der gesammten Flottenverwaltung vorsteht, ist hinreichend, um darzuthun, daß für das Wohlbefinden der Matrosen und Seesoldaten in umfassender und uneigennütziger Weise Sorge getragen wird.

Der Aus- und Eingangspunkt aller Reformen, die alleinige Basis, auf welcher dieselben gründlich, nachhaltig und segensreich ausgeführt werden können, die Erziehung, wird nicht vernachlässigt, dies beweist eine der jüngsten Verordnungen, durch welche die Klassiker zu einem Bestandtheile des allgemeinen Erziehungsplanes gemacht wurden. Die Neuerung hat große Opposition hervorgerufen, der Minister für den öffentlichen Unterricht hat sich aber dadurch nicht irre machen lassen und sie durchgeführt.

Der Muschik, der früher von seinem Barin absichtlich im Zustande absoluter Unwissenheit erhalten ward, hat jetzt

Gelegenheit, seinen Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen.

Während man ehemals endlosen Paßscheerereien und Prellereien ausgesetzt war, kann man jetzt, sobald man nur die Grenze des russischen Reiches überschritten hat, dasselbe nach allen Richtungen durchreisen, ohne ein einziges Mal nach dem Passe gefragt zu werden.

In den Städten, wo noch vor etlichen Jahren des Abends tiefe Finsterniß herrschte und wo es an dem nothwendigen Elemente zum Waschen und Baden in bedenklicher Weise gebrach, sieht man jetzt überall Gas- und Wasserwerke. Straßen, die sonst einen See von Schlamm bildeten, sind gepflastert, steinerne Brücken wölben sich über Flüsse, über welche früher nur vermittelst Kähnen der Uebergang zu bewerkstelligen war.

Der Telegraph trägt mit Windeseile jede Nachricht von einem Punkte des weiten Reiches zum andern und man kann jetzt leichter und schneller zwischen Perm und New-York correspondiren als früher von St. Petersburg aus nach einer der Vorstädte.

Sehr wichtig ist auch das Entstehen eines zahlreichen und wohlhabenden Mittelstandes, der in Zukunft bei der Entwickelung des Landes eine bedeutende Rolle zu spielen haben wird, und doch sind es kaum zehn Jahre, daß er sich zu bilden begann. Bis zum Jahre 1861 gab es im Reiche des Czaaren nur zwei Klassen — Adelige und Leibeigene; gegenwärtig zählt man deren vier — Adelige, Kaufleute, Krämer und Gewerbtreibende und Bauern.

Auch der Adel sieht sich allmählich veranlaßt, von seinem ausschweifenden Leben zurückzukommen und sich der neuen Ordnung der Dinge anzubequemen. Die jüngeren Leute dieser Klasse wenden ihre Aufmerksamkeit den Angelegenheiten ihres Vaterlandes und ihren eigenen Interessen zu, wodurch sie sich, ihrem Volke und ihrem Lande den größten Dienst erweisen.

Als eines der bedeutendsten Resultate, welches in materieller Hinsicht durch die aufgezählten Reformen herbeigeführt worden ist, kann das Budget genannt werden.

In einer Flugschrift, die ich im Jahre 1863 in Moskau veröffentlichte, lenkte ich bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf die mit reißender Schnelligkeit vor sich gehende Verbesse-

rung in den Finanzen des russischen Reiches, sowie auf den Umstand, daß die Einnahmen allmählich aber sicher die Höhe der Ausgaben erreichten.

Dieser Fall ist nunmehr bereits eingetreten, Herr v. Reutern ist im Stande gewesen, in diesem Jahre einen Ueberschuß in seinen Einnahmen nachzuweisen. Dies ist ein sehr stichhaltiger Beweis für die in Rußland stattgehabten Verbesserungen, gleichzeitig aber auch ein ehrenvolles Denkmal für die Geschicklichkeit und den aufopfernden Patriotismus des Finanzministers, der ein volles Recht hat, mit Stolz auf eine achtjährige Amtsführung zurückzublicken, während welcher er sein Vaterland in einen bis dahin noch nie vorhanenen Zustand der Wohlhabenheit versetzt hat.

Der Werth der russischen Staatspapiere ist bedeutend gestiegen und die eingeborenen Russen legen jetzt selbst ihre Gelder in einheimischen Fonds an. Die fünfprozentigen Bonds, welche die Krone als Ablösung an die Edelleute für die Leibeigenen verausgabte, standen im Jahre 1866: 68, während sie jetzt auf 88 gestiegen sind. Es ist verhältnißmäßig viel Geld vorhanden; der Bauer bringt seine Sparbüchse ans Tageslicht und das Papiergeld ist während der letzten fünf Jahre um fünfundzwanzig Prozent an Werth gestiegen.

Die Dividenden der Feuer- und Lebensversicherungen sind in fortdauerndem Steigen, eins der sichersten Zeichen für die fortschreitende Intelligenz eines Volkes.

Eine liberal gesinnte Regierung thut ihr Bestes, Handel und Industrie zu fördern und zu schützen und beide haben denn auch bereits einen recht bedeutenden Umfang gewonnen und werden ihn in immer ausgedehnterem Maße erlangen, denn die Hilfsquellen des russischen Reiches sind ungeheuer. Wohin wir blicken, sei es auf seine achtzig Millionen Einwohner, oder auf seinen Metallreichthum, oder auf seine vielen Millionen Morgen fruchtbaren Ackerlandes und fetter Weide, oder auf seinen Ueberfluß an Holz, oder auf seine noch unausgebeuteten Kohlenlager, oder endlich auf seine geographische Lage als Beherrscher des Ostens, überall sehen wir den Keim zu der ungeheuren Bedeutung, zu der das große moskowitische Reich langsam aber sicher emporsteigt.

Welches Schicksal dem mächtigen Staate noch beschieden sein wird, läßt sich schwer voraussehen, soviel darf man aber

wohl sagen, daß die Beherrscher Rußlands eine Macht in ihren Händen vereinigen werden, wie man sie ähnlich kaum je gesehen haben dürfte. Es sei uns deshalb gestattet, zum Schlusse der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß dem jetzt regierenden Kaiser noch ein langes Leben bescheert sei, damit er den seinem Volke verliehenen Segnungen noch viele neue hinzufügen könne, und daß die nach ihm kommenden Beherrscher des Czaarenreiches sich Alexander Nikolaiwitsch zum Vorbild nehmen und gleich ihm ihre Zeit, ihre Kräfte und ihre Fähigkeiten dem Wohle ihrer Unterthanen und der Consolidirung ihres Reiches widmen.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.